ARMIN
MOHLER
DER
NASEN
RING

ARMIN
MOHLER

DER NASENRING

Die Vergangenheitsbewältigung vor und nach dem Fall der Mauer

Langen Müller

»Die Zeit« und die *»Frankfurter Allgemeine Zeitung«* über Armin Mohler:

In der Hamburger »Zeit« (22.1.82) fügte der damalige Feuilletonchef Fritz J. Raddatz einer Kritik an Mohlers erster Schrift über die Vergangenheitsbewältigung folgendes Leumundszeugnis bei:

> *Was also ist Mohlers Position, die man verteidigen oder bekämpfen kann – die zu äußern aber sein Recht sein sollte? Mit Sicherheit nicht die eines »Nazi«. Das zu Tode gerittene Wort sollte, außer zur historischen Positionsbestimmung, also in Polemiken mal für eine Weile aus dem Verkehr gezogen werden. Dieser Vorwurf – auch der des »Faschisten« – gegen Mohler ist ressentimentgeladen, unsauber. Das inzwischen justitiable Wort »Auschwitzlüge« habe ich bei ihm nicht gefunden. Und sein Wort vom »Bewältigungsrummel« – denkt man an die Schmalzsäule »Holocaust« – ist so falsch nicht.*

In der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (12.4.90) zog ihr Redakteur für »Geisteswissenschaften«, Henning Ritter, dieses Fazit aus Mohlers lebenslanger Beschäftigung mit Vergangenheitsbewältigung:

> *Im Jahr 1950 ist Armin Mohlers bei Karl Jaspers in Basel entstandene Dissertation »Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932« als Buch erschienen – damals bemerkte man, daß wohl nur ein Schweizer »die Unbefangenheit« aufbringen könne, diese mit dem Nationalsozialismus verflochtene intellektuelle Strömung zum Thema zu machen. Lag schon in Mohlers Beschäftigung mit der »Konservativen Revolution« ein Protest gegen die Stigmatisierung des Konservativen durch den Nationalsozialismus, so hat er sich in seiner publizistischen Laufbahn immer wieder gegen solche Gleichsetzungen gewehrt, mit einer in der Bundesrepublik bis heute ungewöhnlichen Unempfindlichkeit, aber auch mit polemischer Schärfe und mit Witz. Seine Zielscheibe ist die Konformität der politischen Gesinnung, die die Linke mit einschließt, die aber durch einen Konservativen, der sich als rechtsstehend deklariert, verletzt wird, wie Mohler vielfach erprobt hat... Wer etwa seine These, daß die öffentlich bekundete Bußfertigkeit zum Ritual erstarrt sei und zur »Bewältigung« nichts beitrage, nicht sogleich als Plädoyer für das Vergessen beiseite schob, konnte sich dem Argument nicht so leicht verschließen, daß darin etwas von dem angeblich überwundenen deutschen Überlegenheitsdünkel wiederkehrt.*



3-7844-2332-9

Dies ist die erste umfassende, sowohl geschichtlich-politische wie psychologische Darstellung der deutschen Vergangenheitsbewältigung von 1945 bis heute. Das Buch schildert, wie aus der mit hohen moralischen Ansprüchen angetretenen »Vergangenheitsbewältigung« im Lauf der Jahre eine bloße Waffe im tagespolitischen Streit geworden ist. Gleichzeitig enthält es eine Strukturanalyse des Dritten Reiches, die in lebendiger Weise anhand der Erlebnisse des Studenten Mohler im Berlin von 1942 entwickelt wird.
Die vorliegende zweite Fassung des »Nasenring« unterscheidet sich von der ersten Ausgabe dieses Buches vor allem durch eine umfangreiche Ausweitung auf die mit dem Fall der Mauer geschaffenen Probleme. Sie stellt die Frage, ob es sinnvoll ist, auf die Hitler-Bewältigung (mit ihren in diesem Buch aufgezeigten Folgen) nun noch eine Stasi-Bewältigung draufzupacken.

Mohlers Buch hat den Finger auf einen wunden Punkt gelegt, und es gelingt ihm, vielfach treffend, Stereotypen und Rituale der »Bewältiger« bloßzustellen.

Rainer Zitelmann in der FAZ
(zur 1. Fassung)

LangenMüller



Foto Felicitas, München

Armin Mohler, geboren 1920 in Basel, habilitierter Politologe. 1949–1953 Sekretär von Ernst Jünger in Wilflingen. 1953–1961 Pariser Korrespondent verschiedener Blätter (darunter die Hamburger »Zeit« von 1955–1960). 1961 Eintritt in die Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München, die er 1964–1985 leitet.

Seine Bücher: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932* (1950, zum Handbuch erweitert 1972, endgültige Fassung in zwei Bänden 1989) / *Die französische Rechte* (1958) / *Die Fünfte Republik. Was steht hinter de Gaulle?* (1963) / *Was die Deutschen fürchten. Angst vor der Politik – Angst vor der Geschichte – Angst vor der Macht* (1965) / *Vergangenheitsbewältigung* (1968, zweite Fassung 1980) / *Sex und Politik* (1972) / *Von rechts gesehen* (1974) / *Tendenzwende für Fortgeschrittene* (1978) / *Wider die All-Gemeinheiten* (1981) / *Der Nasenring* (erste Fassung von 1989) / *Liberalenbeschimpfung* (1990).

Herausgeber des Sammelbandes *Wirklichkeit als Tabu. Anmerkungen zur Lage* (1986).

LangenMüller



ARMIN MOHLER

DER NASENRING

Die Vergangenheitsbewältigung vor und nach dem Fall der Mauer

Langen Müller

Die beiden ersten Auflagen dieses Buches (1. bis 7. Tausend) erschienen 1989
unter dem Titel »Der Nasenring/Im Dickicht der Vergangenheitsbewältigung«
im Verlag Heitz & Höffkes, Essen.

in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Schutzumschlag: Wolfgang Heinzel
Satz: MPM, Wasserburg
Gesetzt aus 10½/12° Times
Druck: Jos. C. Huber KG, Dießen
Binden: R. Oldenbourg, München
Printed in Germany
ISBN: 3-7844-2332-9

Zur neuen Fassung

Der Fall der Mauer am 9. November 1989 hat eine neue Fassung dieses Buches über die deutsche Vergangenheitsbewältigung notwendig gemacht. Die beiden ersten Auflagen sind im Frühjahr und im Spätsommer 1989 erschienen, also vor den Ereignissen jenes »deutschen Herbstes«. Der Verfasser braucht von dem, was er in der ersten Fassung dieses Buches geschrieben hat, nichts zurückzunehmen. Auch aus der Sicht von heute ist die landläufig geübte Bewältigung des Hitlerschen Erbes ein Unternehmen, das mit hohem moralischen Anspruch begann, sich aber dann zu einer bloßen Waffe im tagespolitischen Streit von heute herabwürdigen ließ. Worin sich der Verfasser — Schweizer von Herkunft und Wahldeutscher mit kritischer Distanz — getäuscht hat, ist seine Hoffnung, daß die Deutschen aus dem Debakel der Hitler-Bewältigung etwas gelernt hätten. Zu seiner Überraschung und Enttäuschung ließ sich ein erheblicher Teil der Deutschen dazu verleiten, auf die mühsam weiterklappernde Hitler-Bewältigung noch eine Stalin-Stasi-Bewältigung obendrauf zu packen. Diese »deutsche Vergangenheitsbewältigung Nummer Zwo« hat dazu geführt, daß die Deutschen sich miteinander streiten statt mit vereinten Kräften an den Wiederaufbau der vom Stalinismus zerstörten Provinzen zu gehen.

Die für die vorliegende zweite Fassung des »Nasenring« neu geschriebenen Kapitel 11 und 12 haben die DDR und den Stasi-Mythos zum Thema. Was man das »DDR-Syndrom« nennt — dieses schwer überschaubare Knäuel der verschiedensten Ideen, Interessen und Stimmungen —, ist nicht leicht aufzulösen. Obwohl Drittes Reich und DDR wenig gemeinsam haben — außer, daß sie »Diktaturen« waren —, gehen Emotionen der Hitler-Bewältigung und der Stasi-Bewältigung wirr durcheinander. Der Verfasser ver-

sucht da etwas nüchterne Sicht einzubringen. Im Kapitel 11 untersucht er kritisch die Einteilung der Deutschen in »Ossis« und »Wessis«. Im Kapitel 12 wird zunächst der Fall der Mauer analysiert; anschließend folgen ein Vergleich zwischen Drittem Reich und DDR und ein Versuch, den »Stasi-Mythos« zu entmythologisieren. Fazit des Kapitels ist, daß die verfahrene innerdeutsche Situation nach erfolgter nationaler Einigung eine Generalamnestie erfordert. Wobei der Verfasser betont, daß eine Generalamnestie nicht in Anspruch nimmt, die volle Gerechtigkeit wieder herzustellen (sofern es sie vorher überhaupt gab). Sie hat auch nichts mit »Verzeihen« zu tun, und schon gar nichts mit »Reinwaschen«. Generalamnestie ist vielmehr das Eingeständnis, daß in einer bestimmten historischen Situation Gerechtigkeit nicht herstellbar ist und es deshalb weise ist, auf ohnmächtige Versuche zu verzichten, die bloß die vorhandene Ungerechtigkeit um neue Ungerechtigkeiten vermehren würden. Generalamnestie will dieser Spirale durch einen entschiedenen Schnitt ein Ende machen und so einen Neubeginn ermöglichen.
Ein solcher Schlußstrich wäre auch deshalb wünschenswert, weil der Fall der Mauer um Deutschland herum zu Entwicklungen geführt hat, welche die Voraussetzungen für die deutsche Vergangenheitsbewältigung von Grund auf verändert haben. Davon handelt der letzte Abschnitt (12.9) des letzten Kapitels.

INHALTSVERZEICHNIS

Meinen Söhnen
Gert und Wulf

Erstes Motto
»Wer die Verbrechen unter den Nationalsozialisten ›relativiert‹, wer ihre ›Einzigartigkeit‹ bestreitet, der, so hört man, verharmlost sie. Genau das Gegenteil ist der Fall. Der ›Relativierer‹ verharmlost gar nichts, er spricht vielmehr die furchtbare Wahrheit aus, daß wir *alle*, alle ohne Ausnahme, im größten Stile zum Morde fähig sind. Verharmloser ist hingegen jener, der auf die ›Einzigartigkeit‹ der deutschen Verbrechen pocht. Er will nämlich an der Lüge festhalten, daß der Mensch im Grunde gut sei. Nur der Deutsche ist eben schlecht.«

Günter Maschke (1988)

Zweites Motto
»Der Antinazismus ist beileibe nicht das Gegenteil des Nazismus, sondern bloß seine Perversion. Der Text ist derselbe; er wird nur andersherum gelesen: statt von links nach rechts, nun von rechts nach links.«

Robert Hepp (1988)

Drittes Motto
»Ich wage die Behauptung, daß grundsätzlich jede Nation holocaustfähig ist.«

Viktor E. Frankl, Begründer der Logotherapie und KZ-Häftling, in seiner Rede am Rathausplatz in Wien am 13. März 1988.

1. DIE INSTRUMENTALISIERTE VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG

EINE EINFÜHRUNG IN GESCHICHTEN

Die Vergangenheitsbewältigung ist heute nicht mehr, was sie in ihren Anfängen war. Die Vergangenheit, auf die sie sich einst bezog, ist inzwischen zu einem bloßen Vorwand verblaßt. Diese Dominanz des Alibis ist der Ausgangspunkt unserer Untersuchung. Die folgenden vier Geschichten führen die VB — so kürzen wir die 25-Buchstaben-Vokabel »Vergangenheitsbewältigung« ab — als Inventarstück des westdeutschen Alltags von heute vor.

1.1 Das Oster-Ei

Schauplatz: München zu Beginn der 60er Jahre. Die Geschichte spielt in einer Ausländerfamilie. Ein deutscher Freund ist von einer Indien-Reise zurückgekehrt und hat zum Jux eine mit Hakenkreuzen verzierte Basttasche mitgebracht, wie man sie dort in jedem Basar kaufen kann (das Hakenkreuz ist in Indien ein altes Glückssymbol). Er kann sich solche Späße leisten — sein Familienbesitz wurde im Dritten Reich beschlagnahmt. Der Familienvater mahnt seine Frau: »Laß die Tasche nicht herumliegen — du weißt ja, daß die Jungen seit einiger Zeit alles abzeichnen, was ihnen vor die Nase kommt . . .« Doch als die Frau am frühen Morgen die Tasche wegräumen will, steht schon der Älteste mit dem Schulranzen davor und zeigt auf die roten und blauen Hakenkreuze: »Mama, was ist das?« — »Oh, hm, das sind — Sonnenrädchen. Geh jetzt, sonst kommst du zu spät in die Schule!«
Zweiter Akt. Ein paar Tage später, kurz vor Ostern. Der Achtjährige kommt aus der Schule nach Hause. Beim Essen erzählt er, die ganze Klasse habe (ausgeblasene) Eier bemalt, und jeder habe sein

Ei an Zweigen aufhängen können an der Wand. »Was hast du denn auf dein Ei gemalt?« Die stolze Antwort: »Ich habe Sonnenrädchen draufgemalt!« Die Eltern schauen sich an, verständigen sich stumm. Wenn jetzt ein striktes Verbot des Sonnenrädchen-Malens ausgesprochen wird, erhält die Kritzelei den Reiz des Verbotenen. Also cool: »Ach, mal lieber andere Sachen ...« (es folgen Themenvorschläge). Nachmittags geht die Mutter des Künstlers zur Lehrerin und erklärt den Fall. Die Lehrerin, eine »gstandne« Baierin, kippt nicht aus den Pantinen: »Ja, tatsächlich ... Tun wir das Ei weg, es könnte sonst Mißverständnisse geben.« Die Schalen landen im Abfalleimer und der Fall ist erledigt.
Dritter Akt, drei bis vier Wochen nach Ostern. Der Familienvater sitzt beim Herrenfriseur. Zwei Kunden werden vom Meister und vom Lehrling vor dem Spiegel bearbeitet, zwei weitere sitzen dahinter auf der Bank im Wartestand. Dem Alter nach haben außer dem Lehrling alle die Kriegszeit noch bewußt erlebt. Die Stimmung in dem engen Raum ist behaglich; auch die Wartenden haben die Illustrierten weggelegt. Obwohl (oder: weil) die Kunden sich untereinander nicht kennen, hören alle die Geschichten an, die reihum erzählt und kommentiert werden. Die Themen: Sport, Reisen, Frauen — keine Politik. Den Ausländer — höchstens für einen Taxichauffeur an seinem Akzent als solcher erkennbar — reizt es, die Geschichte vom Oster-Ei zu berichten. Es wird aufmerksam zugehört, aber zu dieser Geschichte gibt es keine Kommentare. Nach einer Pause wird das Thema gewechselt. Allerdings — als einer der Kunden zehn Minuten später den Friseurladen verläßt, dreht er sich bei der Türe nochmals um und läßt fallen: »Schöne Ostern ...«

1.2 Der aufgeregte Taxichauffeur

Schauplatz: München, im Jahr 1986. Ich sitze in einem Taxi. Der Fahrer ist Ungar, und zwar ein sehr temperamentvoller. Er fährt gut und kann nicht verstehen, daß es Leute gibt, die weniger schnell schalten als er. Der etwa 50jährige fällt von einem Zorn auf andere

Verkehrsteilnehmer in den nächsten. Von seinen Reaktionen ist der Zeigefinger an der Stirne noch das mindeste. Alle Ausrufe, die er von seinen bairischen Kollegen gelernt hat, kommen dran: Depp, sakrischer Depp, Bauer und so fort. Doch das Repertoire erschöpft sich allmählich — nicht aber der Zorn. Ich ahne: das Finale ist nahe. Aber ich kann es mir nicht vorstellen. Was wird die Steigerung der Steigerungen sein? Ich erfahre es, denn ein Verkehrsteilnehmer mit deutschem Nummernschild fährt wirklich ganz blöde und bleibt mit schrillem Kreischen der Bremse zentimeternahe schräg vor unserer Kühlerhaube stehen. Der Ungar neben mir holt ganz tief Atem, kurbelt wild sein Fenster herunter, streckt den Kopf mit Mähne heraus und schreit: »Heil Hitlerrr! Heil Hitlerrr!«
Das hätte ich nun doch nicht erwartet. Reichlich verdutzt begreife ich erst allmählich, welche Kette von Erfahrungen, Überlegungen und Affekten sich da — einem straff gespannten Gummiband gleich, das auf einen Schnitt hin wie ein Peitschenschlag loszischt — in der wütenden Beschimpfung konzentriert hatte. Gastarbeiter aus unverbrauchteren Ländern entwickeln oft erstaunliches Gespür für die aus der Fasson geratene Seelenlage ihrer deutschen Brotherren. Sie haben zu oft erlebt, wie Deutsche unter dem pausenlosen Beschuß durch Zerrbilder ihrer Vergangenheit ins Flattern geraten und mit jedem Rechtfertigungsversuch sich noch mehr im Netz der Neurotisierung verfangen. Da macht es dem ausländischen Streikposten der IG-Metall am Mercedes-Tor grimmigen Spaß, eine zwanzig Jahre nach Hitlers Tod geborene Sekretärin, die zu ihrer Schreibmaschine strebt, mit dem Zuruf »Du Nazi-Sau!« zu verängstigen. So kann man sich für wirkliche oder angebliche Demütigungen rächen. Schlagen sich die Deutschen nicht selber immer wieder von neuem das Dritte Reich um die Ohren? Mein ungarischer Chauffeur hatte sich wohl eines der zahlreichen Horror-Filme erinnert, in denen zackige SS-Männer wie Automaten hin und her marschieren, den Arm hochreißen und »Heil Hitler!« brüllen. Sein Brüllen hat auf jeden Fall genützt, denn der deutsche Verkehrsteilnehmer im anderen Wagen schaut ziemlich perplex durch die Windschutzscheibe. Meinem Chauffeur aber hat die Entlastung offensichtlich gut getan; er lehnt sich befriedigt

zurück und kurvt durch den Stoßverkehr weiter. Ich habe die VB als alltägliche Routine erlebt, wie Naseputzen oder Händewaschen.
Das Groteske ist, daß ich es mit einem Ungarn erlebt habe (als solchen hat er sich auf meine Frage hin zu erkennen gegeben). Die absolute Instrumentalisierung der VB könnte nicht besser demonstriert werden. Ich sage ihm, es wundere mich, daß gerade ein Ungar so etwas einem Deutschen an den Kopf werfe. »Wie meinen Sie das?« — »Nun — die Ungarn sind doch wirklich kein Volk, das sich über die Deutschen besonders zu beklagen hätte. Schließlich haben sie sich im Krieg ganz gut mit den Deutschen verstanden. Sie hatten nichts dagegen, daß Hitler ihr Staatsgebiet um fast das Doppelte vergrößerte. Und bei der Verfolgung der Juden waren die Pfeilkreuzler fast noch fanatischer . . .« Es ist natürlich gemein, daß ich so die Waffe der VB gegen ihn umkehrte — es ist ihm ersichtlich etwas peinlich. Da sich die Fahrt ohnehin ihrem Ende nähert, lenke ich ein und erzähle ihm eine Story aus den frühen Jahren der Bundesrepublik, die mir beim Stichwort »Ungarn« eingefallen ist.
Damals veranstaltete ein westdeutsches Medium — ich weiß nicht mehr, ob eine Illustrierte oder eine Rundfunkstation — folgende Umfrage beim Publikum: »Wer war schuld am deutsch-ungarischen Krieg von 1893 — die Deutschen oder die Ungarn?« Eine erdrückende Mehrheit der befragten Deutschen bekannte sich zur deutschen Schuld; nur eine kleine Minderheit reagierte mit »die Ungarn« oder »weiß nicht«. Mein Ungar kennt jedoch die Geschichte seiner Heimat und wendet ein: »Aber es gab doch gar nie einen Krieg zwischen Deutschen und Ungarn?« Ja, eben.

1.3 Die fatalen Kürzel

Mitte Januar 1982 schreckte eine AP-Meldung mit dem Titel »Trier verbietet NS-Kennzeichen« die westdeutschen Zeitungsleser auf: »Autokennzeichen, die ans Dritte Reich erinnern, dürfen in Trier ab sofort nicht mehr ausgegeben werden, selbst wenn dies

vom Antragsteller gewünscht wird. Das hat der Oberbürgermeister der Stadt, Felix Zimmermann angeordnet. Seine Begründung: in der letzten Zeit seien solche Kennzeichen gehäuft aufgetreten. Gesperrt sind in Trier ab sofort die Buchstaben-Kombinationen HJ, KZ, SA, SD, und SS.« — Auf die Anfrage eines Zeitungslesers, ob er keine anderen Sorgen habe, antwortete der Oberbürgermeister in Brief vom 5. 4. 1982, auch er sei der Meinung, »daß die ungeheuren Aufgaben in Gegenwart und Zukunft einigender Kräfte bedürfen. Gerade weil ich dieser Meinung bin und weil ich glaube, daß bei dieser Einigung auf unser benachbartes westliches Ausland nicht verzichtet werden kann, sah ich mich zu der von Ihnen aufgegriffenen Maßnahme veranlaßt. Bitte bedenken Sie: 6 km vor den Toren Triers liegt das Großherzogtum Luxemburg. Seinen Bewohnern ist während des letzten Krieges aus Richtung Trier sehr viel Böses widerfahren . . . Ich habe deshalb Verständnis dafür, daß unsere Luxemburger Freunde (und Verbündeten) nicht glücklich darüber sind und uns das auch gesagt haben, daß sie durch Trierer Autokennzeichen ständig an die Verursacher jener Bedrängnisse erinnert werden.«
Bekanntlich ist in Deutschland das prinzipielle Denken erfunden worden. Aber auch in diesem Land sollte eine solche Angelegenheit nicht tierisch ernst behandelt werden: sie nimmt dann eine Bedeutung an, die ihr nicht zukommt. Und das gilt für sämtliche beteiligten Lager. Hat wirklich eine größere Zahl von Autofahrern nach solchen Kennzeichen geangelt, so ist damit noch längst keine Naziverschwörung aufgedeckt (schon gar nicht in einer Karnevalsgegend wie Trier). In einer Gesellschaft wie der unseren, die den Trieben freie Bahn gewährt, aber das Denken zu gängeln sucht, kann es auch politisch unverdächtige Bürger locken, mal eines der wenigen verbliebenen Tabus zu ritzen. Ebenso unsinnig wäre es andererseits, nun unter dem Ruf »Wehret den Anfängen!« das »Recht« einzufordern, auf seinem Auto-Nummernschild jede beliebige Buchstabenkombination spazierenfahren zu dürfen, ohne deswegen politisch verdächtigt zu werden. Zwar wäre auch das kein Beweis für Nazi-Umtriebe: sollte es in unserer Gesellschaft noch Nazis geben, so würden sie wohl, angesichts der Machtlage,

so sichtbare Demonstrationen unterlassen; diese wären eher die Sache »grundsätzlicher« Liberalen. Wer Männerstolz vor Siegerthronen beweisen will, findet dafür jedoch sinnvollere Anlässe. Daß Verwaltungen außerhalb von Trier ebenfalls dieser Meinung waren, läßt sich einem Geständnis im Brief des Oberbürgermeisters entnehmen: »Diese Anweisung war notwendig geworden, weil unser Straßenverkehrsamt unbedacht *nicht* wie zahlreiche andere deutsche Städte verfahren war, in denen man schon immer auf eine Ausgabe solcher Kennzeichen verzichtet hatte.« (Welche Fahrlässigkeit übrigens, nach den bekannten Bewältigungsriten, als Beweis auffälliger politischer Unschuld der Trierer aufgefaßt werden kann.)

Anders verhält es sich natürlich, wenn der Anlaß für solche Aufgeregtheiten allzusehr an den Haaren herbeigezogen wirkt. Man fragt sich dann unwillkürlich: wem nützt die Aufgeregtheit? Oder, etwas subtiler gefragt: wer glaubt, daß ihm die Aufgeregtheit nützen könnte? Ein Beispiel dafür ist eine andere »Kürzel-Affäre«, die sich vier Jahre später in Hannover abgespielt hat und in der »Hannoverschen Allgemeinen Zeitung« (Ausgaben vom 12. 11. bis 10. 12. 1986) nachzulesen ist. Es geht um einen Tatbestand, der bereits 1982 bei der Eröffnung der U-Bahn-Linie B-Süd geschaffen wurde, aber erst im Spätherbst 1986 jemandem unangenehm aufgefallen ist. Im Mittelpunkt der Affäre steht eine attraktive (so die Fotos in den Zeitungen), energische und organisatorisch begabte jüngere Dame namens Edelgard Bulmahn, die zur bevorstehenden Bundestagswahl als Nachfolgerin von Helmut Rohde im hannoverschen Wahlkreis 37 kandidiert, aber noch keine stadtbekannte Persönlichkeit wie Rohde ist.

»Bestimmt hätte sich die Sache, um die es hier geht, auch diskret und geräuschlos aus der Welt schaffen lassen, doch nun ist ein Politikum daraus geworden.« So klagt die HAZ und präzisiert, worum es geht: Frau Bulmahn »hat äußerst genau gelesen, was die Fahrscheinentwerter in der U-Bahn-Station Schlägerstraße auf die Sammelkarten stempeln: ›Ss‹ erscheint da, neben Datum und Uhrzeit. Nun ist Groß-S und Klein-s zwar nicht das gleiche wie ›SS‹ schrecklichen Angedenkens, aber die Angelegenheit nimmt ih-

ren öffentlichen Lauf.« Dieser Lauf wird bald zur stetig anwachsenden Lawine. Nicht nur muß ausgerechnet diese U-Bahn-Station »Schlägerstraße« heißen. Es wird auch bald bekannt, daß in dieser Straße, nur wenige Meter entfernt, einst die Leitstelle der Gestapo war. Und es melden sich politische Veteranen — ein 80jähriger Anhänger der damals verbotenen »Sozialistischen Front« und ein 77jähriges KPD-Mitglied — die bezeugen, damals in dem Gestapo-Lokal mißhandelt worden zu sein. Ein Vertreter der jüdischen Gemeinde qualifiziert angesichts dieser Entdeckungen die Angelegenheit als »obszön«, und die Suche nach weiteren Obszönitäten geht weiter. Bei einer anderen Station, Königsworther Platz, wird man fündig: hier stempeln die Entwerter-Automaten ein »Kz« auf die Fahrscheine. Zwar ist in weitem Umkreis kein Standort eines einstigen KZ auszumachen, aber die Belastung bleibt bestehen, weil in der zeitgeschichtlichen Literatur neben dem üblichen Kürzel »KZ« nur zu oft ein abgeschwächtes »Kz« auftritt. Ein Leserbrief der HAZ nennt die beiden Stempel ein »Zeichen historischer Bewußtlosigkeit«.

Allerdings steht dieser Leserbrief am Ende einer langen Reihe von Leserbriefen, die in ihrer Mehrheit anders tönten. Nach Meinung örtlicher Beobachter zwang die in der Bevölkerung vorherrschende Stimmung zu einem solchen Öffnen des Ventils, etwa in der Art: »Keineswegs will ich die Untaten, die in den 30er und 40er Jahren ›im Namen des Volkes‹ begangen wurden, verharmlosen oder gar negieren. Wenn aber eine heutige Politikerin in einem Kürzel ›Ss‹ eine Nachlässigkeit und eine Vertreterin der jüdischen Gemeinde eine Obszönität sieht, so sehe ich mich, gelinde gesagt, zum Lachen gezwungen, obwohl es eher zum Weinen anregt, wenn man sieht, daß sich sogenannte Politiker um derartige Lächerlichkeiten kümmern und jüdische Vertreter eine Hexenjagd schüren.« Die abschließende Stellungnahme des »Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen«, eine Woche später, läßt denn auch deutlich Verlegenheit erkennen: »Es ist erstaunlich, welche Emotionen geweckt werden, wenn ein Jude in dem Gebrauch eines Symbols des Dritten Reiches eine Obszönität sieht. Sicherlich, in diesem Zusammenhang paßt das Wort nicht. Es ist aber

das gute Recht eines jeden Juden, beim Gebrauch dieser Buchstabenkombination sensibler zu sein als andere. Dann schon wieder zu lesen ›Jüdische Vertreter schürten eine Hexenjagd‹ ist tatsächlich mehr als überzogen und spricht für eine Unbedarftheit des Leserbriefschreibers, die kaum noch zu überbieten ist.« Die HAZ-Redaktion weicht denn auch beim Ventil-Öffnen mehrheitlich auf Leserbriefe aus, welche die Sache von der komischen Seite nehmen: »Der Kanzler wird beauftragt, bei der USA vorstellig zu werden, um die weitere Verwendung des Kürzels SA in ›USA‹ zu verhindern. Hinsichtlich des Kürzels SS in ›UdSSR‹ werden diskrete Verhandlungen durch die Genossen Bahr und Voigt vorgeschlagen«. Ein anderer Leserbriefschreiber zählt genüßlich die vielen »SS« im Sprachschatz der katholischen Kirche auf, von Sante Santi bis zu den Salesianern. Ein dritter warnt ironisch vor den vielen Hans-Jürgen und Hans-Joachim, die obszönerweise mit dem Kürzel »HJ« unterzeichnen. Schief liegt nur jene Dame, die Frau Bulmahn fragt, »was sie mit all den Männern tun möchte, die Adolf heißen«? Die Dame scheint einem älteren Jahrgang anzugehören, denn die Eintragung dieses Vornamens ist in den Standesämtern seit Kriegsende gegen Null gesunken (übrigens auf dem gesamten Gebiet der deutschen Sprache in Europa, und darüber hinaus). Und diejenigen, die den Vornamen Adolf schon vor 1945 erhalten hatten, flüchteten nach 1945 massenhaft in »Dolf«, »Olf« oder »A.« (mit vorangestelltem Zweitvornamen).
Bemerkenswert an dem Hannoveraner Spektakel ist noch das Verhalten der dortigen Verkehrsbetriebe. Mit ihrer Erklärung, in all den Jahren vor Frau Bulmahns Entdeckung habe sich niemand an den beiden Kürzeln gestoßen, hatte sie wenig Erfolg. Um so mehr jedoch mit dem Aufmachen der Kostenrechnung. Das Ändern solcher Kürzel in einem vollautomatisierten Betrieb wäre eine teure Angelegenheit, zumal im Fall Hannover die obszönen Kürzel nicht nur in den Fahrschein-Entwertern, sondern auch auf den Weichen der betreffenden Stationen angebracht sind. Nicht nur die Computer-Programme müßten abgeändert werden, sondern auch die Übersichtsbilder des Fahrnetzes und die Dienstanweisungen für das Fahrpersonal. Die Bürger wurden bleich, als sie hör-

ten, welche Kosten da auf den Steuerzahler — auf wen denn sonst? — zukämen. Nun, die Entwerter der Stationen Schlägerstraße und Königsworther Platz entwerten auch weiterhin mit den winzig kleinen Kürzeln »Ss« und »Kz«. (Zwei entwertete Karten vom April 1988 liegen dem Verfasser vor.) Frau Bulmahn hat ihren Feldzug gegen die Obszönitäten eingestellt. Sie ist ja inzwischen in den Bundestag gewählt worden.

1.4 Die vergewaltigte Sparkasse

Es gibt im westdeutschen Alltag von heute nichts, buchstäblich nichts, das nicht zum Anlaß dienen könnte, die Vergangenheit zu bewältigen. In unserer Gesellschaft ist es die am wenigsten Anstrengung verlangende Art, sich zu profilieren. Und sie ist auch die erfolgreichste, denn diejenigen, auf deren Kosten bewältigt wird, dürfen sich nicht wehren: tun sie es doch, so beweisen sie damit erst recht, daß sie Nazis waren — oder sind. Das illustriert sehr hübsch das 150jährige Jubiläum, welches die Kreissparkasse in Rotenburg (Wümme) — früher Rotenburg (Hannover) — am 8. Januar 1988 zu feiern wagte.
Im Reglement der 1838 gegründeten Rotenburger Sparkasse wird ihr Zweck so definiert: ». . . geringe Geldvorräte und Ersparnisse zinstragend und sicher anzulegen.« Beiträge über 50 Thaler brauchten nicht angenommen zu werden. Im Bericht von 1863 lesen wir: »Die Sparkasse war anfänglich nur auf einem kleinen Geschäftsumfang berechnet, namentlich bestimmt, Ärmeren und besonders Dienstboten Gelegenheit zu geben, ihre Ersparnisse anzulegen. Dieser Zweck ist vollständig erreicht; gegenwärtig pflegen die Dienstboten des gesamten Amtsbezirks dort ihre Einlagen zu machen.« So 1863 im Königreich Hannover — drei Jahre, ehe die Preußen in Hannover einzogen. Die Welfenmonarchie hatte also durchaus soziale Institutionen aufzuweisen, die den Vergleich mit denjenigen Preußens nicht zu scheuen brauchten. Deshalb konnte die Jubiläumsfeier vom 8. Januar 1988 mit gutem Grund ohne das

gesellschaftsüblich gewordene schlechte Gewissen durchgezogen werden. Und wenn die Feiernden nicht den ganzen Abend an die Dienstboten des 19. Jahrhunderts gedacht haben, so war das noch keineswegs ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.
So weit, so gut. Mit den »150 Jahren« der Kreissparkasse Rotenburg ist es aber nicht so einfach. Rechnet man vom Jahr 1988 anderthalb Jahrhunderte zurück, so kommt man in das Jahr 1838. In diesem Jahr wurde jedoch, als erste Sparkasse der Gegend, die sogenannte »Fleckenskasse Rotenburg« (Flecken = Kommune) gegründet, die dann 1929 in »Stadtsparkasse Rotenburg« umgetauft wurde. Es handelte sich also um eine kommunal geleitete Sparkasse, wie auch bei den später in der Nachbarschaft gegründeten Kassen von Visselhövede (1874) und Scheeßel (1876). Selbstverständlich entwickelte sich zwischen diesen Kreisen ein gewisses Konkurrenzgerangel um die Einlagen der kleinen Leute. Und dieses Gerangel verstärkte sich natürlich noch, als 1910 Oberkreisdirektor v. Mettenheim neben der seit 1838 erfolgreich arbeitenden Stadtsparkasse Rotenburg, in der gleichen Stadt, die Kreissparkasse Rotenburg gründete. Wieso konnte dann diese Kreissparkasse Rotenburg im Januar 1988 ihr 150jähriges Jubiläum feiern?
In einer solchen Situation wendet man sich an den Lokalhistoriker, wie es ihn ja in jeder deutschen Kleinstadt gibt. In Rotenburg wirkt als solcher zur Zufriedenheit seiner Mitbürger der gut 80jährige ehemalige Kunsterzieher B. H. Dieser Historiker hat sich bereits 1978 in einer Studie »Geschichtliches zur Rotenburger Fleckens-Sparkasse« zum Thema geäußert. Er stellt dort etwas sibyllinisch fest daß »die Liquidation wenig leistungsfähiger Kassen im Rahmen von Planungsakten zu sehen ist. Nicht nur die Inflation und die für alle Kassen unsicheren Jahre danach, insbesondere die 1931 einsetzende Bankkrise, die zur Aufnahme von Akzeptkrediten zwang, waren für die Rotenburger Fleckenssparkasse, die sich ab 1929 Stadtsparkasse nannte, hinderlich gewesen.« Allerdings habe sie, fährt B. H. fort, dann bald wieder ihre »Regenerationskraft« bewiesen:
»1933 kletterte ihr Einlagenbestand auf zwei Millionen 103 958

Reichsmark, 1934 sogar auf zwei Millionen 420602 Reichsmark!« Das hinderte die Finanzbürokratie nicht daran, eine wohl im Hinblick auf neue Krisenzeiten geplante Flurbereinigung durchzuführen. In seiner Rede bei der Jubiläumsfeier vom 8. Januar 1988 sagte der Vorstandsvorsitzende der »Kreissparkasse Rotenburg (Wümme)« über das Jahr 1936 — und damit ist die Katze aus dem Sack —: »Das preußische Staatsministerium verfügte zu dieser Zeit den Zusammenschluß kleinerer Sparkassen zu größeren Einheiten. So wurden durch einen Erlaß vom Februar 1936 auch die Stadtsparkasse in Rotenburg und die Sparkasse in Visselhövede mit der Kreissparkasse in Rotenburg vereinigt.« (Nur die Sparkasse in Scheeßel blieb bis heute unabhängig. Die örtliche Fama will, daß einer der Honoratioren dieses Städtchens über den Bremer Großkaufmann Ludwig Roselius einen guten Draht zu Hjalmar Schacht hatte, der 1936 nicht nur Reichsbankpräsident und Reichswirtschaftsminister war, sondern erst noch nebenher mit der Führung des Preußischen Wirtschafts- und Arbeitsministeriums beauftragt war...)
Lokalhistoriker B. H. hat sich dann am 19. Januar 1988, also kurz nach der Jubiläumsfeier, unter dem Titel »Dreist!« in der Rotenburger Kreiszeitung zum Wort gemeldet. Er ist offensichtlich etwas verärgert darüber, daß im Verlauf der Feier die Kreissparkasse ihre kärglichen 88 Jahre eigener Geschichte allzu selbstverständlich durch entwendete 62 Tätigkeitsjahre der Stadtsparkasse auf rund 150 Lebensjahre aufstockte. Dabei war sie es doch gerade, die mit dem Verschlucken der älteren Kollegin diese 1936 um knappe zwei Jahre daran hinderte, das glorreiche Alter von 100 Jahren zu erreichen. Der Historiker B. H. ist allerdings in dieser Sache Partei: sowohl sein Vater wie sein Großvater waren Rendanten (Rechnungsführer) der Rotenburger Stadtsparkasse.
Der Stolz von B. H. über diesen Anteil seiner Familie wird spürbar, wenn er feststellt: bis 1885 »bekamen lediglich Kassierer und Rechnungsführer ein schmales Gehalt, während der gesamte Vorstand seine Arbeit unentgeltlich leistete und auch noch nach 1858 nur eine minimale Aufwandsentschädigung bezog! (...) Das war nur möglich bei Vermögen und Einkommen außerhalb des Geschäfts-

bereiches einer Sparkasse. Selbst Beamten der Sparkasse« (hier nennt er Vater und Großvater) »gestattete man, nebenbei als Landwirte und Auktionatoren tätig zu sein. Freilich bürgten sie dafür auch mit ihrem gesamten Vermögen für eine korrekte Betriebsführung ...« In der Rotenburger Kreiszeitung vom 19. 1. 1988 läßt sich B. H. dann allerdings, in seiner Begeisterung für die Bürgertugenden der guten alten Zeit, von der Rührung übermannen und gleitet in ein allzu modisches Vokabular aus. Er schreibt über die Sparkassenzusammenlegung von 1936, daß damals »die Bevölkerung den Gewaltakt akzeptiert hatte und die hiesige Kreissparkasse als Nachfolgerin der älteren ansah.«
Man soll schlafende Hunde nicht wecken. Die Vokabel »Gewaltakt« löst, frei nach Pawlow, beim »Antifaschisten vom Dienst« in Rotenburg den bedingten Reflex aus. Am 26. Januar 1988 meldet sich in der Rotenburger Kreiszeitung Dr. W., um die 50, Geschichtslehrer am Ratsgymnasium in Rotenburg, unter der Überschrift »So war es« zu Wort. Es geht ihm um die Frage, »ob ein solcher Gewaltakt die Grundlage für eine solche Feierstunde sein darf«. Damit einher geht der taktvolle Hinweis auf allfällig noch überlebende »Verantwortliche« für die Kassenzusammenlegung: »Selbstverständlich sollte man heute dem Ministerialbeamten oder Parteifunktionär verzeihen, der damals den Machthabern zu diesem Gewaltakt geraten hat.« Da aber die Sparkassen-Story nichts Blutiges hergibt, stellt Dr. W. bald die Weichen zu den restlichen zwei Dritteln seines Beitrages: »Möge die Mehrheit der Bevölkerung den genannten Gewaltakt vergessen; es gibt jedoch andere wesentlich schlimmere Gewaltakte, die die Bevölkerung auf keinen Fall vergessen darf.« Es folgt die breite Schilderung eines Falles, der, wenn er sich so ereignet hat, gewiß traurig ist. (Der ehemalige Abdecker und Anhänger der Sekte »Ernste Bibelforscher« S. kam 1939 im KZ um; die Rotenburger Frauenschaftsführerin »zwang« die Tochter des S. zum Beitritt in den BDM, den »Bund Deutscher Mädel«.) Mit der uns interessierenden Sparkassen-Affäre hat er jedoch überhaupt nichts zu tun; es läßt sich aus ihm nicht einmal eine Lehre für jene ziehen. Macht nichts: die Leute müssen unermüdlich durch die Mühle der »Trauerarbeit«

gedreht werden, damit sie zu allem und jedem manipulierbar werden. Der Aufsatz von Dr. W. mündet in den Aufruf: »So etwas darf nicht vergessen werden! Dazu reicht keine Erinnerungstafel, die weit weg in der Feldmark hängt. (...) Für die Rotenburger Opfer brauner Gewaltherrschaft bietet sich ein würdiger Platz an: die Eingangshalle des neuen Rathauses. Die Stadt sollte umgehend einen Architektenwettbewerb ausschreiben. Spätestens am 26. März 1989 muß die Erinnerungstafel eingeweiht werden.«
Was die von Dr. W. höhnisch apostrophierte »Mehrheit der Bevölkerung« über die ganze Angelegenheit denkt, kann man sich vorstellen. Am schönsten dieser Kommentar eines Niedersachsen, der sich in der Welt umgesehen hat: »In Bayern wäre die Sache sogleich an Lächerlichkeit gestorben...« In der Rotenburger Kreiszeitung vom 6./7. Februar 1988 meldet sich der Lokalhistoriker B. H. nochmals zum Wort. Ganz offensichtlich ist ihm peinlich, was er da mit einer unbedachten Wortwahl angerichtet hat. Die Pointe seines zweiten Beitrages ist der elastische Rückzug aus seinem Familienmythos: »Von heute aus gesehen ist die lokale Situation von 1936 nicht mehr klar zu erkennen. Mein Vater, der 1936 starb, war für eine Zusammenlegung von Kreis- und Fleckenssparkasse. Möglich, daß außer der Stärkung der Wirtschaft bei ihm das unausgesprochene Argument einer Gehaltserhöhung mitsprach. Er mußte als Pensionär die ihm als ehemaligem Rendanten zustehende Einstufung einklagen, denn dem vorwiegend aus Handwerkern bestehenden Rat schienen seine Einkünfte aus Kuhhaltung und Aalfang Lohn genug zu sein...«

2. DIE PERSPEKTIVE

ANNÄHERUNG ANS DRITTE REICH

Zum Thema dieses Buches, der Vergangenheitsbewältigung, fehlt uns der historische Abstand, der für ein objektives Urteil, sine ira et studio, die Voraussetzung ist. Schon aus diesem Grunde haftet jeder Aussage zu diesem Thema eine gehörige Portion Subjektivität an. Es würde die Auseinandersetzung erheblich entgiften, wenn sich alle Beteiligten dieser Tatsache bewußt blieben. Der Schreibende scheut sich nicht, die Perspektive zu zeigen, aus der dieses Buch geschrieben ist. Der Leser soll wissen, durch welche Brille hier gesehen und von welchen Erfahrungen ausgegangen wird — aber auch, was unserem Blick notwendig entzogen bleiben mußte. Vielleicht lassen sich so jene sterilen Diskussionen zum mindesten teilweise vermeiden, welche die VB in die Sackgasse geführt haben. Der Verfasser entschloß sich deshalb, einleitend zunächst zu berichten, welche Vorstellung er sich ursprünglich vom Dritten Reich gemacht hatte und welche Realitäten er unter diesem Etikett dann konkret vorfand. Der autobiographische Rückblick als heuristisches Instrument kann fruchtbar sein, wenn er sich auf das zur Sache Gehörige beschränkt und den Leser nicht mit unnötigen Privatheiten behelligt. Der Verfasser hofft, daß ihm das einigermaßen gelungen ist.

2.1 Bruder Martin auf der Leiter

Der Schreibende befaßt sich seit mehr als vier Jahrzehnten mit der Vergangenheitsbewältigung. Bewußt zum Problem wurde sie ihm kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Den Anstoß gab eine bewegende Veranstaltung. Schauplatz: die Martinskirche in Basel, etwa

zwei Jahre nach Kriegsende. Die spätgotische Bettelordenskirche hat, trotz Seitenschiffen, den Charakter eines Saales und dient vorzugsweise für Konzerte und andere weltliche Veranstaltungen gehobener Art. Auch die Universität bedient sich ihrer gerne. An diesem Abend hat Karl Barth, nach seinen deutschen Abenteuern längst wieder in die Schweiz zurückgekehrt und Lehrstuhlinhaber an der Evangelischen Fakultät, zum Vortrag eines prominenten deutschen Gastes eingeladen. Pastor Martin Niemöller wird über die »deutsche Schuldfrage« sprechen. Die Kirche ist überfüllt, Redner »von drüben« sind noch eine ungewohnte Sache in der Schweiz, die VB ist noch etwas Neues, auf beiden Seiten der Grenze — sie ist noch nicht zur alltäglichen Routine geworden wie 40 Jahre später. So drängt sich das schweizerische Publikum, um den berühmten Vertreter der Bekennenden Kirche zu hören. Ich habe mir noch einen Stehplatz an einem Pfeiler sichern können, von dem aus ich sowohl den Redner wie das Publikum im Blick habe.

In seinen einführenden Worten spricht Karl Barth den Gast, immer noch unverkennbar ein Offizier, halb scherzhaft und halb mahnend als »Bruder Martin« an. Nach so langer Zeit erinnere ich mich nicht mehr an einzelne Thesen oder gar Sätze aus der Rede des einstigen U-Boot-Kapitäns. Akustisch-optisch habe ich sie jedoch genau in Erinnerung, denn auf sie geht meine Beschäftigung mit der VB zurück. Es ist eine im crescendo sich steil türmende Stufenleiter von Bekenntnissen zur deutschen Schuld, die zuletzt in einen wahren Triumphmarsch münden. Sie setzt an bei einem einfachen »wir Deutsche tragen Schuld« und steigert sich dann über ein »wir tragen an allem Schuld« bis hinein in ein »wir sind allein schuldig«. Zu der letzten Aufgipfelung im Triumphschrei »Keiner auf dieser Welt ist so schuldig wie wir!« kommt es zwar nicht — aber jeder, der genau hinhorcht, hört den Widerhall dieses Rufes.

Die vorderen Bänke sind von der Basler Elite aus Kirche, Universität, Handel, Finanz besetzt. Mir sind viele der Gesichter bekannt — sie sind vom Geist dieses christlich-reformierten Stadtstaates geprägt, der sie gegen jede Art von Überschwang und Maßlosig-

keit wachsam gemacht hat. So wundert es mich denn auch nicht, daß diese Gesichter sich während Niemöllers Rede mehr und mehr zu einer distanzierten Maske verziehen. Beim Verlassen der Kirche bin ich zwischen Honoratioren eingekeilt und bekomme Gesprächsfetzen mit: diesen Ton kennen wir doch — nur das Vorzeichen hat sich mit der deutschen Niederlage verändert — das kann später wieder umschlagen.

»Auf den Punkt gebracht« hat das Ganze ein paar Tage später ein anderer Theologieprofessor der Universität Basel: Fritz Lieb, ein bekannter Kenner von Messianismen, Besitzer einer sagenhaften Rußland-Bibliothek, Verfasser eines Buches über den deutschen Kirchenkampf. In seinem Arbeitskreis kommt die Rede auf Niemöllers Auftritt. Lieb, weniger klotzig als Barth, begabt mit Spürsinn für feinste seelische Bewegungen, nimmt das Thema auf. Er weist seine Studenten darauf hin, daß sich seiner Meinung nach in dem deutschen Gast ein bestimmter Typus des Nachkriegsdeutschen verkörpere. Der Zusammenbruch des Reiches verleite offensichtlich manchen Deutschen dazu, sich nach dem Welteroberer nun auch einmal in der ebenso dramatischen Rolle des allergrößten Sünders (und damit Welterlösers) zu versuchen.

Mit dem Auftritt Niemöllers begann nicht nur meine Beschäftigung mit dem Thema VB, das mich in all den Jahren nicht losgelassen hat. Mir wurde auch bald bewußt, daß ich dieses Thema — wie alle deutschen Themen — wohl immer mit einer Ambivalenz angehen würde, die ich angesichts des Phänomens Niemöller schmerzlich empfunden hatte. Ich fühlte mich hin und her gerissen zwischen meinem Erbe — einem mehr baslerischen als schweizerischen Erbe — und meiner Liebe zu Deutschland. Zunächst gefiel mir einfach der Mann: Niemöllers Haltung hatte Spontaneität und Kraft. Jenseits dessen, was er sagte, wirkte er belebend auf mich, denn ich lebte ja nun schon einige Zeit wieder in meiner Heimat, in der große Gefühle von jeher verpönt waren. (Die Schweiz hat weder einen großen Lyriker noch einen großen Dramatiker hervorgebracht, dafür aber in Jeremias Gotthelf einen der größten Erzähler der Weltliteratur.) Ich hatte ein Jahr (1942) im kriegsführenden Deutschland verbracht und wußte, wie verzerrt

so viele Vorstellungen waren, die man sich damals (und seither) vom »Reich« machte. So mußte mir die Kritik meiner schweizerischen Landsleute an dem Gast aus dem in Trümmern liegenden Deutschland als die Lieblosigkeit von bloßen Zuschauern erscheinen. Andererseits verfügte ich über genügend schweizerische Nüchternheit, um das Überzogene in Niemöllers Verhalten zu erkennen.
Ich registrierte, daß ich den eindrucksvollen Vertreter einer neuen Spezies der mich so intensiv beschäftigenden deutschen Geistes- und Seelengeschichte erlebt hatte — ich wußte bloß noch nicht, welch entscheidende Rolle dieser Typus im sich formierenden Nachkriegsdeutschland einmal spielen würde.

2.2 Zwischen den Stühlen

Die Position zwischen den Stühlen ist ein fruchtbarer Standort für die Beschäftigung mit Zeitgeschichte. Daß man halb dazu gehört, halb wieder nicht, verschafft Einfühlung und Distanz zugleich. Fast schon eine conditio sine qua non für diese Beschäftigung ist außerdem, kein »Akteur der Geschichte« zu sein. Wenn die Großen dieser Welt ihre Memoiren schreiben (oder schreiben lassen), so ordnen sich die Fakten, wie unter der Saugkraft eines mächtigen Magneten, zu genau den Figuren, die zu erwarten waren. Bei Angehörigen der hinteren Ränge kommt schon mehr heraus. Noch besser ist, wenn der Rückschauende sozusagen von seiner Konstitution her ein Beobachter ist.
Solche Überlegungen haben dem Schreibenden Mut gemacht zu dem Versuch, am Leitfaden seiner Vita in das Thema VB einzuführen. Wie geschildert, sitzt er zwischen den Stühlen. Obwohl er nach wie vor schweizerischer Staatsbürger ist, hat er sich über weite Strecken seines Lebens als »Wahldeutscher« gefühlt (und bekannt). Er hat aber auch immer wieder schmerzhaft erfahren müssen, wie er durch bestimmte Ereignisse und Situationen hart auf die Position schweizerischer Nüchternheit zurückversetzt wurde.

Die Deutschen haben nun einmal die Eigenschaft, des Guten (ja, des Guten!) zu viel zu tun. Nicht, daß ich »Ausgewogenheit« von ihnen erwartet hätte — dann hätte ich in der Schweiz bleiben können. Was ich jedoch nie ganz habe verkraften können, ist ihre erstaunliche Fähigkeit, subjektiv ehrlich und total das Gegenteil von dem zu sein, was sie noch einen Tag vorher gewesen waren. Gewiß, man soll nie aufhören umzudenken, sich auf neue Gegebenheiten einzustellen. Etwas anderes ist es, wenn von einem Tag auf den andern sich sogar die emotionellen Grundlagen tief im Menschen drin verschoben haben, wenn sozusagen die Lebensmelodie sich verändert hat. Es mag sein, daß die Deutschen gerade mit dieser Wandelbarkeit ihre bisherige Geschichte überstanden haben. Und sie ist mehr als bloße Anpassung — man kann das dem besonderen Akzent entnehmen, den sie durch die Niederlage von 1945 und die aus ihr entstandene VB erhalten hat. Es ist ein eigenartiges Erlebnis, sich mit einem Menschen das erste Mal zu unterhalten, dessen Leben man über Jahre hinweg bis ins Detail rekonstruiert hat, und nun von ihm ein Leben erzählt zu bekommen, das nicht einfach von anderer Färbung, sondern völlig anderen Inhaltes ist. Würde der Mann schwindeln (um das pathetische Verbum »lügen« zu vermeiden), so würde man das achselzuckend zur Kenntnis nehmen. Gespenstisch ist jedoch, wenn man spürt, daß er ehrlich überzeugt ist, dieses andere Leben gelebt zu haben, und von seinem »eigentlichen« Leben gar nichts mehr weiß. Es ist eine Veränderung, die man mit den üblichen psychologischen Erklärungs-Tricks nicht mehr fassen kann.

Was aber jene conditio sine qua non betrifft: der Schreibende hat etliche Male in seinem Leben versucht, »Politik zu machen«. Das einzige konkrete Ergebnis war die Einsicht, daß die Rollen des politischen Schriftstellers und des Politikers nicht vereinbar sind. Das eine schließt das andere aus. Ich habe mich für die Lust des Beobachters und gegen die Lust des Täters entschieden. Und vielleicht war das gar keine Entscheidung: vielleicht ist Intellektueller zu sein ein character indelebilis, den man aus den Genen mitbekommt oder der einen irgendwo unterwegs angefallen hat wie eine Zecke. Meine wenigen Versuche, aus dieser Haut zu schlüpfen,

und sei es bloß in der Rolle des Opfers, sind denn auch mißglückt — es stand stets einer neben mir, der zuschaut. So fehlt denn meiner Vita alles Abenteuerliche: ich stürmte weder das Winterpalais noch marschierte ich zur Feldherrnhalle mit, steckte weder im KZ noch im Kessel von Stalingrad; Hitler fuhr in zehn Meter Entfernung im Wagen stehend an mir vorbei und schaute auf die andere Straßenseite. Die großen Männer aber, die ich näher kennenlernte, waren von meinem Planeten, nicht dem der Täter. Gerade mit ihrem Mangel an Dramatik ist diese Vita die geeignete Girlande zum Aufhängen einiger Erinnerungsbilder, die das Phänomen »Vergangenheitsbewältigung« zum mindesten in Umrissen sichtbar machen.

Ob das immer in der chronologischen Abfolge und in kontinuierlichem Zusammenhang geschehen kann, ist zweifelhaft. Der Schreibende kann sich nicht auf schriftliche Unterlagen stützen. Tagebuch hat er nur einmal in seinem Leben geführt: im Jahr 1942, das er im Dritten Reich verbrachte. Und »Tagebuch« ist etwas zuviel gesagt. Ich war — von der südbadischen Nachbarschaft Basels abgesehen — zum ersten Mal im Deutschen Reich; unzähliges Neues stürzte auf mich ein. Drum hielt ich stichwortartig in einem Heftchen fest, wohin ich reiste, in welchen Städten und Dörfern ich mich aufhielt, mit welchen Leuten ich mich traf (dies etwas verschlüsselt). Als ich Ende 1942 wieder in die Schweiz zurückkehrte, hatte ich den genialen Einfall, dieses Heftchen in ein Paket mit schmutziger Wäsche zu stecken, das ich mit der Post vorausschickte. Natürlich kam nur die Wäsche in Basel an. Das Tagebuch dürfte sich in den Merseburger Beständen des Zentralen Staatsarchivs der DDR befinden, wo schon (wie ich aus einer DDR-Publikation weiß) die Akten über meine Immatrikulation an der Berliner Universität 1942 liegen.

Der Schreibende muß sich also allein auf sein Gedächtnis verlassen. Und mein Gedächtnis war von früher Jugend an ausgesprochen selektiv: emotional Wichtiges, ob angenehm oder unangenehm, blieb durch die Jahre in unverminderter Leuchtkraft stehen; emotional nicht Belegtes war bald gelöscht. Hinzu kommt, daß ich ein ausgesprochen optischer Mensch bin. Meine Erinne-

rung bringt vor allem Bilder herauf, in denen sich bestimmte Erfahrungen konzentriert haben. Kürzere Zitate blieben haften, wenn sie Teil eines solchen Bildes geworden waren; längere nicht. Ein linearer Verlauf findet sich in dieser Erinnerung nicht — vielmehr eine Abfolge von Scheiben verschiedener Leuchtkraft in kurzen oder längeren Abständen, zuweilen auch sich knapp überschattend. So wie das verwirrende Phänomen der Bewältigung sich uns eingeprägt hat, ehe es von den Didaktikern auf einen Diskurs reduziert wurde.

2.3 Vom Unbehagen im Kleinstaat

Als ich Mitte der 60er Jahre als Vortragsredner für ein Zusammengehen mit de Gaulle (und für einen »deutschen Gaullismus«) durch die Bundesrepublik zog, hat mich Hans Maier mit wohlwollender Ironie auf die Formel gebracht: »Mohler = vom Unbehagen im Kleinstaat zur Force de frappe«. Weit weniger gaullistisch als ich, mir aber doch in einer gewissen alemannischen Stammessolidarität über die Staatsgrenze hinweg verbunden, meinte er natürlich mein schwieriges Verhältnis zur Schweiz. Dieses Unbehagen habe ich mir mit einer längeren Abhandlung »Was ist los mit der Schweiz?« (III. Teil von »Wider die All-Gemeinheiten«, 1981) von der Seele geschrieben. Und bin dabei, wie ich meine, doch auch dem Staat, dessen Bürger ich bin, einigermaßen gerecht geworden. Aber ein zweites Mal schaffe ich das nicht. In einem Buch über die deutsche VB kommt es jedoch in erster Linie auf die Deutschland zugewandte Seite meines Lebens an.
Zur anderen, auf meine Herkunft gerichtete Seite meines Lebens muß hier die summarische Feststellung genügen, daß ich schon als Junge in der Schweiz unter Mangelerscheinungen litt. Ich habe sie später als »monumentale Unterernährung« definiert. Sie bestand darin, daß ich mich früh wundrieb an der dort vorherrschenden kleinbürgerlichen Selbstgerechtigkeit, die im wirtschaftlichen Erfolg das Maß aller Dinge sah. Verbittert sagte ich mir: das kann

doch nicht das ganze Leben sein! Was tut man, nach Odo Marquard, in einer solchen Situation? Man kompensiert. Mangels anderer Möglichkeiten nahm das zunächst die Form einer maßlosen Lesewut an. Ich fraß ganze Bibliotheken in mich hinein (mit der Taschenlampe unter der Bettdecke, wenn man mir das Licht ausknipste wegen der Schule am anderen Morgen). Das reichte von Volksbüchern über die heroische Frühgeschichte der schweizerischen Eidgenossen (noch nörgelte kein Max Frisch dagegen) und den deutschen »Universum«-Jahrbüchern für Jungen über Karl May, »Von Pol zu Pol« von Sven Hedin und Groschenheftchen verschiedenster Art bis zu Büchern, die ich nur zur Hälfte verstand.
Der in meinem Gymnasium für die Bibliothek verantwortliche Lehrer zitierte mich einmal besorgt, weil ich in einem Quartal — ich erinnere mich der Zahl genau — 78 Bücher ausgeliehen hatte. »Das hast du doch nicht alles gelesen?!« Ich hatte. »Aber das kannst Du doch gar nicht alles verdaut haben!« Er war nett und gebildet, aber den Sinn dieses Bücher-in-sich-hinein-Fressens (zu dem man nach 20 weder die physisch-nervliche Kraft noch die Unbefangenheit mehr hat) — diesen Sinn kapierte er offensichtlich nicht. Die pubertäre Lesewut — durch Fernsehen und die sogenannte »orale Kommunikation« (das Debattieren) inzwischen fast ausgerottet — hatte die Aufgabe, zunächst einmal den »Rohstoff« hereinzuschaufeln, angefangen bei den Namen für die Dinge, dann all die anderen Wörter. Es blieb noch ein Leben lang Zeit genug, Struktur in die Masse zu bringen. Gewiß speichert man in jenen so aufnahmefähigen Jahren, in denen man Neues aufsaugt wie ein ausgetrockneter Schwamm das Wasser, auch mit allen Sinnen, also direkter als bloß über Bücher. Die Heimat nimmt man unmittelbar auf — mit Auge und Ohr, mit Tast- und Geruchssinn, mit der Zunge. Zwischen den beiden Polen pulsiert das Leben: die durch Bücher (und Erzählen) übermittelte Ferne bereichert das konkret Nahe um mehr als eine Dimension.
Ich stutze immer, wenn ich von Deutschen gefragt werde, wie ich zu meiner »schweizerischen Heimat« stehe. Die Frage zeugt nicht von Kenntnis der Schweiz. Es gibt ein schweizerisches Staatsbewußtsein, ein Bewußtsein gemeinsamer Geschichte (wenn auch

durch den späten Hinzutritt einzelner Kantone gedämpft) — sagen wir: einen eidgenössischen Patriotismus, über die vier Landessprachen hinweg. Sein Kitt ist der gemeinsame Nutzen und das Bedürfnis nach Sicherheit. »Heimat«, das wissen wir nun wieder, ist etwas, das tiefer geht. Als die Schweiz nach der Niederlage von Marignano 1515 sich in die Neutralität zurückzuziehen begann, entzog sie sich auch jenen ganz großen Schicksalsschlägen, welche eine Vielzahl von Heimaten zu einer seelischen Einheit zu prägen vermögen.

Heimat ist in der Schweiz etwas Konkretes, Überschaubares. Vielleicht bin ich kein guter Schweizer — sicherlich aber ein guter Basler. Heimat ist für mich die Stadt am Rheinknie und die Landschaft, von der sie umschlossen ist. Durch den Jura von der übrigen Schweiz getrennt, hat Basel bei der Eidgenossenschaft stets eine Sonderexistenz geführt. »Die Schweizer kommen« sagt mancher Basler spöttisch, wenn Extrazüge die Bewohner der anderen Kantone zur Mustermesse an den Rhein bringen. Viele Jahre nach meiner Auswanderung aus der Schweiz kam mir eine von Volkskundlern verfertigte Karte der oberalemannischen Mundart in die Hand, die von Freiburg im Breisgau bis zu den Alpen gesprochen wird. Mir fiel auf, daß durch diesen Bereich eine dem Jura-Kamm entlang führende Untergrenze gezogen war. Sie trennte das im Breisgau, im elsässischen Sundgau und um Basel herum gesprochene »Nieder-Oberalemannische« vom eigentlichen, dem »Ober-Oberalemannischen« im restlichen Teil der deutschen Schweiz (abgesehen von einigen schwäbischen Zonen in der Ostschweiz). Mit dieser Untergrenze ist ein unangenehmes Erlebnis aus meiner Kindheit verbunden, über das ich mich komischerweise jetzt noch ärgere. (Ein Erlebnis notabene, das im heutigen Zeitalter der totalen Kommunikation kaum mehr möglich ist.)

Das Ärgernis widerfuhr mir auf einem Ausflügler-Dampfer, der mich über den Vierwaldstättersee zu einem schweizerischen Weihe-Ort brachte, zu der hoch über dem See gelegenen Rütli-Wiese. Dort sollen im Jahre 1291 schweizerische Freiheitskämpfer gegen Habsburg im Schwur die »Eidgenossenschaft« gestiftet haben. Auf der Fahrt unterhielt ich mich mit einem freundlichen äl-

teren Ehepaar aus der Zentralschweiz. Aber das — natürlich in Mundart geführte — Gespräch brach brüsk ab, als ich auf die Frage »Wie gefällt es dir denn in der Schweiz?« mit »Aber ich bin doch Schweizer!« antwortete. Das Paar sah den Volksschüler mit dem Gesichtsausdruck »So jung und lügt schon!« an und wandte sich mit stummer Entrüstung ab. Wie gesagt: es ist komisch — aber die Empörung, die ich bei dieser Abwendung empfand, hallt immer noch in mir nach. Die moralische Diskriminierung allein kann sie nicht ausgelöst haben. (Obwohl man darin gerade als Kind besonders empfindlich ist.) Fühlte ich mich zum Zaungast in dem eidgenössischen Sanctuarium degradiert, zu dem wir alle zusammen auf dem Wege waren? Auf jeden Fall war es der erste bewußte Zusammenstoß mit jener spießigen Selbstgerechtheit meiner schweizerischen Landsleute, an der ich mich in der Folge noch so oft gestoßen habe.

2.4 Ein Kind der Grenze

Meine Vaterstadt Basel liegt am Rheinknie — dort, wo der Rhein, bis dahin von Schwarzwald und Jura begleitet, nach Norden in die weite Rheinebene einbiegt und die Vogesen sich in die Ferne zurückgezogen haben. Im Volksmund heißt dieser Knick »Drei-Länder-Eck«, weil an der Stadtgrenze von Basel die Schweiz, Frankreich und die Bundesrepublik aneinandergrenzen. »Aneinander stoßen« wäre zum mindesten aus der Perspektive meiner Jugend zuviel gesagt. Ich war ein Kind der Grenze. Ein Paar Schritte, und man war drüben. Wer an der Grenze aufwächst, nimmt sie nie so wörtlich wie der, welcher sie nur aus dem Atlas oder der Zeitung kennt.

Mein Herz machte an der Grenze nicht halt; von klein auf empfand ich die ganze Landschaft rund um Basel als Heimat. Es gehörte zum Feiertag der Basler, drüben im Markgräflerland, in Baden, Forellen zu essen, um dann gegen Abend auf dem anderen Ufer des Rheins, im Elsaß, noch einen Gewürztraminer zu trinken.

Überall hörte man, mit geringen Abwandlungen nur, dieselbe vertraute alemannische Mundart. Überall stieß man auf denselben etwas nüchternen aber verläßlichen Menschenschlag, auf dieselben Kirchtürme mit dem Käsbissendach, und die Weinberge brachten alle einen herben, zuweilen bitteren Weißen hervor. Es war schön, mit der Straßenbahn ins Deutsche Reich hineinzufahren oder nach Frankreich (heute bleibt die Straßenbahn an den Grenzen stehen, und man muß in die Busse der Nachbarstaaten umsteigen). Erst als ich das Spurenlesen in der Geschichte lernte, begann ich zu spüren, daß »drüben« doch nicht alles gleich war wie diesseits der Grenzen. Und erst aus der Distanz erkenne ich, daß in der weiten Ebene, die sich damals vor mir aufgetan hatte, bereits alles bereit lag, was mich dann später meiner schweizerischen Herkunft entfremdete.

Was mich drüben erwartete, im Elsaß wie im Badischen, war eine andere Geschichte. Oder vielmehr: *die* Geschichte. Die Schweiz war ja längst aus der Geschichte ausgetreten und hatte sich für eine vernünftige Existenz, ohne alle Aufregung, entschieden. Gewiß stieß man in den schweizerischen Städten und Dörfern noch auf mehr oder weniger gelungene Denkmäler, die an die Zeit erinnerten, in denen unsere Vorfahren die Raufbolde Europas waren und brandschatzend durch die reichen Städte Oberitaliens oder Burgunds zogen. Aber das war weit weg. War dies damals überhaupt das gleiche Volk wie das, in dem ich nun lebte? Die Burgen und Stadtmauern, die von damals übriggeblieben waren, hatte man adrett aufgeputzt wie heute die Altertümer in der Bundesrepublik, und die neckisch eingebauten Kaffeestuben nahmen ihnen vollends die Drohgebärde, die sie wohl einmal gehabt haben mußten.

Das einzige schweizerische Denkmal, das mich intensiv beschäftigte, war — ich schrieb es bereits in »Was ist los mit der Schweiz?« — das 1821 nach einem Modell Thorwaldsens errichtete »Löwendenkmal« in Luzern. Es ist der Schweizergarde gewidmet, die während der Französischen Revolution bis zum letzten Mann für den König von Frankreich kämpfte, als schon der letzte Franzose seinem Monarchen davongelaufen war. In meinen Schülerjahren ver-

brachte ich den Sommerurlaub regelmäßig bei einer Tante in Luzern und suchte dann immer auch das mit Fels, Wasser und Bäumen großartig inszenierte Denkmal auf. Ein stadtbekannter alter Herr, dem ich von meiner Tante vorgestellt worden war, hatte mir die Inschrift über dem sterbenden Löwen (»Helvetiorum fidei ac virtuti« = der Treue und Tapferkeit der Schweizer) erklärt. Dazu war der Major (so sein Dienstgrad in der schweizerischen Armee) besonders legitimiert als ehemaliger Kommandant der päpstlichen Schweizergarde in Rom. Ich entsinne mich seiner Erläuterungen im einzelnen nicht mehr. Auf jeden Fall teilte er die Meinung meiner Verwandten nicht, daß die Schweizergardisten, die sich am Portal des Tuilerien-Schlosses in Paris vom revolutionären Mob hatten niedermetzeln lassen, einen sinnlosen Tod gestorben seien. Und er hätte wohl auch die Meinung meiner späteren linken Präzeptoren nicht geteilt, welche die von Marignano bis ins 19. Jahrhundert andauernde Reisläuferei der jungen Schweizer soziologisch begründeten — nämlich mit der damaligen Armut der Bauern in der Schweiz. Ihre Höfe hätten gerade zur Ernährung des ältesten Sohnes mit seiner Familie ausgereicht; für die jüngeren Söhne sei, angesichts des Fehlens einer Industrie, nichts anderes übriggeblieben als sich für Söldnerdienste an ausländische Potentaten zu verkaufen. Wie auch immer — der Umgang mit dem Löwen machte mich wohl unempfänglich für die (allerdings wenig zahlreichen) Denkmäler, die man der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg gewidmet hat. Sie stellen meist aufgerichtete Wehrmänner mit Gewehr bei Fuß dar, die wachsam einem Feind entgegensehen, der dann gar nicht gekommen ist; wer zwischen 1914 und 1918 in eidgenössischer Uniform gestorben ist, war Opfer von seuchenartigen Grippen und von Verkehrsunfällen.
Aus dem Abstand der Jahrzehnte verstehe ich, weshalb auf mich damals die Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkriegs, die jenseits der Grenze lagen, einen so ganz anderen, tieferen Eindruck machten. Es lag nicht einfach daran, daß auf ihnen kämpfende, sterbende, im Tod ausgestreckte Soldaten zu sehen waren. Hinzu kam, daß diese Mäler nicht in einer museal aufgearbeiteten Zone standen. Sie standen mitten im Alltag, in der Realität. Nicht nur dem

verarmten Deutschland am Ende der Weimarer Republik, auch dem Frankreich von damals fehlten die Gelder für jene restauratorischen Putzigkeiten, welche heute die stehengebliebenen Baulichkeiten der Vergangenheit so steril machen und jeder Aura berauben. Hier war die Geschichte unmittelbar da. Wenn man auf dem Ehrenmal mitten im Dorf die Lebensdaten eines der Gefallenen las, so wußte man, daß er als wenig älterer Mann aus dem gegenüberliegenden Haus hätte treten können, wenn der Krieg nicht gekommen wäre. Eine Kanone brauchte man nicht in Stein nachzubilden; man holte sich aus dem Depot eine ausgemusterte oder eine erbeutete echte Kanone und stellte sie neben das Denkmal, mit einer schweren Kette um das Ganze herum. Das regelmäßige Polieren sparte man sich; der Ruß des Alltags rieselte gleichmäßig auf Denkmal und Nichtdenkmal nieder. Damals dachte noch keiner, man könne die Zeit an einem bestimmten Punkt zum Halten bringen.
Rückblickend fällt mir heute auf, daß ich damals zwischen Kriegerdenkmälern in Frankreich und Kriegerdenkmälern im Deutschen Reich kaum einen Unterschied machte. Als einem Kind der Grenze war es mir eine Selbstverständlichkeit, daß es Deutsche und Franzosen gab. Damals unterschieden sich die Denkmäler in den Dörfern des Breisgaus für den Schüler kaum von denen im Sundgau; sie färbten die Landschaft mit der gleichen Schwermut wie die gesprengten Betonkuppeln des Forts am Isteiner Klotz und die endlos scheinenden Gräberfelder, die damals noch nicht von der Natur überwucherten Gräben und Unterstände der Schlachtfelder am Hartmannsweiler Kopf. Von Westen her schoben sich die Vaubanschen Fortifikationen durch die Burgunder Pforte gegen den Rhein zu, und der Militärklassik Ludwigs XIV. antwortete das Wilhelminische Pathos der wiederaufgebauten Hohkönigsburg. Dazwischen aber lagen die romanischen Kirchen, die Pfalzen — Zeugen der Kaiserzeit, in der das alles eine unbezweifelte Einheit war.
Heute verstehe ich besser, weshalb sich diese Grenzgänge so tief einprägten — sie entsprachen inneren Grenzüberschreitungen. Die Pubertät ist ja mehr als nur ein Erwachen der Sexualität. Die un-

widerstehliche Gewalt, die in diesem Lebensalter aus Kindern Erwachsene macht, zieht ihre Kraft nicht nur aus dem Geschlecht, sondern ebensosehr aus dem Tod. Keine Lust, keine Schöpfung ohne die Erfahrung des Schmerzes, der Vergeblichkeit. Und das ist nicht einfach eine Spannung zwischen zwei Polen — so leicht macht es uns die Welt nicht. Es ist vielmehr ein unaufhebbares Paradox. Es macht die Intensität des Lebens aus — nein, mehr: dieses Paradox der Existenz ist das Leben. Wer sich ihm zu entziehen sucht, um die Zeche nicht zu bezahlen, der wird auf Umwegen eingeholt und muß in anderer Währung zahlen; die Summe bleibt die gleiche. Die Pubertät aber ist der erste Anschauungsunterricht auf dem Wege zu dieser Einsicht.

2.5 Die »deutsche Versuchung«

Hat man den größeren Teil seines Lebens hinter sich und blickt zurück, so wird etwas wie ein ›Lebensweg‹ sichtbar. Meiner scheint die Form einer Zick-Zack-Linie angenommen zu haben — allerdings einer, die zunächst heftig ausschlägt nach beiden Seiten, dann aber allmählich in sanfteres Schlingern übergeht. Der stärkste Anstoß war wohl die langsame, erst dumpfe, dann immer bewußtere Annäherung an jenes beunruhigende Paradox. Die Einsicht in die jähe Verschränkung von Geburt und Tod ist ambivalent. Wohl jeder reagiert darauf mit einem Gemisch aus Faszination und Flucht, Abwehr und Anziehung. In meiner besonderen Situation wurden diese widersprüchlichen Gefühle ausgelöst durch etwas, was ich die »deutsche Versuchung« nennen möchte.
Die ersten beiden von ihr gefärbten Ereignisse, deren ich mich entsinne, liegen um 1933. 1920 geboren, war ich damals 13 Jahre alt, Gymnasiast seit 1930, Pfadfinder. Der Eintritt in die Pfadfinderei, schweizerische Domestizierungsform der Jugendbewegung, war mein erster Versuch, den Widerstand gegen eine ganz auf Schmerzvermeidung ausgerichtete Gesellschaft zu artikulieren. Mit elf, zwölf Jahren war es schön, mit Gleichaltrigen auf die

Jura-Höhen zu wandern (ins Ausland ging man nicht), Geländespiele mitzumachen und im Zelt zu übernachten. Mit vierzehn, fünfzehn wohl begann ich mich zu fragen, ob diese Pfadfinderei, ganz vom Vorbild des englischen Scoutism geprägt, nicht bloß eine Verlängerung jener Welt sei, der ich doch instinktiv zu entkommen suchte. Die Chefs meiner »Abteilung« waren ältere, zum Teil sogar greise Männer, brave Lehrer und Pfarrer, die uns mit einer Mixtur aus angelsächsischem Behaviorismus (jeden Tag eine gute Tat tun), eidgenössischem Patriotismus und einem Allerweltschristentum zu erziehen suchten.

Daß es auch eine andere Jugendbewegung gab, entdeckte ich auf einem Bundeslager der schweizerischen Pfadfinder in Genf, um 1933. Zu den Lagergerüchten gehörte, es seien auch Seepfadfinder aus Deutschland da. (Ob es zu einem Zeitpunkt war, wo die Bündische Bewegung noch nicht aufgelöst war, oder ob die Seepfadfinder bereits als Illegale nach Genf gekommen waren, kann ich nicht rekonstruieren.) Als ich einen meiner Chefs fragte, wo denn die Zelte der Deutschen seien, suchte er mir, leicht verlegen, von Kontakten abzuraten; offensichtlich waren für ihn die ausländischen Gäste »von anderem Geiste«. Natürlich fand ich die Seepfadfinder. Ihre flotte bündische Tracht stach von meiner biederen Uniform deutlich ab. Sie bewegten sich weltsicher und mit lässiger Eleganz, begegneten dem Neugierigen mit leicht ironischer Distanz. Ich kam mir vor wie der Bauer in der Großstadt. Um ein Gespräch in Gang zu bringen, fragte ich nach ihrem Anführer. Einer wies mit dem Kinn auf einen unter ihnen Stehenden, der kaum zwei, drei Jahre älter war. Man begriff mein Erstaunen und gab mir zu verstehen, daß es in ihrem Bunde keine alten Herren gab.

Die andere Begegnung, von der ich berichten möchte, war von ähnlich fragmentarischer Art. Sie lag sicher nach dem 30. Januar 1933; es kam zu ihr während eines Familienausflugs in die badische Nachbarschaft von Basel. (Sie stand, wie fast der ganze Breisgau, nicht gerade in dem Ruf, eine nationalsozialistische Hochburg zu sein.) Beim Gang durch eine Kleinstadt — ich glaube, es war Waldshut — hörte ich schon längere Zeit ein dumpfes Pummern in der Ferne. Als wir in die Hauptstraße einbogen, kam uns

eine braune Kolonne mit länglichen Landsknechttrommeln entgegenmarschiert; über ihr flatterten brandrote Fahnen, mit Weiß in der Mitte und schwarzen Balken. Es waren die ersten Hakenkreuzfahnen, die ich sah. Ich wandte mich der Marschkolonne zu, doch gab mein Vater, eidgenössischer Beamter, das Zeichen zum Abbiegen in eine Nebenstraße. Ich zögerte erst, folgte aber der Familie, als mein Vater sein Zeichen durch einen barschen Zuruf an mich unterstrich. Die Szene ist mir unvergeßlich, weil mein Vater — ein ruhiger Mann von selbstverständlicher Autorität, mit dem ich mich gut verstand — mich weder vorher noch nachher je mit dieser Schärfe zurechtgewiesen hatte. Noch lange fragte ich mich, warum er, der sonst meinen Wissensdurst nie bremste, mir gerade dieses Schauspiel nicht erlaubt hatte. Die Familienausflüge ins Badische hörten von diesem Tage an auf. Man wanderte nur noch ins Elsaß. Das mächtige Reich im Norden rückte in die Ferne der Abstraktion; es wurde drohend und verlockend zugleich.

2.6 Marx, Freud & Co

Im Rückblick bereue ich die Zick-Zack-Linie nicht, die mein Weg damals genommen hat. Sie brachte mir Erfahrungen ein, die mich vor manchen Verkrustungen bewahrt haben. Ich habe mich einige Zeit gegen die Einsicht in die Paradoxie der Existenz gewehrt. Während etlicher Jahre habe ich versucht, diese langsam in meinen Gedanken, Gefühlen und Vorstellungen sich vorgrabende Einsicht zu übertönen. Ich unterwarf mich einer universalistischen Heilslehre, die mit dem Anspruch auftrat, alle Paradoxien aufzulösen und den Sinn des Ganzen aufzuzeigen. Das war eine Erfahrung, die mich zum mindesten davor bewahrte, später aus der Abwehr solcher Heilslehren selbst eine Heilslehre zu machen.
Es kam zu dieser Erfahrung, als ich mit sechzehn, siebzehn Jahren begann, meinen Widerstand gegen die kleinbürgerliche Umwelt auf andere Art, nämlich »links«, zu artikulieren. Das war jedoch gar nicht so leicht in der Mitte der 30er Jahre. Die Schweiz war da-

mals bereits unterwegs zur »Konsensdemokratie« (oder genauer: »Verbandsdemokratie«). Die Zeit, in der die Truppe auf Arbeiter geschossen hatte, lag schon fast zwei Jahrzehnte zurück. Die Schicht der wirklich Notleidenden begann mehr und mehr auf Bergbauern in fernen Alpentälern zu schrumpfen. Die Verbände der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer hatten sich entschieden, den Kuchen friedlich unter sich zu verteilen; physiognomisch waren die Bosse der einen und der anderen Seite kaum mehr zu unterscheiden. In dieser Situation wäre ein radikaler Marxismus an Lächerlichkeit gestorben — jedes Bedürfnis war mit Hilfe eines neuen Verbandes zu befriedigen. Und ein radikaler Anarchismus wäre in einem Lande, in dem sich fast jeder Einheimische unwohl fühlt, aber keiner konkret unterdrückt wird, erst recht ins Leere gestoßen. Niemand legt Bomben gegen sich selbst.

Zu den grotesken Zügen meines Lebens gehört, daß Zustände, vor denen ich aus der Schweiz geflohen bin, mich dann in meiner Wahlheimat Westdeutschland wieder einholten. Deutsche Freunde, die sich darüber belustigen, stellen mir gerne die scheinheilige Frage, ob ich nicht auch der Meinung sei, daß in der Bundesrepublik gewisse Anzeichen einer »Verschweizerung« feststellbar seien. Daran muß ich denken bei der Feststellung, daß damals, kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, in meiner Heimat nur eine »kulturelle« Linke eine Chance hatte. Und selbst diese Chance war auf einen relativ engen Einzugsbereich beschränkt: die Schicht der Intellektuellen, Literaten, Künstler mit ihrem Troß aus den wohlhabenderen Schichten der Gesellschaft. Aber gerade in diese Schicht drängte ich mich hinein: sie schien mir das Tor zur weiten Welt zu sein. 1938 wurde ich an der Universität Basel immatrikuliert (Hauptfach Kunstgeschichte, Nebenfächer Germanistik und Philosophie).

Schon vorher aber war ich in einen für mich aufregend neuen Personenkreis eingedrungen: den der Emigranten aus dem Deutschen Reich, insbesondere die zahlreichen Juden unter ihnen. Die alteingesessenen jüdischen Familien in Basel waren über diesen Zuzug nicht sonderlich erfreut. Ich hingegen war recht angetan von diesen nichtassimilierten Juden. Sie brachten aus Berlin einen Ab-

glanz der Roaring Twenties mit, aus Prag die Kafka-Luft, aus Wien einen Schimmer der faszinierendsten Dekadenz der neuen Geschichte. Zusammen mit den nichtjüdischen Emigranten traten sie mit dem Anspruch auf, das »bessere Deutschland« zu sein. Und es waren auch gerade Juden, die ein »rechtes« Kontrastprogramm zu meiner liberalen Umwelt einbrachten. Auf diesem Feld hatte ich mich bis dahin mit meinem engeren Landsmann, dem im »Baselbiet« (dem Bauernland um die Stadt herum) geborenen Epen-Dichter Carl Spitteler begnügt, dem einzigen Schweizer Nobelpreisträger für Literatur (der eingebürgerte Hermann Hesse nicht mitgezählt). Nun wurde nicht nur die in Basel bereits vor 1933 bestehende Stefan-George-Gemeinde durch die Emigration verstärkt — auch Rudolf Borchardt, Alfred Mombert, Ludwig Derleth wurden mir in diesem Kreis beigebracht, ja sogar Vladimir Jabotinsky als Urvater eines jüdischen Faschismus.
Zunächst allerdings konzentrierte sich mein Interesse auf das von Schweizern und Ausländern, von Linken, Avantgardisten und Liberalen gemeinsam zubereitete Hauptgericht für diese kulturelle Linke. Es war eine nicht ungeschickte Mischung aus Marxismus, Psychoanalyse, abstrakter Malerei, atonaler Musik, Bauhausarchitektur, Russenfilmen mit einem Zuckerguß von liberalem Pathos darüber. Auf dieser Seite der Weltbürgerkriegsfront war der wohl beste Einfall der 30er Jahre, dem etwas klapperig gewordenen Marxismus durch kräftige Injektionen von Psychoanalyse wieder auf die Beine zu helfen. (Wilhelm Reich war nur einer unter vielen, die auf diese Idee gekommen waren.) Es war genial, Marx — den Magus der Gesellschaft — und Freud — den Magus der Seele — Arm in Arm auftreten zu lassen. Mit dieser Koppelung wurde dem etwas flächig gewordenen linken Blick auf die Welt zu einem Stereo-Effekt verholfen. Auch ich glaubte damals, mit dem Psycho-Marxismus über einen universellen Code zur rationalen Entzifferung der Welt zu verfügen. Der wissenschaftliche Gestus, mit der diese Heilslehre auftrat, machte sie unwiderstehlich. Um so gespenstischer jedoch war es, als ich drei Jahrzehnte später in der Bundesrepublik erlebte, wie sich die »68er« diesen Alten Hut aufsetzten (wenn auch eher in der kalifornischen als in der zürcherischen Fasson).

Bei den »68ern« fand ich übrigens auch dieselbe elitäre Arroganz wieder, mit der 1938 meine avantgardistischen Freunde und ich unsere Umwelt erfreut hatten. Auch wir hatten, bei »Dialektik« und »Verdrängung« angefangen, unseren Cliquen-Jargon, mit dem wir uns von der »Masse« absetzten. Wir wußten stets, was »dahinter« war. Ein konstruktivistisches Bild von Piet Mondrian bestand eben nicht nur aus im rechten Winkel sich schneidenden Balken, die ein rotes, ein blaues und ein gelbes Rechteck in angenehmem Rhythmus auf weißer Fläche voneinander trennen (was auf einen abgehetzten Menschen besänftigend wirken kann wie eine schöne Tapete). Nein, es »bedeutete« etwas. Nicht was wir sahen, war das Wesentliche, sondern das, was wir in das Bild hineinassoziierten. Wir hielten uns für große »Realisten«, waren aber allenfalls Universalienrealisten (und auch das, wie es die conditio humana will, bloß dem Anspruch nach).
Wie so viele von uns glaubten wir, den Schlüssel zu den Welträtseln in der Hand zu haben. In Wirklichkeit aber hatten wir uns den Blick auf die Welt mit Abstraktionen verstellt. In diesem Zustand wird man eine leichte Beute derer, die einem weismachen wollen, die wahre Welt komme erst in der Zukunft. Oder jener anderen (weniger zahlreichen, aber gefährlicheren), die uns einzureden versuchen, die wahre Welt sei bereits gewesen, unwiderruflich dahin. Hoffnung besteht, wenn man zu ahnen beginnt, daß man sich so um sein eigenes, unwiederholbares Leben bringt.

2.7 Erosion der Gewißheiten

Wann hörte ich auf, ein Linker zu sein? Zum mindesten weiß ich den Tag genau, an dem mir bewußt wurde, daß ich es nicht mehr war: es war der 22. Juni 1941. Die Überzeugung, mit dem Psycho-Marxismus den Universal-Schlüssel in Händen zu haben, muß aber schon vorher erschüttert gewesen sein.
Zu lebenslanger »universalistischer« Angestrengtheit war ich wohl nicht der richtige Typ. Was man vorgeburtlich mitbekommen

hat, kann man selber nur schwer einschätzen. Mit dem, was nachher kam, hatte ich es gut getroffen. Die Eltern führten eine glückliche Ehe; der zurückhaltende, doch mit selbstverständlicher Autorität ausgestattete Vater und die unternehmungslustige Mutter ergänzten sich gut. Das Elternhaus war eine geordnete, aber nicht langweilige Welt. Verhätschelt wurde ich nicht; dazu fehlten die Mittel. Die üblichen Wehwehs, ob physischer oder psychischer Art, waren kein Anlaß zur Aufregung — das gehörte zum Leben. So bekam ich etwas mit, was ich nicht Optimismus, sondern eher Daseinslust nennen möchte.

Bei meinem Herausschälen aus dem linken Korsett war diese Lust wohl die treibende Kraft. Die einzige war es nicht. Zu den anderen Antrieben gehörte aber die schweizerische Rechte nicht. Soweit es in der Schweiz damals konservative Gruppierungen — und zwar in einem nicht verwaschenen Sinne — gab, waren sie patrizisch oder/und katholisch geprägt. Beides war mir fremd. Ich kam aus dem Kleinbürgertum, fühlte mich nie als Christ, war am Tag meiner Volljährigkeit aus der reformierten Kirche ausgetreten, in der ich erzogen worden war. Der in der Welschschweiz vertretene Maurrassismus hätte mich ansprechen können. Der Deutschschweizer lebt aber seit je an der französischen Schweiz vorbei; Paris und die Provence kennt er besser. So blieb als möglicher Versucher auf der Rechten nur die frontistische Bewegung in der deutschen Schweiz (Neue Front, Nationale Front, Volksbund u. a.) übrig. Es war eine jener vielen, mit der Wirtschaftskrise überall in Europa aufschießenden Erneuerungsbewegungen, die der Politologe heute mit dem Etikett »faschistoid« versieht.

Wäre ich im 1931 einsetzenden »Frontenfrühling« nicht erst elf Jahre alt gewesen, hätte ich mich davon wohl erfassen lassen. Diese Erneuerungsbewegung konnte sich in ihren Anfängen auf die Zustimmung größerer Teile der Bevölkerung stützen; sie ging auf die Initiative von Nachwuchskräften aus den etablierten Parteien zurück, welche einem weitverbreiteten Mißvergnügen gegen die Parteien entgegensteuern wollten. Bald aber entwickelten die Fronten ihre Eigendynamik; Stilähnlichkeiten mit dem gesamteuropäischen Faschismus wurden sichtbar, und ab 1933 legte sich

der kompromittierende Schatten des Dritten Reiches über die frontistische Bewegung. Die an ihr beteiligten Vertreter des Verbands-Establishments gingen schon 1933 auf Distanz. Etwas länger blieben jene Intellektuellen, welche in Zürich und Bern Ableger der deutschen »Konservativen Revolution« gebildet hatten und damit bei der sich langweilenden Jeunesse dorée (die Schicki-Mickis von damals) auf Beifall stießen. Nach den Hinrichtungen des 30. Juni 1934 in München und Berlin, zu deren Opfern ja auch Vertreter der Konservativen Revolution gehörten, zogen sich die meisten dieser Intellektuellen wieder in ihren Elfenbeinturm zurück. Der einzige frontistische Sitz im eidgenössischen Parlament ging bald wieder verloren. Was von den Fronten übrigblieb, wurde von der liberalen Gesellschaft mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln marginalisiert. Ihre gemäßigteren Führer zogen sich ins Privatleben zurück; ein Teil der radikaleren setzte sich vor dem Zugriff von Polizei und Justiz ins Dritte Reich ab. Übrig blieb ein führungsloser, zahlenmäßig stark geschrumpfter Haufe von Unentwegten, kleine Leute, die von einem einzigen Gedanken besessen waren: daß die Freimaurer und die Juden (in dieser Reihenfolge) an allem Übel in der Welt schuld seien.
Eine so lapidare Verschwörungstheorie war nicht gerade das Richtige für jemand wie mich, der doch gerade dabei war, die Welträtsel zu entschlüsseln. Einmal ging ich aber doch in die Höhle des Löwen. Ich besuchte eine Versammlung des radikalsten aller Frontistenführer, des Major Leonhardt, Chef des »Volksbundes«, einer Absplitterung der Nationalen Front. (Da die Armee damals in der Schweiz noch eine sakrosankte Institution war, verwendete der Sohn eines eingebürgerten Deutschen seinen Offiziersrang im eidgenössischen Heer für seine »Volksbund«-Propaganda.) Die Versammlung muß spätestens 1939 stattgefunden haben, denn ich lese in einer Dissertation über den »Volksbund«, daß Leonhardt 1939 nach Deutschland übergesiedelt und dort 1945 in einem Luftangriff umgekommen sei. Er entsprach schon äußerlich seinem Spitznamen »der schweizerische Julius Streicher«: einem gedrungenen Pykniker-Körper saß, fast ohne Hals, der gleiche keilförmige, angriffige Schädel auf. Und daß er über eine vergleichbare

Volksrednerbegabung verfügte, bekam ich bald zu spüren. Nach des Majors Rede (über die durch die Freimaurer und Juden verluderte Schweiz) wagte ich einen Einwand. Was ich vorbrachte, weiß ich nicht mehr. Nicht vergessen habe ich, daß Major Leonhardt mich sogleich als Studenten erkannte und angriff. (In der zitierten Dissertation lese ich, er habe seinen und seiner Anhänger Auszug aus der Nationalen Front damit begründet, daß diese völlig in die Hände der Akademiker geraten sei.) Der Major fing kühl an und zog dann eine Kette von Beschimpfungen mit immer heftiger werdenden Stimme spiralförmig um meinen Hals. Ungefährer Inhalt: da baut der Steuerzahler mit seinem Geld Universitäten, und was kommt dabei heraus? weltfremde Akademiker, die so viel Unnützes lernen, daß sie gar nicht mehr wissen, wer die wirklichen Feinde ihres Volkes sind! ... Leonhardt brachte sein Publikum ganz schön auf Touren; die einen starrten mich höhnisch an, die andern haßerfüllt, und mir selbst wurde der Kopf heiß, denn was vermag man einem solchen Sturm schon entgegenzusetzen? Ähnliches habe ich erst wieder in den späten 60er und den 70er Jahren bei »Diskussionen« in westdeutschen Universitäten erlebt.

Wenn es also nicht die Fronten waren, die mich von meinem linksliberalen Thrönchen herunterholten, was war es dann? Aus Abstand sehe ich, daß die Einberufung in die schweizerische Armee im Jahre 1940 einigen Anteil daran hatte. Der Drill war damals noch ziemlich hart — Landsleute, die zuerst in der schweizerischen Armee und dann in der Waffen-SS dienten, bezeichneten meist die Ausbildung in der Heimat als die härtere von beiden. Meinem damaligen Geisteszustand entsprechend stieg ich mit antimilitaristischen Gefühlen in die Uniform, war kein guter Soldat, und als ich am Ende der Rekrutenschule von meinem Kommandanten gefragt wurde, ob ich Offiziersaspirant werden wolle (man fragte das automatisch jeden Akademiker), sagte ich »nein danke« und blieb einfacher Infanterist. Zu meiner Überraschung spürte ich jedoch, daß mir gewisse Seiten des Dienstes Behagen bereiteten. Daß mir ein Wettlauf mit Sturmgepäck und Gewehr gefiel — ich konnte mich nicht am Reck hochziehen, war aber ein guter Läufer —, ließ sich noch als Sport entschuldigen. Bedenklicher

kam mir jedoch vor, als mich solche »atavistischen« Regungen auch auf eindeutig militärischem Gebiet befielen. So beim Drill. Ich konnte mich einer tiefen Befriedigung nicht erwehren, als meinem Zug nach tagelangem Exerzieren ein Gewehrgriff »ohne Schreibmaschineneffekt« gelungen war. (Für Zivile: als unsere Gewehrkolben erstmals ohne ta-ta-ta-ta, also mit einem einzigen metallischen »Tack!« auf das Pflaster des Kasernenhofes knallten.) Vierzehn Tage zuvor hatte ich mich über solche »kindischen« Dinge noch lustig gemacht.
Zur wichtigsten Erfahrung meiner Militärzeit kam es aber erst, als ich nach absolvierter Rekrutenschule zum »Aktiven Dienst« an der Grenze überstellt wurde. Man hatte mich einer Schützenkompanie zugeteilt, die nicht nur alle wehrfähigen Jahrgänge, sondern auch, wie bei der Infanterie üblich, einen breiten Querschnitt durch die Zivilberufe umfaßte. In einer hochspezialisierten Gesellschaft ist es für einen Intellektuellen gar nicht so leicht, Leute »aus dem Volk« näher kennenzulernen. Es gibt zwei Institutionen, in denen er dazu über längere Zeiträume hinweg, während 24 Stunden am Tag, die Gelegenheit zu einem solchen Kennenlernen hat: das Gefängnis und das Militär. Die zwei Jahre Grenzdienst trugen denn auch mehr zu meiner Menschwerdung bei als die doppelte Zeit an Universitätssemestern. Da in dieses Buch nur solche autobiographischen Elemente einmontiert werden sollen, die meine Optik der VB verständlich machen, begnüge ich mich mit einem Zitat, das die Sache gut zusammenfaßt. Es stammt von einem schweizerischen Einzelgänger, Hans Albrecht Moser (1882—1978); ich habe es seinem Tagebuch »Ich und der andere« (Stuttgart 1962) entnommen. Es lautet: »Das Menschliche ist im gewöhnlichen Menschen leichter zu finden als im besonderen Menschen. Darum zieht er mich mehr an. Zur Befriedigung geistiger Bedürfnisse gibt es ja Bücher.«
Was das letztere betrifft: das Bücher-Fressen ging unvermindert weiter, und unvermeidbarerweise waren auch die großen Antiliberalen darunter. Das trug sicherlich viel zum Einsturz der utopischen Paläste bei. Nietzsche hatte ich schon in der Pfadfinderzeit zu lesen begonnen. Nun kamen auch die anderen großen Anti-

liberalen dran. Das eigenartigste Erlebnis hatte ich mit Oswald Spengler. Auf dem Wellenberg meiner linken Periode versuchte ich den »Untergang des Abendlandes« zu lesen. (Natürlich »um den Gegner zu studieren«.) Ich kam jedoch über die ersten Seiten nicht hinaus; der Text war mir völlig unverständlich. Die Berühmtheit dieses Werkes war mir selbst unter therapeutischem Blickwinkel ein Rätsel. Gegen Ende der hier skizzierten Inkubationszeit — es muß irgendwann Anfang 1941 gewesen sein — gerieten mir die beiden Wälzer zufällig wieder in die Hand. Ich machte den einen irgendwo auf und — las mich fest, hörte nicht mehr auf, bis ich in wenigen Tagen durch beide Bände durch war. Alles, was ich las, stand in satten Farben vor mir. Ich wunderte mich. Wieso hatte ich das nicht bei jenem ersten Versuch schon erlebt? Auf die Idee, daß sich in mir etwas sehr Wesentliches verändert haben könnte, kam ich nicht.

2.8 Der 22. Juni 1941

Die Entscheidungsvorgänge sind etwas vom kompliziertesten am Lebewesen Mensch. Nach meinen Erfahrungen, an mir selbst wie auch an anderen, habe ich Mühe, daran der ruhigen Überlegung einen erheblichen Anteil zuzumessen. Was in der biographischen Literatur als Beweis dafür vorgelegt wird, läßt sich meist ohne Schwierigkeit als nachträgliche Rationalisierung erkennen. Für das, was es jetzt zu erzählen gibt, kann ich auch heute, trotz des Abstandes von beinahe einem Halbjahrhundert, keine vernünftige Erklärung liefern.

Für den Juni 1941 war ich von der Armee zum Vorlesungsbesuch an der Universität Basel beurlaubt. In der Frühe des 22. Juni weckte mich meine Mutter mit dem Zuruf: »Die Deutschen sind in Rußland einmarschiert! . . .« Das verschlug mir zunächst die Sprache, und ich verspürte eine Art von Leere, an die ich mich noch heute präzise erinnere. Hatte der Zuruf meiner Mutter etwas in mir ausgelöst? Oder hatte er einfach den Vorhang vor etwas weg-

gezogen, das längst da war? Der Effekt war jedenfalls eindeutig: von diesem Tage an war alles anders als bisher.

Das auffälligste war, daß gewisse liebgewordene politische Vorstellungen wie weggeblasen schienen. Bis zu diesem Tag waren die in meinem Umkreis geltenden »antifaschistischen« Parolen auch die meinen. Zwar vertrat ich sie nicht besonders heftig, denn zu methodischem, sturem Haß fehlt mir die Anlage. Aber mir war klar: Churchill und Roosevelt waren gut, die Franzosen Flaschen, Hitler verkörperte das Böse, und Stalin wäre bedeutend weniger böse gewesen, wenn er nicht 1939 den verflixten Pakt mit Hitler geschlossen hätte. All das war nun plötzlich weg. War ich über Nacht zum Antikommunisten geworden? Der Kommunismus konnte für mich nie der Feind Nr. 1 sein. Bis heute bin ich der Überzeugung, daß der Kommunismus ein Problem für unterentwickelte Länder ist. Kein Staat westlicher Zivilisation wird aus eigenem Antrieb kommunistisch werden, dazu kann er nur durch Krieg gezwungen werden — es sei denn, der autochthone Liberalismus habe ihn so aufgeweicht, daß Panzer gar nicht mehr notwendig sind.

Was war also mit diesem 22. Juni 1941 anders geworden? Eines war unmittelbar spürbar. Meine Gefühle traf sehr exakt eine volkstümliche Wendung, die in jenen Tagen in meiner schweizerischen Umgebung der meistgehörte politische Kommentar war: »Jetzt goohts um d'Wurscht!« (Jetzt geht es um die Wurst.) Man darf sich durch die im Volksmund übliche Untertreibung nicht täuschen lassen: die Mehrheit war der Meinung, daß die beiden ersten Kriegsjahre nur ein Vorspiel gewesen seien, jetzt gehe es um eine Entscheidung auf Leben und Tod, nicht nur für viele Tausende von Menschen, sondern für ganze Völker und Kontinente. Ich spürte instinktiv, daß nun Schluß sei mit dem Spiel der Möglichkeiten, mit dem bloßen Zuschauen und dem Analysieren. Irgend etwas in mir sagte: Du mußt Dich jetzt entscheiden — wenn Du diese Gelegenheit fahren läßt, wird das Leben an Dir vorbeirauschen! . . .

Es dauerte dann noch ein gutes halbes Jahr, bis ich dem Vakuum, in dem ich steckte, durch eine Entscheidung ein Ende machte. Genau gesehen waren es zwei Entscheidungen. Die erste diente der Standortklärung: wenn ich mein Zuschauer-Dasein beenden

wollte, so gab es theoretisch nur zwei Wahlmöglichkeiten. Da ich mich aber nicht nach Ideen, Ideologien, Utopien, Zielen entschied, sondern nach der Substanz, blieb nur der Weg nach Deutschland übrig. Ich verzichte darauf, diese Entscheidung im Rückblick auf eine in das heutige Klima passende Weise zu kostümieren. Ich entschied mich nicht für Europa, nicht einmal für Mitteleuropa, nicht für die westliche Zivilisation gegen Asien, schon gar nicht für die Marktwirtschaft, überhaupt nicht für »das kleinere Übel«. In einer solchen Lage kann man sich nur für etwas ganz Konkretes entscheiden. Ich entschied mich für etwas, womit mich mehr als nur die gemeinsame Sprache verband: nicht für das »gute Deutschland«, sondern für die ungeteilte Deutsche Nation, für das um seine bare Existenz kämpfende Deutsche Reich — und das war nun einmal nicht das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, sondern das Dritte Reich. Um schließlich auch das noch zu sagen — ich bezog in diese Entscheidung etwas ein, was damals für die allermeisten Deutschen selbstverständlich war (auch wenn man das nicht mehr wahrhaben will): der Streit um Hitler war zu Ende. Er war der Mann an der Spitze des Reiches, der Nation. Und die Bomben sind denn auch unterschiedslos auf Nationalsozialisten und Nichtnationalsozialisten gefallen.
Welche praktischen Folgen sollte diese Festlegung haben? Das war die zweite Entscheidung, die zu fällen war. Sie wurde bestimmt durch die mich aufwühlenden Schilderungen des Kampfes der Wehrmacht gegen ihren ersten russischen Winter. Sie wurde erleichtert durch den Einfall, daß mit dieser Entscheidung »in einem Aufwasch« noch private Nöte (mit denen ich den Leser nicht langweilen will) aus der Welt geschafft werden könnten. Und drittens und letztens kam, wie so oft in meinem Leben, das richtige Buch zur richtigen Zeit in meine Hand: es war »Der Arbeiter« (1932) von Ernst Jünger. In ihm fand meine Unternehmung den geistigen Rahmen, der mir entsprach. Ich las das Buch mit heraushängender Zunge in einem Anlauf durch.
Zwei Tage später, in den ersten Februartagen 1942, ging ich schwarz über die Grenze ins Reich, um mich als Freiwilliger bei der Waffen-SS zu melden.

2.9 Heim ins Reich

Meiner ersten 24 Stunden im Dritten Reich entsinne ich mich mit einer Genauigkeit, als ob es letzte Woche gewesen wäre. Von meinem »ersten Tag« kann ich nicht sprechen, denn ich verließ das schweizerische Wirtshaus in der Nähe der Grenze zum Elsaß, das ich mir als Ausgangspunkt meines »schwarzen« Grenzübertritts gewählt hatte, ungefähr eine Stunde vor Mitternacht. Die Gegend war mir gut vertraut, denn ich hatte dort kurz zuvor einige Wochen lang als Grenzwache Dienst getan. So ging ich mit dem Schritt des Ortsvertrauten, bloß jetzt in Zivilkleidung, auf eine etwa 400 Meter breite Lichtung zu, durch die sich quer von Wald zu Wald die Landesgrenze zieht. Es lag viel Schnee, aber ich erreichte den parallel zur Grenze laufenden Weg wie geplant, ungefähr in der Mitte. Ich wußte, daß ich mich an dieser Stelle nachts auf dem Patrouillengang stets beeilt hatte, hier pfiff meist der Wind, an den Waldrändern lockten Postenhäuschen, in denen man ungestört rauchen konnte. Es galt nun, im rechten Winkel den Weg zu verlassen und mitten über das leicht abfallende Feld geradeaus zu laufen, auf in der Ferne blinkende Lichter zu. Nach ungefähr 150 Metern würde ich die Grenze überschritten, nach weiteren 200 Metern den ersten elsässischen Weiler erreicht haben.
So stapfe ich denn also durch den Schnee drauflos, die schummrig sichtbaren Waldränder links und rechts im Auge behaltend, um nicht im Kreise (und damit in die Schweiz zurück) zu laufen. Diesmal weht kein Wind, der Mond ist leicht verhüllt, es ist so still, wie es nur in einer Winternacht sein kann. Nach etwa dreißig Metern höre ich — taap, taap, taap — langsame, schwere Schritte. Ich werfe mich flach in den Schnee, warte, dann sind die Schritte weg. Auf, Schnee abschütteln, weiter, nach etwa zehn Schritten wieder: Taap, taap, taap. Wieder werfe ich mich hin, höre nichts mehr, stehe wieder auf, bin schon ziemlich durchnäßt (ich trage Stadtkleidung, da ich im schweizerischen Grenzort nicht durch unternehmungslustiges Kostüm auffallen wollte), höre wieder Schritte und will mich erneut hinwerfen. Ist es Ärger, daß ich den Mund zusammenpresse? Sogleich höre ich die Schritte nicht mehr. Ich habe

das erregte Pochen meiner Halsschlagader für Schritte gehalten...
In einer Mischung aus Wut und Erleichterung stapfe ich weiter, komme zu einem Hof mit Lichtschimmer, klopfe. Drinnen höre ich Mundartlaute, frage in Mundart: »Bin ich hier schon im Elsaß?« Der Mann öffnet nicht, der nächtliche Grenzgänger ist ihm nicht geheuer, ich soll weiter ins Dorf, dort seien »die Deutschen« (Ich bin im Elsaß: drei Jahre vorher hätte er gesagt: dort sind die Franzosen.) Im Dorf Gesang aus einem Wirtshaus. Die Wirtsstube ist gefüllt mit deutschen Soldaten. Ich werde mit freundlichem Hallo begrüßt. Als die Landser erfahren, woher ich komme und zu welchem Zweck, rufen sie: »Setz Dich her, das müssen wir begießen!« Ich erfahre, daß sie einen Kameraden feiern, der an die Ostfront versetzt wird. »Wir müssen hier in diesem lausigen Kaff bleiben, wo wir schon eine Ewigkeit versauern!« Doch mit dem Mitfeiern wird nichts. Der Spieß kommt aus seinem Eck und sagt: »So geht das nicht. Der junge Mann aus der Schweiz muß auf die Wache.«
Der Feldwebel nimmt mich mit auf die Wache, notiert meine Personalien und meinen Wunsch, in die Waffen-SS einzutreten. Einen Kommentar gibt er nicht. »Sie werden müde sein, legen Sie sich schlafen. Morgen sehen wir weiter.« Ich lege mich mit einer Wolldecke auf die Pritsche an der Wand. Mitten in der Nacht wecken mich laute Stimmen. Der Feldwebel meldet einem Hauptmann die Wache; der Offizier hat offensichtlich von dem Besucher von »drüben« gehört. Ich rappele mich schlaftrunken auf, doch er bedeutet mir, liegen zu bleiben. Offensichtlich wollte er nur mein Gesicht sehen. Zum Spieße hin sagt er: »Na, bestes deutsches Blut!« Zu mir, freundlich lächelnd: »Schlafen Sie weiter.« (Mit der später gewonnenen physiognomischen Erfahrung stufe ich das immer noch deutlich vor mir stehende Gesicht des Hauptmanns so ein: Reserveoffizier, Beruf am ehesten Studienrat, mit einem Hintergrund von Jugendbewegung, Typus Freischar.)
Am andern Morgen werde ich zur Grenzpolizeistation in St. Ludwig (früher und heute wieder: St. Louis) in Marsch gesetzt, die mich an die Gestapo in Lörrach, im Badischen drüben, weiterge-

ben soll. Ein Landser, etwas älter schon, wohl Verwundeter von einer der vielen Fronten, soll mich in St. Louis abliefern. Wir besteigen einen Zuckelautobus, der in die weite Rheinebene hinausfährt. Der Landser hat eines der Soldatengesichter, wie sie Otto Dix vor 1933 gezeichnet hat. Er ist wortkarg, schaut in die Gegend. Bei einer Haltestelle steigt ein Soldat ein, der meinen Begleiter (oder Wächter?) kennt; er setzt sich zu uns. Über meinen Status ist er sich offensichtlich nicht im klaren. Nach einiger Zeit schaut er seinen Bekannten, mit einem Nicken seines Kopfes zu mir hin, fragend an. Der läßt aus dem Mundwinkel fallen: »Der kommt aus der Schweiz, er will Freiwilliger bei uns sein . . .« Der andere stutzt, schaut erst mich an, dann mit einer Mischung aus Ausrufungszeichen und Fragezeichen — seinen Kumpel. Den Rest der Fahrt unterhalten sich die beiden über das Wetter.
Aus Abstand erkenne ich, daß die ersten 24 Stunden im Dritten Reich schon die ganze Spannweite dessen enthalten haben, was mich dort erwartete.

2.10 Grau in grau

Auf die Euphorie des heimlichen Grenzübergangs folgte die kalte Dusche. Der Grenzübertritt hatte nicht nur einen, sondern — bedingt durch eine Mehrzahl konkurrierender Ämter — gleich mehrere Verwaltungsvorgänge ausgelöst. Wieviele Fragebögen ich damals ausfüllte, weiß ich nicht mehr; den ersten jedenfalls schon auf der Grenzpolizeistation. Die ersten drei oder vier Wochen im Dritten Reich verbrachte ich teils in Amtsstuben, teils mit lähmendem Warten in einem Auffangheim für schwarz über die Grenze gekommene Schweizer in Stuttgart. Das Heim war in einer ausrangierten Villa hoch über dem Kessel der damals noch unzerstörten Altstadt untergebracht. Doch auch dort kam kaum ein Sonnenstrahl hin; es war ein naßkalter, trüb verhangener Februar. Ich lernte das Dritte Reich von seiner grauen, langweiligen Seite kennen.

Das Auffangheim war eine Art von Menschen-Sortierstation. Es trafen in jenem Februar 1942 fast täglich Grenzgänger wie ich ein, manchmal sogar mehrere aufs Mal. Die Kategorien, nach denen sortiert wurde, waren leicht erkennbar. Zunächst nahm die deutsche Polizei Kontakt mit der schweizerischen Polizei auf; wer dort wegen eines kriminellen Delikts steckbrieflich gesucht war, wurde innerhalb von 48 Stunden an der Grenze den schweizerischen Kollegen übergeben. Die nächste Kategorie war die der »Organisierten« so nannte man im Heim-Jargon diejenigen, welche »drüben« einer Front angehört hatten. Sofern sie zu den Kadern gehörten, wurden sie bald von Amtsstellen oder Organisationen angefordert, in denen bereits Frontisten saßen. Das Fußvolk wurde zunächst in den Arbeitsdienst gesteckt, der offensichtlich ebenfalls die Sortierfunktion übernahm. So wechselte die Belegschaft des Heims ständig. Bloß die von der dritten und kleinsten Kategorie blieben länger: das waren die weniger leicht einzuordnenden Fälle wie der meine.

Besonders deutlich entsinne ich mich eines Dandys aus wohlhabender Familie, der einige Tage nach mir eintraf und auch in die Waffen-SS gehen wollte. Er dürfte mit der ihn prüfenden Behörde einige Schwierigkeiten gehabt haben, sofern er ihr auf die Frage nach seinen Motiven dasselbe antwortete wie mir: er habe sich gelangweilt in der Schweiz, wolle an die Front — nein, weltanschauliche Motive habe er keine, er hätte ebenso gut zu den Engländern gehen können, wenn die Schweiz an England grenzen würde. An ihn mußte ich einige Monate später denken, als ich in Berlin einen ausgesprochen nationalsozialistischen Ministerialbeamten beim Namen »Ernst Jünger« stirnrunzelnd sagen hörte: »Der ist ein Faschist.« Und da mein Nichtverstehen nicht zu übersehen war, fügte er hinzu: »Der Jünger kämpft nicht für sein Volk — der kämpft um des Kämpfens willen . . .« Für diesen Typus des Nationalsozialisten — es gab auch andere — hörte ich übrigens bereits im Stuttgarter Heim zu meiner nicht geringen Überraschung die Charakterisierung »ein Kommissar«. (Ein Argument für Ernst Nolte!) In Berlin hörte ich dann die gleiche Bezeichnung für den gleichen Typus auch aus dem Munde von Deutschen.

Für einen Freiwilligen, in seiner ganz besonderen psychischen Verfassung, war diese bürokratische Apparatur nichts Erfreuliches. Aber ich war nicht so blauäugig, ihre Unvermeidlichkeit, gerade im Krieg, nicht einzusehen. Doch nicht das geringste Verständnis brachte ich auf, als ich feststellen mußte, daß man die Freiwilligen im Heim auch nachrichtendienstlich vereinnahmen wollte. Nach dem Krieg erklärte mir ein einstiger SS-Offizier, Himmler habe damals die nachrichtendienstliche Bearbeitung von Freiwilligen untersagt; was ich erlebt habe, sei wohl ein Störmanöver von Canaris zur Verunsicherung der Freiwilligen gewesen. Das will aber nicht zu meinen Erfahrungen passen. Ein erster Versuch wurde bei mir bereits am ersten Tag, noch auf der Grenzpolizeistation, unternommen, und zu meiner grenzenlosen Enttäuschung waren die beiden Männer, die das taten, zugleich auch die ersten SS-Leute, die ich leibhaftig vor Augen bekam. Daß sie der »Leibstandarte« angehörten, hatte zunächst mein Herz höher schlagen lassen. Als sie dann jedoch nicht nur nach den Gründen meines Grenzübertrittes fragten, sondern auch Näheres über die Ausrüstung meiner Grenzschützen-Kompanie auf der anderen Seite der Grenze wissen wollten, bekam meine Antwort die Schärfe der Enttäuschung: ich sei als Kriegsfreiwilliger gekommen, nicht als Spitzel. Sie insistierten nicht. (Der Vorfall ist nach Erscheinen der ersten Fassung dieses Buches von ehemaligen Angehörigen der »Leibstandarte Adolf Hitler« angezweifelt worden. Ich entsinne mich jedoch genau, daß der ältere Polizeiwachtmeister aus dem Badischen, der die elsässischen Hilfspolizisten der Station befehligte, mich nach dem Weggang der beiden SS-Leute unwirsch fragte: »Was wollten die beiden von der Leibstandarte von Ihnen? . . .« Ein zu Rate gezogener Kenner dieser Verbände schrieb mir: »Die Kampfverbände der Waffen-SS, so auch die LSSAH, die im Sommer 1942 in der Normandie zur Panzerdivision aufgestockt wurde [davor war sie in der Ukraine], waren für grenzpolizeiliche Aufgaben weder vorgesehen noch ausgebildet. Den von Ihnen geschilderten Vorfall kann ich mir nur so erklären, daß nicht mehr felddiensttaugliche Angehörige der LSSAH zur Sicherheitspolizei/SD versetzt oder abkommandiert wurden und dabei das Recht

erhielten, ihren alten Ärmelstreifen als ›Traditionsärmelstreifen‹ weiter zu tragen.«
Im Auffangheim in Stuttgart ging es in diesem Stile weiter. Ein von der Heimaufsicht eingeführter Zivilist, mit dem goldenen Parteiabzeichen am Aufschlag seiner Jacke, legte mir eine Liste von Basler Persönlichkeiten vor und fragte, was ich über diese Personen wisse. Zum Glück hielt ich mich nicht an den Rat eines Heiminsassen, in solchen Fällen ein paar harmlose Sachen zu sagen, dann hätte ich meine Ruhe. Ich zog die strikte Ablehnung vor. Der schweizerische Nachrichtendienst erwies sich als gut informiert; bis zum Kriegsende wurden in der Schweiz eine ganze Anzahl von Schweizerbürgern wegen Landesverrat zu Gunsten des Dritten Reiches erschossen (bei diesem Delikt war die Todesstrafe für die Dauer der Kriegshandlungen in Europa wiedereingeführt worden). Und nach Kriegsende hätte es immer noch zu längeren Zuchthausstrafen gereicht. Schweizerische Nachrichtenoffiziere waren in amerikanischer Uniform mit den Alliierten in die eroberten deutschen Städte eingezogen und hatten sich bei dieser Gelegenheit auch in den meist unversehrt übergebenen Personalakten der Ämter umgesehen.
In jenem Februar 1942 aber spitzte sich im Heim mein Unbehagen in diesen Angelegenheiten noch zu. Der Chef des Heimes, ein in Berlin stationierter höherer SS-Offizier schweizerischer Herkunft, kam alle 14 Tage für eine kurze Inspektion nach Stuttgart. Einen solchen Aufenthalt nutzte er, um auch mir auf den Zahn zu fühlen — ich war ihm wohl als etwas störrisch gemeldet worden. Ich wollte die Gelegenheit nützen, um Klarheit über meinen Status zu schaffen. Deshalb sagte ich, unter Hinweis auf jene beiden Vernehmungen, ich wolle eine schriftliche Zusage, daß ich nie gegen Landsleute eingesetzt werde. Darauf hatte ich die verschiedensten Reaktionen erwartet, vom Zorn bis zur Diplomatie. Das, was kam, hatte ich wirklich nicht erwartet: der Offizier bekam einen Lachanfall. Ich muß ihm wie ein Fossil vorgekommen sein, und zwar ein ehrpusseliges — offensichtlich dachte er bereits völlig in Bürgerkriegskategorien. Natürlich traf mich die unerwartete Reaktion auch deshalb als Tiefschlag, weil sie mich in meinem Stolz verletzte.

Allerdings waren es mehrere Gründe, die mich allmählich zweifeln ließen, ob all das, was ich mir vorgenommen hatte, richtig war. Mit meinen Eltern, die mein Übertritt nach Deutschland unvorbereitet getroffen hatte, war der Kontakt inzwischen wieder hergestellt, und ich wurde mir bewußt, was ich da angerichtet hatte. Dann stimmten mich auch zwei Begegnungen nachdenklich, die ich in jenen Stuttgarter Tagen im Februar 1942 hatte. Die eine war die mit einem Infanterie-Hauptmann, der schwerverwundet aus den Rokitno-Sümpfen zurückgekehrt war, wo er in blutigen Kämpfen fast seine ganze Kompanie verloren hatte. Er bestätigte mich in dem, was der Hauptantrieb hinter meinem Grenzübertritt gewesen war: in der Überzeugung, daß Deutschland in einem Kampf um seine Existenz stehe, von dem sich keiner fernhalten dürfe. Er selbst wartete ungeduldig seine Genesung ab, um wieder zur Truppe zurückkehren zu können. Manches an dem, was er im Hinterland erlebte, schien ihn abzustoßen — man konnte es einzelnen seiner Reaktionen ablesen. Solche Frontoffiziere gab es wohl viele. Bei dem, den ich damals in Stuttgart kennenlernte, war das Besondere, daß es sich um einen hohen Würdenträger des Dritten Reiches handelte: um den Lyriker und Dramatiker Gerhard Schumann, einen Schwaben aus Eßlingen, SA-Oberführer (was einem militärischen Rang zwischen Oberst und Generalmajor entspricht), Reichskultursenator, Chefdramaturg der Staatstheater in Stuttgart.
Schumann lernte ich an einer Veranstaltung in kleinerem Kreise kennen, zu dem mich Frontisten aus dem Auffangheim mitgenommen hatten. Einer ihrer früheren Führer hielt den Vortrag: Alfred Zander, der seit längerem schon in Deutschland ein Landschulheim leitete und in seiner stillen Nachdenklichkeit gerade das Gegenteil von Major Leonhardt war. Er hatte sich denn auch ein ihm liegendes pädagogisches Thema gewählt: unseren großen Landsmann Pestalozzi, der ihm ein Vorbild war. Nach dem Vortrag wurde ich Gerhard Schumann als dem Ehrengast der Veranstaltung vorgestellt. Ich wunderte mich, daß er die Uniform der Wehrmacht trug; in meiner Unkenntnis des Dritten Reiches hatte ich ihn, wenn schon Frontoffizier, dann in der Uniform der Waf-

fen-SS erwartet. Seine Antwort war knapp und etwas scharf: »Ein Deutscher ist in der Wehrmacht.« Er merkte aber gleich, daß ich ihn nicht hatte provozieren wollen, und es kam zu einer näheren Beziehung zu ihm. Ihr Höhepunkt war, daß ich ihm offen über die paradoxe Situation berichtete, in der ich mich befand: paradox insofern, als ich, was ich auch immer tun würde, damit Rechtes und Unrechtes zugleich tun würde. Gerhard Schumann sah ich erst nach dem Kriege wieder, in Eßlingen, wohin er kurz zuvor von den Amerikanern nach dreieinhalbjähriger Lagerhaft entlassen worden war. Als er mich sah, lächelte er: »Ach, Sie leben noch ...« Und er holte aus der Kiste das Manuskript eines Schauspiels in drei Akten mit dem Untertitel »Der junge Schweizer«, das er während des Krieges geschrieben hatte. Die Handlung war frei erfunden, doch das Thema genährt von unseren Gesprächen im Februar 1942. (Natürlich ist das Schauspiel nie aufgeführt worden.)
Die andere nachdenklich stimmende Begegnung war diejenige mit einem Mann, der meine eigene Ausgangssituation als Basler, als »Kind der Grenze« exemplarisch vorgelebt und dichterisch gestaltet hatte. Es war Jakob Schaffner, der letzte in der Reihe der großen deutschschweizerischen Erzähler (Robert Walser war ja kein »Erzähler« im epischen Sinne, sondern ein Meister der Miniatur). Ich hatte Schaffners »Johannes«-Trilogie, diesen letzten großen Entwicklungsroman der deutschen Dichtung, mit Beben gelesen. Die unverhüllt autobiographischen Bände waren seiner Lebensanlage entsprungen, die sich mit der meinen fast deckte: die einfache Herkunft der protestantischen Väter aus Bauerndörfern in den Basel vorgelagerten Jura-Tälern, die katholischen Mütter — diejenige Schaffners allerdings eine Deutsche, wenn auch aus der unmittelbaren badischen Nachbarschaft. Dann das Hinausstreben in die deutsche Weite: der letzte Band der Trilogie, 1933 bei Zsolnay erschienen, heißt »Eine deutsche Wanderschaft«. Hatte ich nicht auch eine solche Wanderschaft begonnen? Als ich im Heim erfuhr, daß Jakob Schaffner sich für ein paar Tage im Hotel Marquardt unten an der Königstraße aufhalte, wollte ich ihn unbedingt sehen.
Es war der erste »Dichterbesuch«, den ich machte, und er hatte die

Problematik aller Besuche dieser Art. Man kommt an mit den besten Seiten dieses Dichters in Kopf und Herz — und steht dann vor dem vom Schreiben dieser Seiten erschöpften und ausgelaugten Autor. Der Portier des Hotels wies mich ins Lesezimmer des Hotels. Dort sah ich Jakob Schaffner in Gedanken versunken sitzen. Ich wußte, daß ein Jahr zuvor seine sehr starke zweite Frau — eine national gesinnte Deutsche aus Ostpreußen — gestorben war. Ob er an seinem gewohnten Arbeitsrhythmus noch festhielt, während einer Hälfte des Jahres in Deutschland »Leben in sich aufzunehmen« und in der andern Hälfte in einem ruhigen Basler Hotel am Rheinufer seine Bücher zu schreiben, war mir nicht bekannt. Die Basler haben ihm bis 1933 seinen Wohnsitz Berlin und seine Liebe zu Deutschland verziehen. Sein Engagement für das Dritte Reich hatte ihn dann seinen Landsleuten entfremdet; daß der Erfolgsschriftsteller zu einem Vielschreiber wurde, der nur noch selten die Stärke seiner Anfänge erreichte, machte den Schweizern ihre Distanzierung leicht.

Als ich Jakob Schaffner ansprach, schreckte er mißmutig hoch, sein Falkenkopf richtete sich mir spähend entgegen. Er war hager, aber kleiner als ich mir den einstigen Handwerksgesellen vorgestellt hatte. Als ich in die heimatliche Mundart überging, löste sich sein Mißtrauen. Er wollte wissen, was ich denn mitten im Krieg als junger Schweizer in Stuttgart treibe. Ich berichtete ihm kurz, worauf er von den schweizerischen Freiwilligen zu sprechen begann. Etwa 400 stünden an der Front, ungefähr gleichviel seien in der Ausbildung. Dann kam er mehr und mehr auf sein persönliches Schicksal zu sprechen. Es klang wie eine Warnung, als er mir sagte, für seine schweizerischen Landsleute sei er ein Verräter, aber »hier für die Partei« sei er wieder viel zu sehr Schweizer, die mißtrauten ihm auch. Im Jahr darauf wurde er in Berlin ausgebombt. Er zog an den Rhein zurück, aber nicht nach Basel, sondern nach Straßburg, wo der ihm wohlgesinnte Oberbürgermeister eine Wohnung zur Verfügung stellte. Dort heiratet er im August 1944 ein 23jähriges Mädchen, das ein Kind von ihm erwartet. Es ist die erste Schweizerin von den drei Frauen Schaffners, aber eine in Aachen aufgewachsene. Am 25. September 1944 kommt Jakob

Schaffner mit seiner Frau und dem ungeborenen Kind im Bombardement von Straßburg um. Das erspart ihm das Hamsun-Schicksal, von seinen Landsleuten angespuckt zu werden. Wenigstens seine Asche findet nach dem Krieg in das Dorf zurück, dessen Bürgerrecht dem 1875 in Basel Geborenen verblieben ist. Sein Biograph Charles Linsmayer berichtet: »Die Urnen mit den sterblichen Überresten Schaffners und seiner Frau werden später in die Schweiz überführt und in Buus (Baselland) beigesetzt, was zu Protesten seitens der Dorfbevölkerung führt.«
In das Grau in Grau jener ersten Wochen im Dritten Reich gehört noch ein Ereignis, das ich zunächst nicht sehr ernst nahm. Erst später im Jahr erfuhr ich, daß es meinen ganzen Aufenthalt im Reich überschattete. Es hing mit dem Vortrag des Frontistenführer Zander zusammen. Die deutsche Gegenspionage hatte einen Bericht über diese Veranstaltung abgefangen, der an das schweizerische Konsulat in Stuttgart gerichtet war. Da ich als einziger »Nicht-Organisierter« auf der Anwesenheitsliste stand, kam ich in den Verdacht, der Verfasser zu sein. Ich wurde nicht vernommen, erfuhr es nur unter vier Augen von einem jungen Frontistenführer aus Zürich, mit dem ich mich während der wenigen Tage seines Aufenthaltes im Heim angefreundet hatte. Er hatte für mich gebürgt: ich sei wohl kein hundertprozentiger Nationalsozialist, aber bestimmt kein Spitzel; auch Gerhard Schumann hatte sich für mich eingesetzt. Damit hielt ich die Angelegenheit für erledigt. Als im Herbst dieses Jahres 1942 mein Berliner Gastgeber mir ein Unternehmen ausreden wollte, das er für gefährlich hielt (den Besuch des als »verdächtig« geltenden Humboldt-Clubs für ausländische Studenten), war sein letztes Argument, dem ich mich beugen mußte: er sei meinetwegen bereits zur Gestapo in der Prinz-Albert-Straße zitiert worden; ich solle ihm weitere Unannehmlichkeiten ersparen. Durch Nachbohren erfuhr ich dann, daß die Geschichte mit dem Konsulat in Stuttgart das ganze Jahr hindurch über mir gehangen hatte. Ich fiel leicht aus den Wolken. Als ich lange nach Kriegsende den für die Freiwilligen aus der Schweiz verantwortlichen Herrn kennenlernte, berichtete er mir, er habe damals meine Aufnahme in die Waffen-SS abgelehnt, wisse aber nicht mehr warum,

es sei zu lange her. Ich konnte ihm den Grund sagen, und er meinte: »Vermutlich habe ich Ihnen damit das Leben gerettet — von Ihrem Jahrgang sind wenige zurückgekehrt...«
Damals, im Februar 1942 in Stuttgart, wußte ich von all dem nichts. Ich saß im Heim herum und wartete auf die Einberufung zur Waffen-SS. Obwohl ich die sanitarische Musterung bestanden hatte, kam und kam sie nicht. Ich hatte den Mief des Auffangheimes satt; es kam mir vor wie eine große Schleuse, die jeden Tag einmal ihre Klappen öffnete — doch das, was hereinströmte, war zum großen Teil unerfreulich. Ich war in einer Verfassung, in der mir jeder Weg der richtige sein sollte, der mich aus diesem Ghetto herausführte.

2.11 Unter märkischen Kiefern

Heinrich von Kleist hat mir 1942 den Weg ins Freie geöffnet. Im Heim in Stuttgart war ich am Tag meiner Ankunft von der Aufsichtsperson gewarnt worden, Gebrauchsgegenstände oder Lebensmittel offen liegen zu lassen. Als ich fragte, wie es mit Büchern stehe, bekam ich die lachende Antwort: »Nein, ein Buch stiehlt Ihnen hier bestimmt keiner!« So ließ ich eines Tages in einem Gemeinschaftsraum die Kleist-Ausgabe der Sammlung Dieterich liegen, die ich mir als eiserne Ration von zu Hause auf meine Deutschland-Fahrt mitgenommen hatte. Später hörte ich, eine Kommission habe das Haus inspiziert; einem der Herren sei mein Buch aufgefallen, er bestellte mich auf den nächsten Vormittag 10.00 Uhr in sein Büro im »Amt Schwaben«. Nach den bisher gemachten Erfahrungen begab ich mich mit gemischten Gefühlen dorthin, denn ich hatte auf meine Frage nur die Antwort bekommen, dieses Amt befasse sich »auch« mit der Schweiz. (Nach 1945 habe ich in der mir bekannten Literatur über das Dritte Reich keine Spur dieses Amtes gefunden.)
Das Büro, in das man mich bestellt hatte, war diskret in einer mittleren Etage eines großen Geschäftshauses im Zentrum unterge-

bracht. Nach kurzer Zeit waren meine Bedenken verflogen. Über soviel physiognomische Erfahrung verfügte ich bereits, um zu merken, daß der ältere Herr mit süddeutschem Adelsnamen, der mich da empfing, kein »Kommissar« war. Er sei ein großer Verehrer von Kleist — deshalb habe er sich den jungen Mann einmal ansehen wollen, der auf eine solche Fahrt ausgerechnet eine Kleist-Ausgabe mitgenommen habe. Ich faßte Vertrauen und verhielt mich so, wie ich mich im Dritten Reich immer verhalten habe, wenn ich nicht einen ausgesprochenen Kommissarskopf vor mir hatte: ich sprach frei von der Leber weg, ohne viel Zeit auf Taktik und Diplomatie zu verwenden — und ich bin mit diesem Verhalten gut gefahren.
Der Herr vom »Amt Schwaben« hörte sich meinen Bericht, der nichts ausließ, ruhig an, stellte hie und da eine Zwischenfrage, äußerte sich aber weiter nicht dazu. Dann bestellte er mich auf den nächsten Tag nochmals in sein Büro. Wieder war der Empfang recht freundlich. Er habe sich meinen Fall nochmals gründlich überlegt. Zwar kämen viele Freiwillige herüber, es seien aber wenig Akademiker darunter. Dann, mit leicht veränderter Stimme: »Sie dienen der Sache des Führers mehr, wenn Sie zuerst in Berlin Ihr Studium beenden.« Ob ich das wolle, ob mir das möglich sei? Ja, war meine Antwort; ich nähme an, daß meine Eltern mir wohl einen monatlichen Unterhaltsbetrag schicken könnten, viel brauche ich nicht. »Hier haben Sie einen Marschbefehl nach Berlin und einen Dienstfahrschein. Wenn Sie in Berlin angekommen sind, melden Sie sich auf dem SS-Hauptamt im Grunewald draußen. Wenn man ihnen dort eine Arbeit anbietet, so können Sie das ablehnen. Sagen Sie dann, Sie hätten mit unserem Amt verabredet, zunächst in Berlin zu studieren . . .«
Ich stammelte einen Dank, fuhr mit der Straßenbahn hinauf zum Heim, holte meine wenigen Sachen aus dem Spind und meldete mich bei der Heimaufsicht, die schon Bescheid wußte, ab. Noch am gleichen Tag fand ich einen der letzten Sitzplätze im überfüllten Nachtschnellzug nach Berlin. Ich schaute nicht mehr raus, als sich der Zug in Bewegung setzte — aber eine schwere, graue Masse löste sich von meiner Brust. Bald darauf muß ich eingeschlafen

sein. Als ich aufwachte, drang erstes Morgenlicht durch die Scheiben. Der mir gegenübersitzende Mann brummte gutmütig: »Na, junger Mann, Sie haben ja geschlafen wie ein Stein!« Die anderen Mitreisenden schauten mich halb neugierig, halb belustigt an. Durch verklebte Augenlider blinkte ich zurück. Dann erst schaute ich durch die Scheibe. Es traf mich wie ein Schlag: ich sah hohe Kiefern auf sandigem Boden, durch die die ersten Sonnenstrahlen ihren Weg suchten. Ich war in der Mark Brandenburg, im Lande Kleists, Schinkels, Friedrich des Großen. Und ich war glücklich — erst jetzt war ich wirklich in Deutschland angekommen.
Noch einmal allerdings holte mich die Vergangenheit ein. In welchem Berliner Bahnhof mein Zug angekommen war, weiß ich nicht mehr. Durch das Großstadtgewühl suchte ich mir den Weg zum Grunewald, wohl mit der S-Bahn. Das SS-Hauptamt jedoch hat sich meinem Gedächtnis fest eingeprägt. Ich hatte eine große Kaserne erwartet. Es bestand aus niederen, grünen Baracken, die gut gegen Sicht geschützt unter hohen Kiefern standen. Ich zeigte der Wache meinen Marschbefehl und wurde auf den Weg durch lange Gänge geschickt. Zweimal wurde vor mir rasselnd ein Gitter geöffnet und hinter mir geschlossen. Das beeindruckte mich natürlich. Ich war gespannt, wer und was mich in dem Büro erwarten würde, das in meinem Marschbefehl erwähnt war. Bei der richtigen Zimmernummer angekommen, klopfte ich und machte die Tür auf. Die Überraschung war vollkommen. Vor mir saß, in der Uniform eines SS-Unterscharführers (Unteroffizier), Dr. Schweizer aus Basel.
Etwa sechs oder sieben Jahre zuvor hatte ich Dr. Schweizer in meinem Basler Gymnasium kennengelernt. Er gehörte zu der kleinen Anzahl von Aushilfslehrern, die einzuspringen hatten, wenn einer der fest angestellten Lehrer durch Krankheit oder aus einem anderen Grunde ausfiel. Der fast zwei Meter lange, spindeldürre Mann war nur wenige Stunden in unserer Klasse, und das war wohl auch bei anderen Klassen so. Ob ein Lehrer Autorität hat, entscheidet sich gewöhnlich in den ersten 5 Minuten, in denen er vor so eine Bande unausgegorener Halbwüchsiger tritt. Schüler haben ein teuflisches Gespür dafür, was sie sich bei einer Aufsichtsperson lei-

sten können. Die Stunden mit Dr. Schweizer wurden zur reinen Gaudi. Bei anderem Klamauk dieser Art machte ich meist unbefangen mit. Ich entsinne mich, daß ich vor Schweizers bleichem, sommersprossigem Gesicht unter den roten Haaren befangen war: es zeigte eine Mischung von Nervosität, Schmerz und Sensibilität. Auch was er sagte — wenn er überhaupt zu Worte kam — war auffällig anders als das, was unsere gewohnten Lehrer, routinierte Profis der Pädagogik, uns sonst täglich verpaßten.
Vor Kriegsausbruch hatte ich dann Dr. Schweizer nochmals gesehen, und wieder unter auffälligen Umständen. Öffentliche Aufmärsche von Frontisten gab es in der Zeit, in der ich mich für Politik zu interessieren begann, nur noch selten. Ein einziges Mal sah ich einen »Harst« (so nannten die Frontisten nach alteidgenössischem Vorbild ihre Marschkolonnen) einhermarschieren, und zwar in einem von Wochenendspaziergängern belebten Jura-Tal bei Basel. Die den Harst bildenden Männer waren nicht uniformiert, aber sie marschierten im Tritt mit Blick geradeaus, sangen trotzig ein Landsknechtlied, und die ihnen voranflatternde Schweizerfahne zeigte nach alter Landsknechtmanier ein weißes Kreuz mit langen, bis zum Fahnenrand reichenden Balken. Das Ganze war eine Spur zu pathetisch hier in der Natur draußen, es zeugte nicht von Selbstsicherheit. Das war wirklich ein »verlorener Haufe«. Zwar hatte ein solcher Harst kaum Tätlichkeiten zu befürchten: das Dritte Reich, mit dem man damals die Fronten etwas summarisch identifizierte, stand ja noch, war ein respektierter und gefürchteter Staat. (Mit der deutschen Kapitulation änderte sich das — dann gingen selbst Hausfrauen mit ihren Regenschirmen gegen als »Nazis« geltende Landsleute vor.) An spöttischen oder feindlichen Blicken fehlte es aber nicht bei den verdutzten Ausflüglern, die sich das in trotziger Starre einhermarschierende Häufchen kleiner Leute (in beiden Bedeutungen dieses Begriffs) anschaute. Da entdeckte ich plötzlich mitten im Harst Dr. Schweizer. Übersehen konnte man ihn nicht, denn er war zwei Kopf länger als alle anderen. Und offensichtlich hatte er, wie alle Langbeinigen, Mühe, im Schritt zu bleiben; die Anstrengung ließ seinen wächsernen Kopf mit dem traurigen Clownsgesicht bei jedem Tritt

leicht beben. Ich habe das Bild immer noch mit eidetischer Schärfe vor mir.
In dem Büro des SS-Hauptamtes war Dr. Schweizer nicht erfreut, als ich mich als einstigen Schüler vorstellte. Er bot mir einen Hilfs-Schriftleiter-Posten bei einer Propagandazeitschrift für das »Neue Europa« an. Unter Berufung auf das mit dem »Amt Schwaben« verabredete Studium an der Universität lehnte ich mit Dank ab. Die kühle Antwort war: »Dann haben wir kein Interesse mehr an Ihnen.« Die Unterredung war beendet, und ich fuhr wieder ins Zentrum von Berlin zurück, um mir ein billiges Zimmer zu suchen. Als ich nach dem Krieg den bereits erwähnten Verantwortlichen für die Schweizer Freiwilligen kennenlernte, fragte ich ihn auch, ob er mir etwas über das Schicksal von Dr. Schweizer sagen könne. Er schaute mich überrascht und gerührt an: »Ach, Sie haben Schweizer gekannt?« Ich berichtete, und er fuhr fort: »Er ist am Kriegsende bei den Rückzugskämpfen in Kurland gefallen. Wir hatten auch manchmal etwas gespöttelt über ihn. Wer ihn damals erlebte, denkt mit Respekt und Dankbarkeit an ihn. Er meldete sich freiwillig zu einer Aktion mit geringer Überlebenschance. Ich war dabei, als man ihn sterbend in unsere Linien zurückbrachte . . .«

2.12 Die Entdeckung von Berlin

Im Berlin von 1942 war die Zimmersuche nicht leicht. Aus dem Grunewald ins Zentrum zurückgekehrt, begann ich die kleinen Hotels und Pensionen abzusuchen. Meist prangte das Schild »Besetzt« schon draußen vor dem Eingang. Als es dunkel wurde, hatte ich immer noch kein Zimmer, und ich war todmüde. Man muß mir das angesehen haben. In einer Pension war ich nach der Abweisung bereits wieder unten an der Treppe angelangt, als man hinter mir her rief: »Junger Mann!« (eine bereits gewohnte Anrede). Ich drehte mich um. »Na, kommen Sie schon!« winkte mich die Pensionsmutter wieder zu sich herauf: »Ich bringe Sie auf einem Ka-

napee unter — in den Betten werden zwei Handlungsreisende schlafen, aber die kommen erst nach Mitternacht, ich werde es ihnen dann beibringen ...« Mit einem Laken und einer Wolldecke legte ich mich aufs Kanapee, dachte kurz darüber nach, wieso Deutschland in einem Kampf auf Leben und Tod noch Handlungsreisende brauchte, wieso ein Drittes Reich überhaupt noch so etwas brauche. Dann schlief ich ein. (Ich entsinne mich, dieses ganze Jahr der Entdeckungen hindurch stets tief und fest geschlafen zu haben.) In jener Nacht hörte ich zwar einmal belustigte Hallo-Rufe, beschloß aber, weiterzuschlafen. Als ich am anderen Morgen erwachte, waren die beiden Reisenden schon unterwegs zu ihren Kunden.

Draußen schien eine leichte, helle Frühlingssonne. Für mich war es die erste Sonne im Jahr. Die Zimmersuche war fern — ich wollte zunächst einmal Unter den Linden spazieren gehen. Vom Bahnhof Friedrichstraße her stieß ich auf die Allee, sah rechts in der Ferne das Brandenburger Tor, ging nach links, an der Schinkelschen Wache und dem Zeughaus vorbei auf das Schloß zu. Am Kupfergraben blieb ich gebannt vor dem Backsteinbau der Bauakademie stehen, diesem Wunderwerk an Proportion, gelassener Ordnung und Unbeschwertheit. (Die DDR hat das Gebäude, das noch zu retten gewesen wäre, 1961 geschleift — sie hatte damals Preußen noch nicht wiederentdeckt.) Ich muß diesen Bau von Schinkel, auf den ich mich am meisten gefreut hatte, ziemlich lange angestiert haben. Ein etwa dreißigjähriger Mann, den amüsierten Kopf leicht schräg gestellt, sprach mich an: »Das ist die Bauakademie von Friedrich Schinkel. Er hat selber drin gewohnt, bis zu seinem Tod.« Meine Antwort: »Ich weiß ...«

Was ich damals noch nicht wußte, war, daß der für Heiden detachierte Schutzengel mir wieder einmal im richtigen Augenblick den richtigen Menschen zugeführt hatte. Wir kamen ins Gespräch, und ich ließ darin, weil meine physiognomische Witterung günstig ausfiel, dem Gaul die Zügel schießen. Als der Unbekannte erfuhr, daß ich in Berlin studieren wolle und ein Zimmer suche, sagte er, er könne mir ein einfaches Zimmer in seiner Wohnung anbieten: »Da ich öfters längere Dienstreisen machen muß, ist es mir recht,

wenn ein zuverlässiger Mensch in meiner Wohnung sitzt. Und als Schweizer werden Sie ja zuverlässig sein...« (Der zwischen den Stühlen Sitzende freute sich über dieses Lob seiner Heimat.) Ich wurde nicht nur sein Untermieter, wir wurden bald auch Freunde, und Achim war dann mein Mentor durch das Dritte Reich.

Das Haus mit Achims Wohnung — es steht heute nicht mehr — lag ganz in der Nähe: an der Fischerbrücke, hinter dem Marstallgebäude, am oberen Ende der Schloßinsel. Also in Alt-Kölln. Man nannte die alten Häuser, die dort zusammenrückten, das »Raabe-Viertel«: dort spielt Wilhelm Raabes Erstling »Chronik der Sperlingsgasse«; 1942 standen die Häuser noch, die in dem Roman weiterleben. Das Fenster meines Zimmerchens ging direkt auf die Spree. Wenn ich mit dem Rad von einer meiner Fahrten durch Berlin zurückkehrte, mußte ich es durch einen engen Gang zwischen zwei schiefen Häusern schieben, um zu meiner Haustüre zu gelangen. Ich fühlte mich in diesem Alt-Kölln, nur wenige Schritte von der Sperlingsgasse entfernt, wie eine Spinne in der Mitte ihres Netzes, wo alle Fäden zusammenlaufen. Hier hatte ich ein Zuhause, eine Klause, in der ich mich von meinen Vorstößen in die aufregend neue Welt um mich herum immer wieder ausruhen konnte.

Es hat seither kein Jahr meines Lebens mehr gegeben, in dem ich so intensiv aufgenommen habe wie damals, 1942. Das war mehr als jenes Bücherverschlingen der hinter mir liegenden Jahre. Zwar habe ich 1942 viele Stunden in der Preußischen Staatsbibliothek verbracht, um mich in die Bücher und die Zeitschriftenbände einzugraben, die ich in der Schweiz nicht hatte auftreiben können. Doch das allein genügte mir nicht mehr. Die Berliner Universität ließ ich etwas links liegen. Gewiß habe ich ein Testatbuch voller prominenter Professoren-Unterschriften (darunter die von Nicolai Hartmann) in die Schweiz zurückgebracht. Aber ich schwänzte die meisten Vorlesungen und Seminare, die ich belegt hatte. Carl Schmitt war damals »noch kein Begriff« für mich. Ludwig Ferdinand Clauss, diese geniale Ausnahme unter den Rasseforschern, hätte ich gerne gehört; wegen seines komplizierten Privatlebens hatte er sich damals ganz in sein Haus in der Mark zurückgezogen und ließ dort nur noch ihm gut bekannte Schüler zu Privatsemi-

naren ein. Zudem verlor die Universität für mich ihren Charme, als ich feststellte, wie rar dort, zum mindesten in den Geisteswissenschaften, Studenten meiner Generation wurden. Die meisten waren im Feld, hie und da tauchten Verwundete in den Vorlesungen auf.

Das Studieren war ohnehin bloß ein Vorwand für mich: ich wollte endlich dieses Deutschland kennenlernen, mit dem ich mich so lang schon von ferne und in der Theorie befaßt hatte — wollte es kennenlernen mit seinen Menschen, Städten, Dörfern und Landschaften. In dieses Unternehmen stürzte ich mich mit einer Art von Besessenheit, war beinahe zu einem bloß noch Aufnehmenden geworden. Ich hatte kaum mehr Zeit, mich um mein Innenleben zu kümmern (während des Wartens in Stuttgart hatte ich das noch ausgiebig getan). Wenn ich in den voraufgehenden Abschnitten meine Seelenzustände von der Pubertät bis zum Übertritt ins Dritte Reich skizzierte, so war das hermeneutische Absicht: es sollte verständlich machen, weshalb es zu diesem Ausbruch aus der heimatlichen Umwelt gekommen war, mit welchen Erwartungen ich ins Dritte Reich kam und durch welche Linsen ich das, was nun auf mich einstürzte, aufgenommen habe. Von nun ab kann dieses Innenleben wieder in den Hintergrund treten, wo es hingehört. Mit der Installierung in der Alt-Köllner Klause war ich wieder auf der mir zugeteilten Bahn: nicht der des Täters oder Opfers, sondern des Beobachters.

Um sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden, ist das Erschließen einer noch unbekannten Stadt eine sehr effiziente Methode: in einer Stadt kann man nicht, wie in der Natur, den Menschen ausweichen. Schon gar nicht in einer Stadt wie Berlin, die für ihr an Sekt gemahnendes, aufputschendes Klima berühmt ist (was nicht oder nicht nur meteorologisch gemeint ist). Berlin war nicht die erste Weltstadt, die ich betrat. Damals kannte ich bereits Paris und Rom — aber nur als Tourist. Berlin war die erste Weltstadt, in der ich längere Zeit lebte. So lange Zeit zum mindesten, daß ich in ihrem Rhythmus zu leben begann und mich in die Erfahrungs- und Vorstellungswelt ihrer Bewohner versetzen konnte.

Bei der Entdeckung von Berlin ging ich in konzentrischen Ringen

vor. Zunächst machte ich mich mit dem Teil von Berlin vertraut, den ich zu Fuß erreichen konnte: das unmittelbar vor meiner Tür liegende königlich-preußische Berlin. Dann begannen mich die Pulsadern dieser damals noch so lebendigen, nicht zerstückelten Stadt zu faszinieren: die Friedrichstraße, die Gegend am Zoo, der Potsdamer Platz, der Kurfürsten-Damm. Dann kamen die einzelnen Stadtviertel dran, von denen jedes seinen eigenen, unverwechselbaren Charakter hatte: Wilmersdorf war grundverschieden von Moabit, Siemensstadt ganz anders als Weißensee. Als ich dann in der S-Bahn und in den Vorortbahnen die Abteile entdeckte, in die man ein Rad mitnehmen konnte, erweiterte das meinen Aktionsradius beträchtlich. Und bald begann ich über die Vororte und die Havelseen hinaus in die Mark Brandenburg vorzustoßen.
Berlin — das Berlin von damals — war eine gute Lektion für mich. Zunächst hatte es mich, vom historischen Stadtkern abgesehen, verwirrt: es schien mir ein über die Ufer getretenes Häusermeer zu sein, ohne Struktur, nach den Gesetzen des Zufalls übereinander gepurzelt und ineinander verklemmt. Allmählich entdeckte ich, daß ich eine Vielzahl von Lebenskreisen vor mir hatte, von denen jeder auf seinem besonderen Stil beharrte, und die sich dann doch, über ihre Verschiedenheiten hinweg, zu unerwarteten Figuren zusammenschlossen. Dabei tat sich eine vexierende Gleichzeitigkeit der Epochen auf. Gleich neben einer Handwerkerbutik, in der sich seit Wilhelm Raabe kaum etwas verändert zu haben schien, konnte man auf ein hochmodernes Laboratorium stoßen. Neben den rußbeschmutzten Arbeitern der alten Industrie sah man die Weißärmel der aufsteigenden Elektronik die gleichen Verkehrsmittel benutzen. Jazz ertönte neben Blockflöte und Zupfgeige. In den Grunewaldvillen hielten die wilhelminischen Großbürger genau so an ihrem opulenten Lebensstil fest wie ein paar Straßen weiter altpreußische Asketen an dem ihren. Nicht einmal die Wehrmacht verhielt sich einheitlich: die »moderne« Luftwaffe konnte man an ihrem lässigen Schritt schon von ferne vom traditionsgebundenen Heer unterscheiden.
Für den 22jährigen Ausländer wurde die überraschende »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigkeit« besonders deutlich an den deut-

schen Mädchen und Frauen. Sowohl die antifaschistische Propaganda, die er in der Schweiz in voller Lautstärke mitbekommen hatte, wie die intermittierend auch dorthin dringende Propaganda des Dritten Reiches selbst, hatten sich — wenn auch mit unterschiedlichem Vorzeichen — auf das gleiche Frauenbild festgelegt. Die Gretchenfrisur mit um den Kopf geschlungenen Zöpfen war in beiden Versionen das Hauptattribut. In der Antifa-Fassung wurde daraus entweder das doofe Gretchen mit den plumpen Beinen, das in Sachen Weiblichkeit nicht ganz mitkam, oder dann das harte Mannweib, möglichst in Stiefeln und mit Peitsche. Beide Varianten des negativen Gretchens waren schon kurz nach 1933, unter Rückgriff auf die antideutsche Propaganda des Ersten Weltkriegs, von den linken Desinformationsspezialisten, mit Willi Münzenberg an der Spitze, festgelegt worden. Das positive Gretchen made in Germany war ein ähnlicher Rückgriff auf Schablonen des Jahrhundertanfanges; es war eine Wiederauferstehung — oder genauer gesagt, Weiterführung — des Frauenideals der Jugendbewegung; die verkörperte Gesundheit und Lebensbejahung, mit einer Prise Innerlichkeit und einem Schuß Humor, das Mädchen als gute Kameradin des Mannes, die Frau als gute Mutter seiner Kinder.
Wie war die Wirklichkeit, die ich im Dritten Reich antraf? Gewiß, die Gretchen waren nicht zu übersehen, in den verschiedensten Schattierungen zwischen dem negativen Zerrbild und dem positiven Idealbild. Aber die burschikosen Haarschnitte der Roaring Twenties waren häufig anzutreffen, und die lässigeren Frisuren des Nachkriegs kündigten sich bereits an. Zu meinem Staunen sah ich in Berlin mehr schöne Frauen mit ausgesprochen erotischer Ausstrahlung als in der Schweiz und sogar (vom französischen Mehr an Bemalung abgesehen) in Paris. Als nach dem Zweiten Weltkrieg das deutsche »Fräuleinwunder« entdeckt wurde, war das für mich ein alter Hut: ich kannte das bereits aus dem Dritten Reich, also sogar unter Kriegsbedingungen. Wobei dieses »sogar« eine Konzession an die veröffentlichte Meinung der Nachkriegszeit ist, die in dem Fräuleinwunder ein endliches Aufblühen nach »frauenfeindlicher«, ja sogar »puritanischer Unterdrückung« im Dritten Reich sehen wollte. In dem erfrischend unkonventionellen Erinne-

rungsbuch »Unter den Fischen« (Wiesbaden 1982, S. 26) legt Curt Hohoff den Beginn dieses Wunders sogar in die Mitte der 30er Jahre: »In der immer kriegerischer werdenden Atmosphäre jener Jahre schärfte sich der erotische Sinn: die weiblichen Angestellten wurden immer hübscher, als ob sie ahnten, daß es bald zu spät sein dürfte...«
Erscheinungen wie die beschriebenen spitzen sich natürlich in den Ballungszentren zu. (Hohoffs Beobachter-Standort war München.) Aber ich versuchte mir damals ein Bild von ganz Deutschland zu machen. Meine Erkundigungsfahrten stießen im Westen bis nach Osnabrück vor, im Norden zur Lübecker Bucht, im Süden nach Wien. Und Achim suchte mir mit Hilfe seiner Beziehungen Einblick in die verschiedensten Lebenskreise zu verschaffen; er brachte mich auf ein preußisches Rittergut, und in der Erntezeit schickte er mich für zwei Wochen auf einen westfälischen Bauernhof. (Das war auch zum Herausfüttern gedacht: während seiner Dienstreisen hatte ich in meiner Gier des Aufnehmens die schwierig gewordene Kunst des Auftreibens von Lebensmitteln vernachlässigt. Aber bereits am zweiten Tag ertrug mein Magen die ungewohnte fettreiche Bauernkost nicht mehr und ich mußte mich mit Milchbrei begnügen.)
Der weiter gewordene Radius veränderte meine Sicht nur in Nuancen. In der Provinz stieß ich teilweise auf andere Gegensätze als in Berlin, aber sie waren nicht minder einschneidend als in der Hauptstadt. Dieses Volk, das sich in den Augen des Auslandes, von Freund und Feind, als Phalanx von Gleichgerichteten mit einheitlichem Willen ausnahm, erwies sich bei näherem Zusehen als ein verwirrendes Geflecht von Eigenheiten, Besonderheiten und Verschiedenheiten. Und doch hielt es zusammen und war imstande, einen Krieg — und was für einen! — zu führen.
Der amerikanische Nationalökonom Galbraith hat in seinen Memoiren behauptet, die Deutschen hätten sich im Zweiten Weltkrieg, im Gegensatz zu den Angelsachsen, erst zur totalen Mobilmachung entschlossen, als es zu spät gewesen sei. Das hat natürlich so manche Liebhaber der Verschwörungstheorien dazu verleitet, hier nach den Verantwortlichen für die deutsche Niederlage zu

suchen. Wer jene eigenartige und wohl auch einzigartige Vielfalt Deutschlands im Auge hat, kann zu einer anderen Schlußfolgerung kommen. Die Deutschen haben in diesem Jahrhundert eine Leistung vollbracht, die in der neueren Geschichte einmalig ist: sie haben in drei Jahrzehnten zweimal — erst vier Jahre lang, dann sogar beinahe sechs Jahre lang — fast gegen die ganze Welt Krieg geführt. Vielleicht war es gerade die labyrinthische Vielfalt Deutschlands, die den Deutschen eine solche Leistung ermöglichte; durch ein so gewachsenes Gehäuse fegt ein Sturm nie ganz durch; die Abschottungen schaffen Freiräume (»Nischen« im Sinne Gehlens), aus denen immer neue Kraft gewonnen werden kann.

2.13 Partei — Verstärker — Randzonen

Deutschland ist ein kompliziertes Land. Allerdings stehen ihm darin Länder wie England oder Frankreich nur wenig nach. Die »alte Unübersichtlichkeit«, die ich in Deutschland vorfand, ist wohl, in wechselnder Intensität, der Zustand jedes geschichtlich gewordenen Gebildes. Die Zeitgenossen erfahren die Unübersichtlichkeit und ertragen sie, weil sie zur Selbstverständlichkeit ihrer Existenz gehört. Nach einiger Zeit kommen dann die flotten Burschen und machen ihr ein Ende: mit großen, breiten Tapezierpinseln ziehen sie unverfroren jene eindeutigen Konturen, welche die Geschichte nicht für erforderlich gehalten hat. Jeder soll wissen, wie die betreffende Epoche zu sehen und zu werten ist.
Glücklich das Land, das die Konturen seiner Vergangenheit selber ziehen darf. Es tut dann gut daran, für jede Epoche mindestens zwei Etiketts anzufertigen. So haben es die Deutschen, als sie noch souverän waren, mit der Zeit von 1815 bis 1848 gehalten. Die einen gaben ihr den Namen »Biedermeier«, die anderen sprachen vom »Vormärz«. Der so gewonnene Stereo-Effekt macht deutlich, daß jene Epoche weder das reine Glück im Winkel noch eine bloße vorrevolutionäre Etappe war.
Die heute offiziell geltende Vorstellung vom Dritten Reich ist ein-

dimensional. Wer zu differenzieren versucht, auf die Vielschichtigkeit der Probleme hinzuweisen versucht, wird sogleich zur Ordnung gerufen. Das geschieht in der »Un«-Sprache: in jener »unseligen« Zeit, die »unvergleichbar«, ja »unvergleichlich« bleibe, sei »Unsägliches« geschrieben worden und »Unsagbares« geschehen, das »unvorstellbar« sei und sich deshalb als »unsühnbar« erweise. Ein »unwiderrufliches« Urteil also. Und als »unmenschlich« erscheint, wer zwar nichts bestreitet, das eigentliche Problem aber darin sieht, daß dieses Dritte Reich auf weite Strecken ein Staat wie andere auch war.

Ein eindimensionales Bild ist nicht falsch; es zeigt eben nur eine Seite der Sache. Zweifellos hat es im siegreichen Nationalsozialismus von 1933 Kräfte gegeben, die das deutsche Volk in eine verschworene Gemeinschaft von Unbedingten verschmelzen wollten. Sie versuchten es zunächst, in den ersten Jahren nach der Machtergreifung, mit der Überrumpelung — mit einem außergewöhnlichen Aufwand an Propaganda und Kult, mit spektakulären, oft nicht einmal mit der Parteizentrale abgestimmten Aktionen und tätlichen Übergriffen. Dieser Elan des Anfangs hielt jedoch nicht lange an. Die landläufige Erklärung dafür ist, das Dritte Reich habe, im Gegensatz zu der seit 1917 bestehenden Sowjetunion, im Grunde nur ganze sechs Jahre gedauert, nämlich von 1933 bis 1939; mit dem Kriegsausbruch von 1939 sei nicht nur alle »Parteiarbeit«, sondern auch jede größere Strukturveränderung bis zum Kriegsende zurückgestellt worden. Als Zusatz-Argument gelten die Berliner Olympischen Spiele von 1936: um den mit ihnen verbundenen internationalen Prestigegewinn für das Reich nicht zu gefährden, sei seit Ende 1934 der Aktivismus gedämpft worden.

Das ist ein Teil der Wahrheit — die ganze Wahrheit ist es nicht. Mindestens ebenso wichtig ist, daß die NSDAP mehr als nur eine Kampfbewegung war. Sie war innerhalb der deutschen Geschichte die erste moderne Volkspartei. Seit einigen Jahren schon hat die mit exakten Methoden arbeitende historische Wahl-Soziologie (etwa in den Untersuchungen des FU-Politologen Jürgen Falter) die vulgärmarxistische Einschränkung des Mitgliederbestandes der NSDAP auf das Kleinbürgertum endgültig widerlegt. Keine

Partei vor ihr hat so verschiedenartige soziale Schichten, vom Ruhrkumpel bis zum Rittergutsbesitzer, zu integrieren verstanden, wie die NSDAP.
Der Mainzer Ordinarius für Sozialgeschichte Wilfried Schlau hat in einer aufregenden Untersuchung »Die blockierte Mobilität« (in: »Die Deutsche Neurose«, Hrsg. A. Peisl u. A. Mohler, 1980, Frankfurt/Main) auf eine meist übersehene Funktion der Massenpartei NSDAP hingewiesen. Als die deutsche Gesellschaft in der Weltwirtschaftskrise vom Ende der 20er Jahre Millionen von Arbeitsfähigen nicht mehr in den Arbeitsprozeß einzugliedern vermochte, simulierte die NSDAP mit Hilfe ihres Organisationsnetzes eine »Parallel-Gesellschaft«, die den Nicht-Integrierten die Möglichkeit von Ersatz-Karrieren bot. Nach Schlau (S. 189) »... erwies sich der Apparat der Partei und ihrer Formationen mit seinen fiktiven Aufstiegschancen als durchaus geeignetes Surrogat für den in Ermangelung einer entsprechenden sozialökonomischen Entwicklung verschlossenen wirklichen sozialen Aufstieg. Diese ›Ränge‹ kosteten im allgemeinen nichts, befriedigten jedoch den Ehrgeiz und übten so eine Ersatz- und Entlastungsfunktion aus, die nicht unterschätzt werden sollte. Hier wurde eine ›Ersatz-Dienstleistungsgesellschaft‹ zelebriert, wie sie in der sozialökonomischen Wirklichkeit längst fällig gewesen wäre ...«
Das Integrationsbedürfnis einer solchen Volkspartei läßt sich nur schwer zur Deckung bringen mit dem aktivistischen Elan von Kadern, die das ganze Volk zu einer Kampfeinheit schmieden möchten: Sammeln und Ausgleichen ist nun einmal etwas anderes als Zuspitzen, als die bedingungslose Einordnung in eine Hierarchie. Aber die Führung war nicht nur zur Rücksicht auf die verschiedenen Arten von Parteigenossen genötigt. Die NS-Führung, bei Hitler und seinem Propaganda-Beauftragten Goebbels angefangen, hatte ein sicheres Gefühl dafür, was man den Deutschen zumuten konnte und was nicht. Es kam nicht zu jener propagandistischen Dauerberieselung, wie man sie aus dem stalinistischen Rußland und dem maoistischen China kennt.
Gewiß hat das Dritte Reich bis zum Kriegsbeginn außerordentliche Anstrengungen zur Ausgestaltung der großen Feiern unter-

nommen — man denke etwa an die Aufmärsche der Reichsparteitage, an Speers »Lichtdom«. Doch die Veranstalter dieser kultischen Zeremonien waren erfahrene Massenpsychologen; sie wußten, daß zu häufiges Verabreichen so starker Dosen auf die Dauer Abstumpfung oder gar Abwehr hervorrufen würde. Außerdem waren jene Feiern ja insofern »Pilotveranstaltungen«, als sie von vornherein auf ihre Reproduzierbarkeit hin angelegt waren; auf die Fixierung der Feiern in den neuen Medien (damals vor allem dem Tonfilm) wurde ebensoviel Sorgfalt verwendet wie auf die Durchführung der Veranstaltungen selbst. Damit wurden mehrere Effekte auf einmal erreicht. Zunächst konnten größere Massen die Feier erleben als die, welche an ihr teilgenommen hatten. Dann zeigte der Film sehr viel mehr als das, was der in der Zuschauermenge Eingekeilte oder im Marschblock Mitmarschierende wahrnehmen konnte; man bekam die Feier als ein Ganzes vorgeführt und konnte sich mit ihr identifizieren.

Außerdem hatte die mediale Multiplikation der kultischen Selbstdarstellung für die Führung des Dritten Reiches den unschätzbaren Vorteil, daß sie für diesen Bereich nicht zu viele Volksgenossen freizustellen brauchte. Sie hatte dem deutschen Volk ja nicht nur Spiele versprochen, sondern auch Brot. Und darauf mußte dieses Reich seine Kräfte konzentrieren, wenn es Bestand haben wollte. Die Nationalsozialisten waren zur Macht gekommen, weil sie begriffen hatten, worin für die vom Versailler Vertrag, von der Tributpflicht und von der Wirtschaftskrise belastete Mehrheit der Deutschen dieses »Brot« bestand. Gemeint waren nicht nur Arbeit für jeden, wirtschaftliche Sicherheit und menschenwürdige Wohnungen. Ebenso sehr sehnte sich diese Mehrheit nach der Abschaffung eines halbkolonialen Zustandes mit all seinen Demütigungen. (Dafür gab man gerne die damals schon angebotene permissive Gesellschaft mit ihrer liberal-emanzipatorischen Rhetorik dran.) Um sich dieses »Brot« zu verschaffen, genügten das Pathos und der Voluntarismus der Feiern und Aufmärsche nicht. Es bedurfte dazu vor allem harter und geduldiger Arbeit, die den Alltag der Jahre nach 1933 ausmachte. Die heutigen Auseinandersetzungen leiden darunter, daß diejenigen, die das Dritte Reich nicht

mehr selbst erlebt haben, sich diesen Alltag kaum mehr vorstellen können.
Der oberhalb der damaligen Schlachtfelder abrollende Kampf von Propaganda und Gegenpropaganda wirkt bis heute nach. Gut gemachte Propaganda ist nie reine Erfindung — sie wirkt nur, wenn sie bei wirklich Geschehenem ansetzt. Ihre Kunst besteht darin, das Vorhandene zu übertreiben und zu deformieren, das eine aufzubauschen und das andere zu bagatellisieren. In unserem Zeitalter arbeitet sie vor allem mit optischen Mitteln: sie richtet ihre Scheinwerfer, ihre Vergrößerungslinsen so intensiv und ausschließlich auf das eine, daß man sich anderes nicht einmal mehr vorstellen kann. So wenig die Aufmärsche nur in der Fantasie von Leni Riefenstahl stattfanden, so wenig fällt es uns ein, das Vorhandensein von Gewalt und Terror und der durch sie ausgelösten Gefühle von Angst und Haß im Dritten Reich abzustreiten. Aber wenn wir verstehen wollen, was damals geschehen ist, so kommen wir um die Fragen wo? — wann? — wieviel? — wie lange? — gegen wen? — durch wen? und so fort nicht herum.
Die summarische Dampfwalzen-Methode, mit der Stalin und Mao in ihren Reichen gegen zum Feind erklärte Bevölkerungsteile vorgingen, kennt das Dritte Reich nicht. Daß Hitler den elastischen Rückzug antrat, wo er auf den entschiedenen Widerstand breiter Bevölkerungsteile stieß, zeigte sich schon am Anfang seiner Herrschaft in exemplarischer Weise beim Streit um die Kruzifixe in den Schulen des katholischen Emslandes. Zur nationalsozialistischen Regierungskunst gehörte es, die Gewalt räumlich und zeitlich auf Randzonen zu beschränken. Dem offenen Terror, wie er in den Anfängen des Dritten Reiches von einzelnen Parteiformationen ausgeübt wurde — das öffentliche Vorführen der mattgesetzten Gegner, der geächteten Minderheiten — wurde bald ein Ende gemacht. Der Widerwille in der Bevölkerung regte sich zu deutlich. Die von Lokalpotentaten während des Krieges unternommenen Versuche, die Bewohner bombardierter Städte zum Lynchen abgesprungener Bomber-Besatzungen anzustiften, fand kaum Echo. Öffentliche Grausamkeit liegt den Deutschen nun einmal nicht (und das wohl nicht nur wegen ihres Ordnungssinnes). Zu

Szenen wie in französischen und tschechischen Städten, wo die Bevölkerung bei Kriegsende johlend der Peinigung und Massakrierung der Geächteten beiwohnte, ist es in Deutschland auch im Ansatz nicht gekommen. Selbst die »Kristallnacht« von 1938 war alles andere als ein revolutionäres Volksfest.

Daß es in den Randzonen Gewalt gab, dürfte wohl nur ganz naiven Deutschen verborgen geblieben sein. Und das war wohl auch der Zweck der Übung. Die dosierte Gewalt, die Gerüchte über Gewalt kompensierten die Lücken im Überwachungssystem, das nie die totalitäre Dichte des russischen, auf jahrhundertelanger Tradition fußende System erreichte. In Angst und Zittern lebten sicher diejenigen, die zu einer geächteten Minderheit — Juden, Homosexuelle, Drogensüchtige — gehörten (obwohl es auch da für Wendige Möglichkeiten eines Ausweichens in Nischen gab.) Bei der großen Mehrheit der Deutschen konnte sich die Führung auf zweierlei verlassen: zum einen auf das Grundgefühl, daß »das Leben weitergeht«, zum andern auf einen weit über den Nationalsozialismus hinausgehenden Konsens, von dem noch zu sprechen sein wird.

1945 aber hat für diejenigen Deutschen, die den Krieg überstanden hatten, der Satz »das Leben geht weiter« erst recht gegolten. Man hatte wieder, wie schon einmal, ganz von vorne zu beginnen. Da war es wohl das beste, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und das Propaganda-Bild des Dritten Reiches zu akzeptieren, das sich die Sieger zu Kriegszwecken verfertigt hatten. Als Besiegter hatte man diesem so wirksamen Bild ja nur die Erfahrung entgegenzustellen, daß alles viel komplizierter gewesen war.

2.14 Der Große Konsens

Das Dritte Reich, das ich 1942 erlebte, war für mich überraschend undramatisch. Das war nicht nur ein Ergebnis des Erwartungsdruckes, unter dem ich beim Grenzübertritt gestanden hatte. Es hatte sicherlich auch seine objektiven Gründe. Die Zeit der schnel-

len Siege war vorbei, in der ein liberaler Staat nach dem andern wie ein Kartenhaus zusammengeklappt war. Im Osten hatte sich der Vormarsch der Wehrmacht verlangsamt, nachdem Genosse Winter ihn um seinen Elan gebracht hatte. Die Bombennächte mit ihren Feuerstürmen hatten noch nicht begonnen. Das Reich war noch Herr seines Luftraumes; die angelsächsischen Industriezentren waren erst dabei, ihre Luft- und See-Armadas aufzubauen. Es herrschte eine Art von Schwebezustand, in dem das Zusammenspiel der Kräfte sichtbar wurde, auf das gestützt das Reich in den Zweifrontenkrieg gegen West und Ost eingestiegen war. Und ich war nicht enttäuscht darüber, daß mein zu einseitiges Bild von Deutschland allmählich durch ein komplexeres, ein sozusagen »episches« Bild ersetzt wurde.

Das begann schon beim Nationalsozialismus. Im Ghetto des Stuttgarter Auffangheimes hatte ich es fast ausschließlich mit Kommissarstypen zu tun gehabt. Im Verlauf des Jahres merkte ich dann bald, daß sich unter den Inhabern des Parteibuches, wie es sich für eine Volkspartei gehört, die verschiedenartigsten Typen politischen Verhaltens fanden. Nicht einmal bei den Parteifunktionären war ein einheitliches politisches Profil festzustellen. Es war keineswegs ein Zufall, daß eine eindeutig formulierte Parteidoktrin nicht vorlag (das Parteiprogramm von Gottfried Feder aus den frühen 20er Jahren war eine Reliquie, auf die sich keiner mehr berief) und die Aufnahmebedingungen über Allgemeinheiten wie den Arierparagraphen nicht hinausgingen. Ein Pg konnte Neuheide oder gläubiger Christ sein; es stand ihm frei, für die Marktwirtschaft oder die Verstaatlichung zu werben. Selbst zu Rassismus war er nicht verpflichtet — die Verachtung Hitlers für die völkischen Rassentheorien war bekannt. (»Ich habe keine Zeit zu warten, bis sich die richtige Rasse herausgemendelt hat . . .«) Der zum Ritual erstarrte Antisemitismus hatte ja mit Rassen im modernen Sinne nichts zu tun, sondern war eine Wiederbelebung der uralten religiösen Zwei-Rassen-Lehre, die zwischen Licht und Dunkel, dem Guten und dem Bösen unterschied. Ein Ritual war es auch, sich auf den »deutschen Geist« oder den »Geist des Nationalsozialismus« zu berufen — keines von beidem war je in seinem In-

halt verbindlich kodifiziert worden — und dann das zu sagen, was man vorbringen wollte. Und erst recht undeutlich wurden die Umrisse des Nationalsozialismus, als die NSDAP zur Staatspartei wurde — und damit eine Attraktion für viele Tausende von Opportunisten, die aufgenommen werden wollten.
Gleichwohl hat es historisch einen Sinn, vom »Nationalsozialismus« als einer Einheit zu sprechen; alle die erwähnten disparaten Teile gruppierten sich um einen Kern. Von einem »harten« Kern zu sprechen, wäre allerdings ein schiefes Bild, weil der Nationalsozialismus am ehesten definierbar ist als eine Stimmungsgemeinschaft, die sich über die Person ihres Führers der Nation verpflichtet fühlte und ihren Elan in der einheitlichen Reaktion auf konkrete historische Situationen fand. Das ist die Stärke und zugleich die Schwäche einer solchen charismatischen Bewegung. Und es macht verständlich, weshalb es schwierig wäre, ihren prozentualen Anteil an der Bevölkerung zu schätzen. Vom optischen Befund her war die Präsenz »der Partei« geringer als die antifaschistische Propaganda oder die nationalsozialistische Propaganda selbst erwarten ließ. Die Bearbeitung der Passanten durch Slogans auf Plakaten, Spruchbändern und Inschriften war weit diskreter als noch vor kurzem in der Sowjetunion oder in Rotchina. Bei den Uniformen verhielt es sich ähnlich. Die Parteiuniformen traten sehr zurück hinter dem Feldgrau der Wehrmacht und den diversen Monturen der Technik. Die SA-Uniform etwa war fast schon museal geworden; sie tauchte fast nur noch bei feiertäglichen Zeremonien auf, soweit die fülliger gewordenen »alten Kämpfer« noch in sie hineinpaßten.
Noch deutlicher war der optische Befund bei der Architektur, auf welche der Nationalsozialismus ja so großen Wert legte. Hier wurde die Verzerrung der Proportionen durch die Propaganda beider Lager besonders deutlich. Es war kein Zufall, daß immer die gleichen Parteibauten, eine sehr beschränkte Zahl, reproduziert wurden. In der Wirklichkeit waren sie wie kleine Kleckse über den riesigen Architekturberg der deutschen Geschichte verstreut. Die NS-Architektur war damals noch ein Phantom, wie es heute die Architektur der Postmoderne ist: jedermann streitet über die

postmodernen Modelle — die wenigen Verwirklichungen (vor allem die guten Verwirklichungen, etwa von Stirling oder Botta) bleiben inselartig isoliert und verstreut. Kein Vergleich etwa mit der Architektur des Jugendstils mit ihrer ähnlich kurzen Blütezeit: sie hat immerhin in ihren Kapitalen Brüssel und Barcelona ganze Stadtviertel geprägt. Kein Vergleich vor allem mit der stalinistischen Architektur, an der man ablesen kann, daß das Sowjetreich nicht nur über mehr Zeit, sondern auch über mehr Rasanz für seine Selbstdarstellung verfügte. Viel, was heute architektonisch dem Dritten Reich zugezählt wird, war bloße Fortsetzung wilhelminischer Traditionen, des Expressionismus, des Heimatstils. Man vergißt zu leicht, daß die Ehrenmale von Tannenberg und von Laboe von der Weimarer Republik gebaut wurden. Hitlers Traum, wenigstens Berlin, München und Linz ein nationalsozialistisches Gesicht zu geben, kam über Modelle nicht hinaus. Fast surrealistisch wirkten »lebensgroße« Fassadenfragmente, die Hitler zur Erprobung der Proportionen mitten in die alten Städte stellte.

Manche werden den Ansatz beim optischen Befund für »oberflächlich« halten. Dazu kann ich nur sagen, daß ich nichts glaube, was ich nicht vorher gesehen habe. Das ist nicht so trutzig gemeint, wie es klingen mag. Mir scheint, daß es nichts gibt im Menschen, was nicht auch in seiner Physiognomie, seinem Körper, seinen Bewegungen, sichtbar wird — und vor allem in dem von ihm Fabrizierten und Geformten. Spätere Arten der Erfahrung, akustische, schriftliche, nicht zu vergessen die für Doderer so wichtigen Gerüche (»Gerüche sind platzende Blasen der Erinnerung«) — all dies kommt dann zum primären optischen Befund hinzu, ergänzt ihn und differenziert ihn. Im hier behandelten Fall scheint mir das, was von jener nationalsozialistischen »Stimmungsgemeinschaft« architektonisch sichtbar wurde, wirklich ihrem Anteil an der Bevölkerung entsprochen zu haben. Dadurch wird sie noch nicht zu einer unbedeutenden Minderheit. Es gibt Konstellationen, in denen solche zahlenmäßig minoritären, jedoch charismatisch aufgeladenen Gruppierungen entscheidende Pilotfunktionen übernehmen.

Geraten wir damit in die Nähe jener Legenden, die nach 1945 so

üppig gewuchert haben? Damals kam ein recht manichäisches Schwarz-Weiß-Bild des Dritten Reiches in Mode: es zeigt eine kleine Minderheit von Bösen, »Nazis« genannt, welche eine zähneknirschende und von Haß gegen sie erfüllte übergroße Mehrheit der Deutschen kujoniert. Das ist natürlich ein Märchen. So simpel war die Struktur des Dritten Reiches keineswegs. Man kann aber auch nicht einfach sagen, die Mehrheit der Deutschen sei nationalsozialistisch gewesen. Die Struktur dieses Reiches läßt sich nicht in solchen Prozenten des pro und contra ausdrücken. Der Schlüssel liegt anderswo.

Man pflegt heute das Dritte Reich von seinem Ende, von 1945 her, zu beurteilen und zu analysieren. Dieser rein retrospektive Blick verteilt die Gewichte recht willkürlich. Verständlich und in seinem Funktionieren einsehbar wird das Dritte Reich erst durch eine Rekonstruktion der Erfahrungen und Hoffnungen, mit denen ein erwachsener Deutscher über die Schwelle des Jahres 1933 getreten ist. Um es noch einmal zu wiederholen: Er stand im Schatten eines von ihm verlorenen Weltkrieges; er lebte in einem Land halbkolonialen Zuschnitts, ohne Wehrhoheit und wirkliche Souveränität. Der Erste Weltkrieg war (wie später der Zweite) von den Siegern unter den liberalen Parolen von Freiheit, Fortschritt und Selbstbestimmungsrecht der Völker geführt worden. Den besiegten Deutschen brachte er die Zerstückelung ihres Reiches, den Verlust aller Kolonien, die Verjagung vom Weltmarkt, die Amputation zweier Industriezonen (Oberschlesien und die Saar) und die Besetzung einer dritten (Ruhr), eine Tributpflicht ohne absehbares Ende.

Das Dritte Reich war nicht das Produkt eines »deutschen Wesens« oder einer anderen Prädisposition — es war eindeutig das Kind des Versailler Vertrages. Die in diesem Diktat verkörperte Politik des liberalen Westens hatte in Deutschland einen Konsens geschaffen, der weit über Zuneigung oder Abneigung gegenüber Hitler und dem Nationalsozialismus hinausging und sich, nachdem es einmal zum Zweiten Weltkrieg gekommen war, nur noch verfestigte. Dieser Konsens wurde nie offiziell auf eine Formel gebracht. Ich kann ihn aber, in Erinnerung an die vielen Gespräche von damals, in drei volkstümlichen Parolen zusammenfassen. Er-

stens: »Der Versailler Vertrag muß weg!« Zweitens: »So etwas wie die ›Systemzeit‹ wollen wir nicht noch einmal.« (Gemeint war die Weimarer Republik im Besonderen und der Liberalismus im Allgemeinen — im Sinne von Moeller van den Brucks schon vor 1933 geprägten Formel: »An Liberalismus gehen die Völker zugrunde«.) Drittens: »Zuerst muß einmal der Krieg gewonnen werden — über alles andere unterhalten wir uns später ...« Wer sich diesem Konsens einfügte, hatte darüber hinaus ziemlich weiten Spielraum. Das war gerade für gläubige Christen von Bedeutung. Es wurde kein nationalsozialistischer Lippendienst verlangt, keine Parteimitgliedschaft; der Mann an der Spitze stand außerhalb der Diskussion.

Hinter diesem Konsens stand die erdrückende Mehrheit der Deutschen (auch wenn es heute von den Überlebenden die wenigsten zugeben). Er verhinderte, daß aus dem Gegensatz von Nationalsozialisten und Nichtnationalsozialisten eine Spaltung wurde — er war es, der, über die Verschiedenheiten der Ideologien und Sensibilitäten hinweg, ein Zusammenwirken der verschiedenen Volksteile ermöglichte. Dieser Konsens hielt das Dritte Reich bis zum Ende zusammen (und er war es auch, der nach der Niederlage, zur Verwunderung der antifaschistischen Befreier, unter den überlebenden Deutschen keine Bürgerkriegsgier aufkommen ließ).

2.15 Die zweite Generation

Der Konsens fand seine Verkörperung in einer bestimmten Bevölkerungsschicht. Mir fiel sie zum ersten Male auf an einer Einladung, zu der mich Achim mitgenommen hatte. Da er wußte, daß ich mich für »die Partei« interessierte, sagte er mir, es würden »einige höhere Parteigenossen aus den Ministerien« da sein. Vorsorglich fügte er bei, ich solle ihnen keine Fragen stellen, die Ministerialbeamte im Krieg nicht beantworten könnten — schon gar nicht einem Ausländer gegenüber.

Zu meiner Überraschung handelte es sich um jüngere Leute, einige

davon kaum mehr als dreißig Jahre alt, wohl aus dem unteren Mittelstand, burschikos, freundlich, selbstsicher. Irgendwie erinnerten sie mich an junge Leute in Basel, die dort nach früh abgeschlossenem Studium in die chemische Industrie gingen, weil ihnen die Karriere in der staatlichen Bürokratie zu langsam war. Man fragte mich nach meinen Erfahrungen an der Universität, und ich berichtete. Dabei bedauerte ich die geschrumpfte Zahl gleichaltriger deutscher Studenten, und es entfuhr mir der Stoßseufzer: »Was soll ich mit höheren Töchtern aus einer Grunewald-Villa, die ein bißchen Kunstgeschichte studieren, bis sie den geeigneten Mann gefunden haben?« Damit hatte ich, ganz unbeabsichtigt, für die nächste halbe Stunde das Gesprächsthema der Runde festgelegt.
Das Thema des Grunewald-Viertels als einer Enklave wilhelminischer Großbürgerlichkeit im Dritten Reich ist 1984 in dem Erinnerungsbuch »Jugend in Berlin 1933—1945« von Nicolaus Sombart wieder aufgenommen worden. Als ich dort las, wie der Professorensohn Sombart den Grunewald seiner Jugend zu einer Zitadelle des Widerstands stilisiert, kam mir sogleich die Gesprächsrunde von 1942 in den Sinn. Die jungen Aufsteiger aus den Ministerien stuften damals denselben Grunewald ganz anders ein. Ihre Meinung war, in der Erinnerung gerafft, in großen Zügen diese: »Gewiß, wir sind für diese Leute nicht fein genug — sie mögen uns nicht, weil sie uns für Proleten ohne Lebensart halten. Aber politisch sitzen wir alle im gleichen Boot; wir sind aufeinander angewiesen. Unser gemeinsames Ziel ist, den Krieg zu gewinnen. Dazu brauchen wir das Wissen und das Können der alten Führungsschichten, soweit sie sich noch erhalten haben. Auch wenn sie uns nicht mögen — sie werden im Krieg zu ihrer Nation stehen.«
Ein einziger Satz aus dem Gespräch von damals ist mir wörtlich in Erinnerung geblieben, weil wir damals sehr über ihn lachen mußten: »Und wenn wir gesiegt haben, werden wir ihre Töchter heiraten — die bringen uns dann schon bei, wie man Austern ißt . . .« Der Einhelligkeit, mit der gelacht wurde, war abzulesen, daß das ohne Klassenkampfpathos gesagt war und auch so aufgenommen wurde. Der Ton war kennzeichnend für diese »zweite NS-Generation«, die ich da vor mir hatte. Der Tüchtigkeit und Selbstsicher-

heit dieser Generation ist es zu verdanken, daß das Dritte Reich — Soziologen wie Dahrendorf bestätigen es — die alten Klassenschranken weitgehend eingeebnet und so die »durchlässige Gesellschaft« von heute hinterlassen hat.
1942 hatte diese »zweite Generation« bereits einen erheblichen Teil der »alten Kämpfer« an den Schaltstellen abgelöst. In das Reich, das sich die älteren Parteigenossen erkämpft hatten, wuchsen sie bereits als in eine Selbstverständlichkeit hinein; die Feindbilder jener Veteranen waren ihnen nicht mehr so wichtig. Für das Management einer Unternehmung wie des technischen Großkrieges waren diese jüngeren »Macher« zweifellos geeigneter als die »alten Kämpfer« mit ihrer Bürgerkriegs-Folklore. Und soweit sie den Krieg überlebten, bewiesen die Männer und Frauen dieser zweiten NS-Generation nach der Niederlage noch einmal ihre energische Tüchtigkeit beim Wiederaufbau Deutschlands. Aber gegen Ende der 60er Jahre wird diese technokratische Generation von der Geschichte eingeholt: sie muß sich von ihren im Wohlstand aufgewachsenen Söhnen und Töchtern vorwerfen lassen, daß sie in diesen beiden übergroßen Anstrengungen ihre Seele verloren habe.
Ein in London lebender polnisch-jüdischer Autor des Jahrgangs 1926, der 1939 über Frankreich nach England floh, hat dieser »zweiten NS-Generation« ein subtiles Denkmal gesetzt. Wir meinen den Fernsehfilm »Zahnschmerzen« von Leo Lehman, der am 1. 10. 1975 im SDR seine Erstaufführung erlebte. Er spielt in der bundesrepublikanischen Gegenwart; Schauplatz ist das München von heute, und die im Film vorgeführten Familien führen das Leben, das als typisch für die Wohlstandsgesellschaft von heute gilt: die Männer schuften, und zwischendurch erholen sie sich auch mal davon in der Zweit- oder Drittwohnung, einer Villa an der Riviera; die Frauen langweilen sich und gehen fremd; die verwöhnten Kinder stehen in heiligem Zorn gegen ihre Eltern auf und werfen ihnen vor, sie hätten die Ideale ihrer Jugend verraten, dächten bloß noch ans Geldverdienen. Ach so, denkt man — wieder mal die altgewohnte Kritik an der Bundesrepublik. Doch dann merkt man an einigen Einzelheiten, daß etwas doch anders ist. Über dem Tor des Schulhauses, in der die Kinder ihr Abitur vorbereiten,

steht: »Horst-Wessel-Schule«, und die renitenten Kinder werfen ihren Eltern vor, dem (National-)Sozialismus von Adolf Hitler untreu geworden zu sein. Allmählich merkt man: nachdem das Dritte Reich den Krieg gewonnen hat, ist Hitler bald gestorben; die zweite NS-Generation hat in einer »zweiten Revolution« die letzten alten Kämpfer gestürzt — die überlebenden Veteranen dürfen allenfalls noch als Bademeister ihr Leben fristen und langweilen ihre Mitmenschen mit Erzählungen aus der heroischen Kampfzeit, die keiner hören will. Wozu aber haben die Macher der zweiten Generation ihre zweite Revolution gemacht? Ganz einfach: um die Bundesrepublik Deutschland zu schaffen, so wie sie heute ist. Eine bösartige Pointe, die im Grunde jedem Lager Zahnschmerzen bereiten muß.

2.16 Freiräume der »autoritären Anarchie«

Bereits 1946 erschien das schmale Büchlein »Die autoritäre Anarchie/Streiflichter des deutschen Zusammenbruchs« (Hamburg, Hoffmann und Campe Verlag, 148 S.), das sich damals mit seinem unbefangenen Blick auf das Phänomen »Drittes Reich« keck von der Flut der übrigen Veröffentlichungen zu diesem Thema abhob. Es ist bis heute eine Mahnung geblieben, es sich mit dem Etikett »totalitär« nicht zu einfach zu machen. Sicher ist es kein Zufall, daß sein Verfasser — der konservative Publizist Walter Petwaidic (zeitweise auch »Walter Fredericia«, 1904-1976) — aus dem österreichisch-ungarischen Dunstkreis stammt: ein norddeutscher Autor hätte wohl kaum dieselbe Einfühlung in das spezifisch österreichische Politikverständnis und Existenzgefühl Hitlers aufgebracht.

Für die Mehrheit der westdeutschen Zeitgeschichtler ist Petwaidics Büchlein bis heute ein Stein des Anstoßes geblieben. Wo es überhaupt noch zitiert wird, fehlt selten die Nörgelei, daß »autoritär« eigentlich durch »totalitär« ersetzt werden sollte; schließlich sei das Dritte Reich ja schlimm genug gewesen. Eine »totalitäre

Anarchie« ist aber unmöglich, sofern man den Begriff »totalitär« ernst nimmt. Er ist ja nicht einfach eine Steigerungsform von »autoritär«, sondern bezeichnet jeden Versuch, einen Staat oder ein anderes politisches Gebilde als in sich geschlossenes System zu organisieren. Wollte Hitler überhaupt ein solches geschlossenes System?

In Kissenkoetters Gregor-Strasser-Monographie (Stuttgart 1978) findet sich dazu ein aufschlußreicher Hinweis. Der 1927 zum Reichsorganisationsleiter der NSDAP ernannte Gregor Strasser meldet Hitler eines Tages, daß die Organisation der Partei nun perfekt (heute würde man sagen: transparent) sei: vom Schreibtisch des Führers aus gingen nun alle Befehlsstränge direkt bis zur letzten Ortsgruppe und zum letzten Parteigenossen. Alles sei erfaßt. Was aber tut Hitler? Zur Enttäuschung des rechtschaffen-pedantischen Strasser bringt er die Organisation gleich wieder durcheinander. Sicher begriff er sofort, daß ihn diese perfekte Organisation eines Tages entbehrlich machen könnte — mit ihr würde jeder andere an seiner Stelle die Partei in den Griff bekommen. Aus dem gleichen Grund hat Hitler nie einen seiner Stammesherzöge zu mächtig werden lassen und sie stets gegeneinander ausgespielt. So hat er mindestens geduldet, daß der SS, als sie ein Staat im Staate zu werden drohte, in Bormanns Apparat ein Gegengewicht erwuchs.

Aus machtstrategischen Überlegungen allein läßt sich Hitlers Unbehagen an Gregor Strassers Organisations-Meisterstück allerdings nicht erklären. Die Österreicher sind der »Blauäugigkeit« ferner als alle anderen Deutschen; in dieser Hinsicht übertreffen sie sogar die ihnen verwandten Baiern. Im Österreicher steckt viel anarchisches Weltgefühl; die Welt ist ihm ein Chaos, das gebändigt und geformt werden muß. Er glaubt nicht an ein Funktionieren der Welt nach »allgemeinen Gesetzen«. Von Theorien, die aufgehen, hält er nichts. Sein Weltverständnis prägt sich im Theater aus, das die Paradoxien nicht abschafft, sondern durchspielt. Das Welttheater ist die Kunst der stellvertretenden Darstellung. Wozu endlose Laufgitter aufstellen? Einmal hart zuschlagen und dann gleich wieder zur Gemütlichkeit überwechseln, ist wirksamer. Die

»autoritäre Anarchie« sorgt dafür, daß ein einrückender Feind kein allzu übersichtliches Gelände vorfindet; sie läßt unwegsames Gelände, Freiräume und Nischen stehen, in die man sich zurückziehen und aus denen man gestärkt wieder hervorbrechen kann.
Für Hitler mußte Gregor Strassers perfektes Organisationsschema eine Weltfremdheit sein, die an der Wirklichkeit vorbeiführte. Aus demselben Grund hat er bewußt auf eine ausgearbeitete Parteidoktrin verzichtet. Alfred Rosenbergs »Mythus«, der mit einem solchen Anspruch auftrat, hat er bekanntlich belächelt. Und sein eigenes Buch »Mein Kampf« — es stand damals in vielen Bücherschränken, wurde aber von den wenigsten gelesen — enthält keine Doktrin, sondern allenfalls eine Einstimmung in die Stimmungsgemeinschaft Nationalsozialismus. Nicht zufällig sind die massenpsychologischen Beobachtungen das Beste darin.
Herfried Münkler, ein 1951 geborener Spezialist für politische Ideologien, hat das in der Rezension eines einschlägigen Buches (FAZ vom 22. 6. 88) in seiner Wissenschaftssprache unbefangen zusammengefaßt. Er begründet dort seine Zurückweisung der »Fiktion einer unverwechselbaren und eindeutigen Ideologie des Nationalsozialismus« folgendermaßen: ». . . Das ist überaus fragwürdig, insofern der Nationalsozialismus nicht nur in seiner Herrschaftsstruktur polykratisch, sondern auch in seinen Visionen und Rechtfertigungen ›polyideologisch‹ gewesen ist: Monumentalität und Idylle, Verbäuerung und imperialer Glanz stehen nebeneinander, und es ist, wie dies verschiedentlich versucht worden ist, keineswegs umstandslos möglich, das eine als Ideologie und das andere als Herrschaftspraxis zu rubrizieren und so voneinander zu trennen . . . Nicht ihre Geschlossenheit und Eindeutigkeit, sondern vielmehr ihre Offenheit und Vielfalt hat die Stärke der nationalsozialistischen Ideologie ausgemacht . . .«
Von »Offenheit und Vielfalt« kann Münkler sprechen, weil die geschilderte autoritäre Anarchie nicht nur den Regierenden Spielraum, sondern auch den Regierten Freiraum verschafft hat. Das gilt es zu sehen, wenn man das Funktionieren der Macht im Dritten Reich verstehen will. Jede machtpsychologisch fundierte Machtsoziologie des Dritten Reiches muß beim Befund der Poly-

kratie und der Polyideologie ansetzen. Dieser Pluralismus verhinderte, daß sich das Verhältnis zwischen den Regierenden und den Regierten auf den bloßen Mechanismus von Befehl und Gehorsam reduzierte. Er erst ermöglichte die Freiräume der autoritären Anarchie. Diese Freiräume wurden erhalten oder neu ausgebildet, weil sie im Grunde allen zugute kamen. Den Regierenden, die den Krieg führten, hielten sie den Rücken frei und verstärkten den Zustrom an know-how in Management und Technik. Was sie den Regierten bedeutete, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Die Spielregel, welche eingehalten werden mußte, war, daß jeder ein wenig von seiner Unbedingtheit abrückte: die einen hatten ihre vornehme (ständische) Abgrenzung von den Nationalsozialisten abzubauen, die andern ihre Verachtung »lauer« Volksgenossen.
Die Freiräume boten gerade bedrängten Gruppen erhebliche Möglichkeiten, sich ihrer Haut zu wehren. Das sollte nicht unterschätzt werden. Voraussetzung war allerdings, daß man sich nicht scheute, bei unkonventionellen Strategien und Allianzen Zuflucht zu nehmen, wie sie sich im Bereich der autoritären Anarchie nun einmal aufdrängen. Ein schönes Beispiel dafür läßt sich aus der Auseinandersetzung unter den deutschen Vorgeschichtlern während der ersten Jahre des Dritten Reiches zitieren. Wir entnehmen sie der vom Münchner »Institut für Zeitgeschichte« herausgegebenen Untersuchung von Reinhard Bollmus, »Das Amt Rosenberg und seine Gegner/Zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem« (Stuttgart 1970).
Seit 1933 war in der deutschen Vorgeschichtsforschung ein heftiger Kampf entbrannt, der 1936 seinen Höhepunkt erreichte. Zwei Fraktionen von Professoren dieses Faches standen sich mit grundverschiedenen wissenschaftlichen Konzeptionen feindlich gegenüber: auf der einen Seite die »Germanen«, auf der anderen die »Römisch-Germanischen«. Die erstgenannte Fraktion der Vorgeschichtlicher, von Professor Hans Reinerth angeführt, verfocht den Standpunkt, daß die vorgeschichtlichen Kulturen auf deutschem Boden als genuine Schöpfungen der Germanen anzusehen seien; von Einflüssen mediterraner Art oder gar aus dem Vorderen Orient könne keine Rede sein. Die andere Fraktion, auf die be-

rühmte Römisch-Germanische Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches gestützt, hielt das für wissenschaftlich unhaltbar. Diese Fraktion hatte die größere Zahl von Professoren mit hohem wissenschaftlichen Ruf hinter sich, war aber gleichwohl in einer schwierigen Lage. Reinerth nützte die Situation, daß seine These politisch opportun war, rücksichtslos aus — und trug den Streit mit der Intensität eines Religionskrieges in die Öffentlichkeit. Er konnte sich dabei auf die offizielle Hilfe von Alfred Rosenberg stützen, der immerhin den Titel des »Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP« trug. (Daß hinter diesem Titel nicht viel politische Realität stand, wurde erst im Verlauf von Kampagnen wie dieser erkennbar.)
Die zur Tradition ihrer Wissenschaft haltenden Vorgeschichtsprofessoren und Museumsdirektoren nahmen Reinerths Angriff ernst und sahen sich nun ihrerseits nach einem Schutzherrn um. Daß sie sich dabei, von einem »Stammesherzog« innerhalb der nationalsozialistischen Führung bedrängt, um den Schutz eines mit ihrem Verfolger in Konkurrenz stehenden anderen NS-Stammesherzogs bemühten, war dabei nicht so erstaunlich — dieses Vorgehen hatte sich nach dem Januar 1933 recht bald eingebürgert und war längst nicht mehr ungewöhnlich. Recht erstaunlich war jedoch die spezielle Person unter den Würdenträgern des Dritten Reiches, den sie um seine Protektion baten. Da es sich bei den »Römisch-Germanischen« um jene Vorgeschichtsprofessoren handelte, welche die traditionellere Linie ihres Faches vertraten, hätte sich niemand gewundert, wenn sie sich (wie das der Staatsrechtler Carl Schmitt bereits mit Erfolg getan hatte) unter den Schutzschild des preußischen Ministerpräsidenten Göring geflüchtet hätten. Oder den von Reichsinnenminister Frick. Nein, diese Prähistoriker, welche mediterrane oder vorderasiatische Einflüsse auf die deutsche Vorgeschichte nicht von vornherein bestritten, wandten sich ausgerechnet an den größten »Germanentümler« unter den Stammesherzögen — an den Reichsführer-SS Heinrich Himmler. An den Mann also, der Mitte 1935 als Wissenschaftsorganisation der SS das »Deutsche Ahnenerbe« geschaffen hatte, welche sich vor al-

lem der Pflege des germanischen Erbes widmen sollte. Doch o Wunder — die Operation gelang!
Natürlich hatten die traditionellen Prähistoriker den Reichsführer nicht aufs Geratewohl um seinen Schutz gebeten. Die ganze Operation war von einem jungen Wissenschaftspolitiker (einem Angehörigen der bereits geschilderten Aufsteiger-Generation in den Ministerien) sozusagen generalstabsmäßig geplant und eingefädelt worden. Diesem Mitarbeiter des Reichsministers für Wissenschaft, Rust, war nicht verborgen geblieben, daß Himmler beim Kampf der Stammesherzöge um das wissenschaftliche Potential Deutschlands etwas in Rückstand geraten war. Einer der wichtigsten Gründe dafür war, daß Himmler das »Ahnenerbe« zunächst in die Hände des niederländischen »Geistesurgeschichtsforschers« Herman Wirth gelegt hatte — eines Außenseiters, der bei den Prähistorikern vom Fach für einen Scharlatan gehalten wurde, weil er die gefälschte Ura-Linda-Chronik für ein echtes vorgeschichtliches Dokument hielt. In dieser Situation kam Himmler das Schutzgesuch der angesehenen Herren vom Fach gerade recht; die konkrete Politik war ihm in diesem Falle wichtiger als die Germanen-Ideologie. Herman Wirth verschwand, zwar mit Publikationsverbot, aber mit reichlicher Pension, in der Versenkung. Damit war aus dem Wege geräumt, was die »Römisch-Germanischen« hätte hindern können, den Schutz Himmlers anzunehmen. Sie hatten nun Ruhe vor ihrem Verfolger Reinerth und konnten sich wieder ungestört, nach den traditionellen Regeln ihres Faches, der Erforschung der Vorgeschichte widmen, ohne dabei ihr Gewissen als Wissenschaftler opfern zu müssen.

2.17 Das Janus-Syndrom

Ein unternehmungslustiger junger Autor sollte sich einmal an die Zusammenstellung einer Dokumentation »Das Dritte Reich, wie es einem keiner glaubt« machen. Würde er nicht nur über Geduld und Spürsinn, sondern auch über Sinn für Paradoxa verfügen, so

entstünde ein Band, der das Guinness-Buch der Rekorde und verwandte Publikationen glatt aus dem Felde schlagen würde. Voraussetzung wäre allerdings eine möglichst genaue Dokumentation all der Fakten und Situationen, die ganz und gar nicht in das gewohnte Bild des Dritten Reiches passen wollen. Und das Hinzuziehen eines Rechtsbeistandes wäre auch anzuraten. Die Janusköpfigkeit ist der Grundzug von allem, was sich in der autoritären Anarchie abspielte.

Meine eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiet waren zwar zahlreich, aber zu verkraften. Eine davon sei festgehalten, weil sie typisch war und von meinen Basler Jugenderlebnissen her Farbe bekam. In dem linkskulturellen Milieu, in dem ich mich in Basel bewegt hatte, nahm der in Deutschland geschaffene moderne Ausdruckstanz einen hohen Rang ein. Es gab damals in Basel eine Laban-Tanzschule; vor seiner Emigration nach England war Rudolf von Laban manchmal in den Straßen der Stadt zu sehen. Mary Wigman und die Palucca waren Kultfiguren. Das Anschauen von Filmaufnahmen ihrer Tänze kam schon beinahe dem Konsum von russischen Revolutionsfilmen gleich. Das Auftrittsverbot für die Palucca — nach den einen bereits 1933 ausgesprochen, nach den andern erst in den späten 30er Jahren — galt uns als Beweis für die nationalsozialistische Barbarei. Und die Auftritte von Harald Kreutzberg auf Basler Bühnen besuchte man natürlich nicht, denn er hatte ja seine Kompromisse mit dem Dritten Reich gemacht.

So konditioniert fühlte ich mich natürlich mit der Zeitmaschine nach rückwärts versetzt, als ich 1942 am Berliner Landwehrkanal recht perplex vor einer Litfaßsäule mit dem Plakat »Palucca tanzt« stand. Welche Provokation! Sicher würde die Gestapo das Theater schließen... Ich weiß nicht mehr, in welchem Theater diese Veranstaltung angesagt war. Auf jeden Fall ging ich hin und erhielt gerade noch einen Platz oben im überfüllten Haus. Die Palucca tanzte wirklich; sie zeigte noch einige ihrer berühmten Sprünge, das Publikum war begeistert. Und anderntags berichtete die Berliner Presse sogar darüber (wenn auch nicht besonders ausführlich). Doch heute kann man selbst in der FAZ lesen, daß die Palucca während des Dritten Reiches Auftrittsverbot gehabt habe.

Daß die in der DDR lebende alte Dame das nicht dementiert, kann man ihr nicht übelnehmen. Sie hat sich auch, wie ich eben in einem neuen Dokumentarfilm über sie feststellen konnte, gelassen in ihrer Janus-Situation eingerichtet: als der Reporter das Fernseh-Publikum über ihr »Auftrittsverbot« unterrichtete, quittierte Frau Palucca das mit einem vieldeutigen Schweigen, das man so oder so deuten konnte.

Wer sich lange mit dem Dritten Reich beschäftigt, merkt nach einiger Zeit, daß diese Doppelköpfigkeit das Hauptmerkmal der Menschen ist, die sich in dem Wirrwarr von Schranken und Freiräumen bewegen. Diese Feststellung ist ohne moralischen Unterton getroffen. Wer will es einem expressionistischen Maler, der nach 1933 von Rosenberg verfolgt und von Baldur von Schirach begünstigt wurde, übelnehmen, daß er nach 1945 nur vom ersteren sprach? Aber das Netz der gegenseitigen Kompromittierung, ja Komplizenschaft, muß gesehen werden, in das sich jeder zwangsläufig verstrickte, der nicht als von vornherein Geächteter aus dem das Überleben garantierenden Großen Konsens ausgeschlossen war.

1987 ist eine amerikanische Universitäts-»Thesis« (etwas mehr als eine Dissertation) erschienen, die an der Columbia University unter der Aufsicht von Fritz Stern geschrieben wurde und einen treffsicheren Einblick in dieses Netz vermittelt: Jerry Z. Muller, »The other God that failed/Hans Freyer and the deradicalization of German Conservatism« (Princeton University Press, 465 Seiten). Man mag bedauern, daß nicht ein Herr Jedermann zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wurde, sondern ein von der Weimarer Republik bis in die Bundesrepublik hinein vielbeachteter Soziologe wie Freyer. Aber ein prominenter Sozialwissenschaftler hinterläßt nun einmal mehr Spuren, aus denen man rekonstruieren kann, was er im Dritten Reich getan und was er nicht getan hat — sofern man diese Spuren, wie Muller, zu lesen weiß. Vom Differenzierungsgrad der Problematik nun einmal abgesehen, kommt bei Hans Freyer dasselbe heraus wie beim Herrn Normalverbraucher.

Bereits 1986 hat Muller in der Zeitschrift »Geschichte und Gesell-

schaft« (12. Jg., Heft 13, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen) unter dem Titel »Enttäuschung und Zweideutigkeit/Zur Geschichte rechter Sozialwissenschaftler im ›Dritten Reich‹« eine Kurzfassung seiner Thesis veröffentlicht; da es sich um eine von ihm autorisierte deutsche Übersetzung handelt, zitieren wir aus ihr. Muller charakterisiert Freyer in der ausgehenden Weimarer Republik als einen »Radikalkonservativen«. Dieser Begriff zielt auf jene um 1932/1933 zahlreichen Konservativen, die sich zum Mitmachen im Dritten Reich entschlossen, weil — nach Muller (299) — Quintessenz ihrer Lehre folgendes war: »... die Ermutigung zur Ablehnung des liberaldemokratischen kapitalistischen Sozialstaates aus moralischen und ethischen Gründen und die Befürwortung des ›totalen Staates‹, von dem man sich erhoffte, daß er den Gruppenegoismus des demokratischen Kapitalismus einem höheren, kollektiven Ziel unterordnen werde.« Zu diesem richtig gesehenen (und wohl hauptsächlich von der Jugendbewegung vermittelten) »antibürgerlichen Affekt« ist nachzutragen, daß der damals oft verwendete Begriff eines »totalen Staates« grundverschieden ist von dem, was man heute unter einem »totalitären Staat« versteht.
Hans Freyer war bereits ein hochangesehener Mann, als er 1933 ins Dritte Reich einstieg. Die Modalitäten dieses Einstiegs lassen schon das erkennen, was wir im kriegführenden Reich als »Großen Konsens« vorfanden. Muller (293) stellt fest, »daß vielen ›Experten‹ oder ›Technologen‹ der Nationalsozialismus durchaus nicht antimodern vorkam; ihnen erschien er eher als die Vorhut einer postliberalen Ära.« Er eröffnete ihnen die Möglichkeit, ihre Fachkenntnisse einem Regime zur Verfügung zu stellen, das nicht nur neue Zugänge zu schnellem Aufstieg und persönlicher Beförderung eröffnete, sondern dies darüber hinaus im Namen kollektiver imperialer Ziele tut, die nicht wenige dieser sehr modernen Männer moralisch anziehend fanden. Dem fügt Muller hinzu, »daß Streitigkeiten zwischen konkurrierenden NS-Machtzentren um die Ausrichtung der Sozialwissenschaften oft zugunsten der Nutzung solcher Methoden entschieden wurden, die die größte Effizienz zur Aufrechterhaltung des NS-Staates und zur Erreichung

seiner wichtigsten Ziele versprachen, selbst dann, wenn solche Methoden den Beigeschmack des ideologisch Unorthodoxen hatten. Es scheint zunehmende Klarheit darüber zu herrschen, daß die Sozialwissenschaftler, die unter dem NS-Regime reüssierten, nicht in erster Linie wegen der Affinität ihrer Theorien zur NS-Ideologie erfolgreich waren, sondern deshalb, weil die Machthaber an den Nutzen ihrer Forschung glaubten und oft überzeugt waren, daß diese Forschung dann den größten Nutzen brachte, wenn sie am wenigsten ideologisch war. Die vielleicht erstaunlichste Entdeckung der jüngsten Forschungen über die Sozialwissenschaften im Dritten Reich ist das Ausmaß an empirischer Forschung und anderen Formen ›angewandter‹ Sozialwissenschaft; allem Anschein nach gewannen sie seit der Weimarer Zeit beträchtlich an Boden.«

Im letzten Satz von Jerry Z. Muller wird die Einschränkung bereits spürbar, die er dann (296) präzisiert: »Die Sozialwissenschaften setzen sich zusammen aus ›Experten‹, deren Ziel es ist, das Handwerkszeug ihrer Disziplin zu verfeinern, und aus ›Gelehrten‹, deren Schriften sich unmittelbarer mit Interpretationsfragen allgemeiner Natur befassen ... Während die ›Sozialtechnologie‹ oder das ›sozialwissenschaftliche Handwerk‹ im NS-Staat expandierte, stagnierten die theoretischen Bereiche. Jenes weite Feld der Sozialwissenschaften, auf dem man sich zwangsläufig mit allgemeinen Verhaltensmustern und Zielen der menschlichen Existenz befaßt, war in den Augen der Nationalsozialisten weniger nützlich und potentiell gefährlich für das Regime, da man auf diesem Feld offener gegen die offizielle Ideologie verstieß.« (Es erschien denn auch im Dritten Reich nur ein einziges klassisches Werk der Sozialtheorie: Arnold Gehlens »Der Mensch« von 1940.) Freyers Einstieg in das Dritte Reich war getragen vom pathetischen Widerspruch der »politischen Existenz« gegen die »bürgerliche Existenz« — im Sinne seines Machiavelli-Verständnisses, das ihn die Forderung erheben ließ nach »einer Vergewaltigung der menschlichen Natur, ohne die die Menschen in ihren Privatangelegenheiten versinken und niemals Tempel, Burgen und Paläste bauen würden« (311). Diesem Elan machte dann die allmähliche wachsende

Einsicht in die »nationalsozialistische Tendenz der Vertauschung von Legitimität durch Gewalt« (312) ein Ende.
Der Fall »Freyer im Dritten Reich« ist dem Fall des (weit genialeren) Staatsrechtlers Carl Schmitt ähnlich. Der immense geistige Abstand zwischen ihnen und den Partei-Denkern machte sie zugleich zu bewunderten Paradiesvögeln wie zu potentiell Gefährdeten. Muller stellt in dem minutiös rekonstruierten Leben und Wirken Freyers zwischen 1933 und 1945 eine spezifische »Dynamik der intellektuellen Enttäuschung« fest; sie führte zur »allmählichen Entfremdung vom Nationalsozialismus gerade bei denjenigen Intellektuellen, auf die er zunächst eine besondere intellektuelle Anziehungskraft ausgeübt hatte« (298). Sie führte Freyer und andere einstige Radikalkonservative zum Schluß, »daß es für manche Probleme keine Lösungen gab oder daß eine Heilung oft schlimmer war als die Krankheit selbst, und daß sie also ihre konservativen Neigungen im Rahmen einer Liberaldemokratie verfolgen müßten« (299). Dabei legt Muller Wert auf die Feststellung (316), daß »diese Umkehr ein Produkt der Erfahrung mit dem Regime war, nicht mit seinem Zusammenbruch«. Sie ging dem Zusammenbruch voraus.
Bei Freyer setzte sie bereits Mitte der 30er Jahre ein und führte 1938 zu einer »Halb-Emigration« nach Budapest. Er übernimmt dort das Präsidium des »Deutschen Wissenschaftlichen Instituts« an der Universität, das vom Auswärtigen Amt zum Zweck eingerichtet wurde, »die Sympathien der ungarischen intellektuellen Elite für die deutsche Sache zu gewinnen« (313). Was Muller zu der Bemerkung (315) verleitet: »Eine gewisse Ironie liegt darin, daß Hans Freyer sich dem vollen Zugriff der Maschinerie, mit der das Dritte Reich seine intellektuelle Kontrolle ausübte, nur dadurch entzog, daß er zu einem Teil — und zu einem wirksamen Teil — dieser Maschinerie wurde.« An anderer Stelle (313) gibt Muller allerdings zu, daß Freyer das in der Hoffnung tat, »der Nation im weiteren Sinne dienen zu können, ohne die Interessen des Nationalsozialismus zu fördern.« Also auch hier der für das Dritte Reich so charakteristische Große Konsens: »Freyers Entscheidung, als Kulturrepräsentant des Reiches im Ausland zu arbeiten,

war eine Variante der Berufskarriere, die konservative und radikalkonservative Angehörige des Bildungsbürgertums häufig wählten, wenn sie enttäuscht über das Hitlerregime waren: sie fühlten sich zur Wehrmacht oder zum Auswärtigen Dienst hingezogen« (313).

Der für das Thema unseres Buches wichtigste Teil der Untersuchung von Jerry Z. Muller ist seine subtile Darlegung der »Schwierigkeiten beim Wiedergewinnen von Sinn und Bedeutung im Dritten Reich geschriebener Texte« (306—313). Er ist der Meinung, daß Texte aus »geschlossenen Gesellschaften« ganz andere Anforderungen an ihre Entzifferung stellen wie die aus den »offenen Gesellschaften«. Der Abkömmling von Flüchtlingen hat nur Hohn übrig für den in der Literatur über den Nationalsozialismus stereotypen »Versuch, das Verhältnis der Intellektuellen zum Dritten Reich dadurch zu erklären, daß man sie in die Schubfächer eines Systems starrer Klassifikationen zwängt, statt sich auf den Prozeß der Desillusionierung zu konzentrieren; weitere Fehler sind die irreführende Konzentration auf die Frage der Parteimitgliedschaft, die Überschätzung der Rolle der Partei im Prozeß der Gleichschaltung, die mangelnde Sensibilität für jene literarischen Ausdrucksformen, die das Dritte Reich charakterisierten, schließlich die Neigung, Unterschiede zwischen subjektiven Absichten und objektiven Funktionen von Intellektuellen im Hitlerdeutschland zu verwischen« (300). Und schon gar nichts hält Muller von der Forschungsmaxime »man muß nur lesen, was sie geschrieben haben, um zu verstehen, was sie dachten« (307).

Offensichtlich wurde Muller diese Problematik bewußt bei der Parallelführung der Rekonstruktion von Hans Freyers Lebenslauf mit der Analyse seiner jeweils erschienenen Schriften. Bezeichnenderweise setzen »ausdrückliche Lobpreisungen des Nationalsozialismus und Adolf Hitlers, die in seinem früheren Werk nicht vorhanden gewesen waren« (302) genau in dem Augenblick ein, in dem er am Dritten Reich zu zweifeln beginnt. Für Muller ist das der Versuch einer »Selbstgleichschaltung« wider besseres Wissen. Ebenso aufschlußreich ist der allmähliche Wandel in Freyers Deutung des ihn lebenslang beschäftigenden politischen Denkers Ma-

chiavelli. Muller nimmt deshalb Zuflucht zu der Dechiffrierungskunst, die der Philosoph Leo Strauss im amerikanischen Exil zuerst 1941 in seiner Abhandlung »Persecution and the Art of Writing« vorgestellt hat. Zwar wurde sie von Strauss zur Entzifferung von Texten aus geschlossenen Gesellschaften der Antike und des Mittelalters entwickelt, doch stand dabei die Erfahrung des Dritten Reiches Pate.

Nach der Meinung von Leo Strauss kann in geschlossenen Gesellschaften »ein Mann, der unabhängig denkt, seine Meinungen öffentlich äußern, ohne in Gefahr zu geraten, sofern er mit Umsicht vorgeht. Er kann sie sogar drucken lassen, ohne eine Gefahr einzugehen, vorausgesetzt, er hat die Fähigkeit, zwischen den Zeilen zu schreiben« (Zitate bei Muller, 308). Werke dieser Machart enthalten eine exoterische Botschaft, »eine allgemein verständliche Lektion in erbaulichem Ton, die im Vordergrund steht«, und eine esoterische Botschaft, die sich an besonders intelligente und vertrauenswürdige Leser richtet; sie erscheint »zwischen den Zeilen«. In einem solchen Fall »ist die wirkliche Meinung des Verfassers nicht notwendig identisch mit dem, was er auf dem größten Teil der Seiten ausdrückt; die Masse solcher Werke kann sogar als extravagante Neuformulierung der offiziellen Lehrmeinung verbucht werden.«

Die Symptome, aus denen Leo Strauss auf eine »Diskrepanz zwischen exoterischer und esoterischer Botschaft des Verfassers« schließt, wirken allerdings auf den nüchternen Beobachter politischer Realität zuweilen doch etwas »sophisticated« — wie diese von Muller (308) zitierten Anzeichen: »... Techniken wie abrupter Stilwechsel, die Verwendung von termini technici, deutlich schlecht passende Zitate, die übermäßige Betonung unbedeutender Details, so daß der Eindruck entsteht, der Autor ›versenke sich in die kleinlichen Zänkereien von Pedanten‹ — all dies nur ein Versuch, vorsichtig Aufmerksamkeit auf die ›zwischen den Zeilen‹ des exoterischen Textes verborgene Botschaft zu lenken ...« Nun, der Historiker, der diese Liste von Symptomen liest, kann natürlich die Frage nicht unterdrücken, ob sie nicht selbst bei den großen Denkern der Antike und des Mittelalters, auf die Leo Strauss

seine Dechiffrierkunst anwendet, ganz einfach Zeichen menschlicher Schwäche oder Unvollkommenheit sein könnten — auch wenn das nicht zu dem von Strauss erträumten philosophischen Königtum passen will.

Muller zählt jedoch die dem Historiker vertrauteren Techniken des Zwischen-den-Zeilen-Schreibens auch auf: gerade Literaturhistoriker hätten bei Romanschriftstellern im Dritten Reich eine »Tendenz zur verhüllten Äußerung, zur bedeutungsvollen Pause, zu Doppel- und Dreifach-Bedeutung« festgestellt. »Sie schloß Zutrauen zur Sensibilität des Lesers ein, eine literarische Anspielung, einen Bibelbezug (etwa in Ernst Jüngers Tagebüchern) oder eine historische Parallele zu verstehen, die sich auf den Nationalsozialismus bezogen«. Von der naheliegenden, aber auch leichter durchschaubaren Ironie ganz zu schweigen. Tatsächlich sei die einzige im Dritten Reich feststellbare literarische Weiterentwicklung »die fortschreitende Verfeinerung der Technik, versteckte Aussagen zu machen« (309). An den Historikerstreit der ausgehenden 80er Jahre erinnert die daran anschließende Feststellung: »Zu den bekanntesten Anspielungs- oder äsopischen Techniken gehörte die Kritik an der Nazidiktatur durch den Bezug auf vergleichbare Praktiken der Sowjetunion.« Um so mehr, wenn in diesem Zusammenhang der sowjetische Überläufer Voinovich mit der Bemerkung von 1984 zitiert wird, es würden »auch Beschreibungen von NS-Konzentrationslagern und von nationalsozialistischer Kunst von sowjetischen Zensoren kaum gestattet, weil sie unvermeidlich vergleichbare Phänomene in der sowjetischen Geschichte ins Bewußtsein rufen ...«

Diese von Jerry Z. Muller am Beispiel des Soziologen Hans Freyer meisterhaft dargestellte Kunst der Überlebenstechnik im Großen Konsens des Dritten Reichs ist von einer erstaunlichen Objektivität. Nur am Schluß seiner Untersuchung (315) ist ein leicht gereizter Ton spürbar: »Diese ungute Atmosphäre der Zweideutigkeit umgab Freyer und andere, die ihm ähnlich waren, auch nach 1945. Anders als ihre enttäuschten Gegenspieler bei den Linken legten die Radikalkonservativen niemals öffentlich Rechenschaft ab über ihre Enttäuschung.« Das stimmt zwar nicht ganz — man denke

etwa an die von Carl Schmitt verfaßten Rechtfertigungsschriften (z. B. »Ex captivitate salus«) oder an Ernst Jüngers Friedensschrift. Aber etwas ist an Mullers Feststellung natürlich dran. Es dürfte zusammenhängen mit den grundverschiedenen Vorstellungen der Linken und der Rechten über die Willensfreiheit, über das Verhältnis zwischen geistigem Entwurf und praktischem Tun. Das angeblich so markante Dritte Reich war bei näherem Zusehen ein Reich der verfließenden Übergänge. Nicht nur die Grenzen zwischen den Organisationen und gesellschaftlichen Gruppen verwischten sich. Auch jeder Einzelne hatte eine Existenz im Zeichen des doppelköpfigen Janus zu bestehen. In jedem im Dritten Reich geführten Leben gab es Handlungen und Verhaltensweisen, auf die man nach 1945 als Belege für die Zugehörigkeit zu den »Guten« hinweisen konnte. In jedem gab es aber auch Dinge, von denen man besser nicht sprach in einer Zeit, in der die einen nicht wußten, wie das Dritte Reich gewesen war, und die anderen es zwar wußten, aber nicht zu sagen wagten. Diesem Dilemma konnte sich keiner entziehen. Geradezu abenteuerliche Lebensläufe, die in kein politisches Schema passen wollen, zeugen davon.

2.18 Dort unten

Jeder Staat hat seine Schandgruben und Schinderhütten, ohne Ausnahme — auch in der heutigen Zeit. Es gibt bloß Unterschiede in der Auswahl der Opfer und in der Zahl der Opfer, in der Verfahrensweise und in der Effizienz. Die Allgegenwart dessen, was man unter dem verschwommenen Begriff des »Verbrechens gegen die Menschlichkeit« zusammenfaßt, ahnt jeder — aber die Erkenntnis wird verdrängt. Sie ist für den, der sich keine Illusionen über die Natur des Menschen macht, keine Überraschung. In unserer Gesellschaft ist es allerdings besser, diese Einsicht nicht auszusprechen — es wäre ein böser Verstoß gegen die Spielregeln. (Es sei denn, man maskiere diese Aussage als »Kunst« — das verschafft eine gewisse Narrenfreiheit.) Zudem gibt es verschiedene

Arten von Gewalt; diejenigen ohne Blutvergießen sind nicht weniger grausig und werden immer häufiger. Außerdem: nicht jedes Volk liebt die Zurschaustellung und Ritualisierung der Grausamkeit. Eher puritanische Gesellschaften ziehen es vor, ihre diesbezüglichen Tätigkeiten als Philanthropie oder pädagogischen Eros zu tarnen.

Lange Zeit hatte ich geglaubt, meine schweizerische Heimat von der Regel ausnehmen zu können. Nun haben die Schweizer aber zu verdauen (und sie verdauen es), daß in unserem Jahrhundert eine hoch angesehene schweizerische Wohltätigkeitsstiftung über Jahrzehnte hinweg, unter Inanspruchnahme der Behörden, »Landfahrer«-Familien ihre Kinder geraubt hat. Und zwar zu dem Zweck, diesen unter anderen Namen in seßhaften Familien eine gutbürgerliche Erziehung angedeihen zu lassen. Die beraubten Mütter durften nicht erfahren, wohin ihre Kinder gebracht wurden, und den Kindern selbst wurde ihre Herkunft verheimlicht. (»Rassistisch« waren die Motive also nicht — nur »behavioristisch«, wie es sich für puritanische Aufklärer gehört.) Es handelt sich um die Stiftung »Pro Juventute« (Für die Jugend), 1912 von der »Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft« gegründet und bei den Philatelisten wegen ihrer alljährlichen Sonder-Briefmarken weltweit berühmt.

Was wußte ich 1942 von den Schandgruben und Schinderstätten des Dritten Reiches? Zunächst kaum etwas, was über Gerüchte hinausging. Immerhin: man wurde im täglichen Leben daran erinnert, daß es in diesem Staat »Geächtete« gab. Das fing schon an während meines ersten Tages in Berlin. Ich saß in der Bahn — Straßenbahn oder S-Bahn, ich weiß es nicht mehr —, die mich vom SS-Hauptamt ins Zentrum zurückbrachte. Mir gegenüber saß schweigsam der SS-Mann, der mir den Weg zur Bahn gewiesen hatte. Als ich eine verhärmte ältere Frau im Gang neben mir stehen sah, stand ich auf und bot ihr meinen Platz an. Sie schaute mich einen Augenblick lang seltsam an und wandte sich ab. Bei dieser Bewegung sah ich den gelben Stern auf ihrem Mantel. Der SS-Mann hatte den Vorgang beobachtet. In seinen Augen wechselten verschiedene Ausdrücke ab: Spott, Hohn, aber auch Überdruß, Fa-

talismus. Er wandte seinen Kopf ab und schaute zum Fenster hinaus.
Ein paar Tage später kam es zu einer ähnlichen Begegnung. Ich hatte in der Nähe meiner Wohnung einen Tante-Emma-Laden mit Gemüse und Obst ausgemacht, von der üblichen Altberliner Art, vier Stufen tiefer als die Straße. Als ich das zweite oder dritte Mal hinging, fand ich mich dort unter Frauen mit dem Judenstern, die bei meinem Eintritt ins Tuscheln übergingen. Der Besitzer des Ladens, ein freundlicher alter Mann, wies mich etwas steif und verlegen daraufhin, daß diese Stunde für »diese« Kunden reserviert sei, ich möge doch künftig zu einer anderen Uhrzeit kommen.
Das alles blieb an der Oberfläche. Daß ich etwas tieferen Einblick bekam, hing mit der Person meines Vermieters und Freundes Achim zusammen. In ihm hatte sich ein erheblicher Teil der Spannungen des Dritten Reiches zusammengeballt. Er stammte aus einer preußischen, aber nichtadeligen Offiziers- und Beamtenfamilie. Zunächst war an ihm bloß diese Prägung zu spüren. Bei näherem Kennenlernen wurde jedoch hinter der disziplinierten Fassade eine hellodernde Flamme spürbar. Die Bündische Jugend der Weimarer Zeit war offensichtlich sein emotionales Grunderlebnis: er kam aus einem Bund, dessen Triebkraft völkische Mythen waren. In seiner Wohnung hatte er Fotos mächtiger frühgeschichtlicher Radkreuze aufgehängt, und von einem seiner Freunde erfuhr ich, daß er mit erstaunlichem Spürsinn in Thüringen und anderen Bereichen des deutschen Mittelgebirges diese alten Kultsteine (massive Steinräder mit herausgemeißeltem gleichschenkligem Kreuz, manchmal auch »Sonnenräder« genannt) aufgestöbert und ausgegraben hatte. Sein näherer Bekanntenkreis setzte sich aus zwei Personengruppen zusammen, die ich bald physiognomisch zu unterscheiden lernte: zum einen waren es ehemalige Bündische, mit denen er in der Jugend auf Fahrt gegangen war, zum andern preußische Adelige, mit denen er die gleichen Internate durchlaufen hatte. Zum Nationalsozialismus schien er, wie in beiden Gruppen üblich, Distanz zu halten. Geäußert hat er sich darüber nie.
Ein großer Schweiger war Achim auch in punkto Beruf. So un-

wahrscheinlich es klingt: ich kannte den Beruf des Freundes nicht, in dessen Wohnung ich so viele Monate lebte. Ich nahm an, daß er in einem Amt tätig war, denn er bezeichnete seine häufigen Reisen zuweilen als Dienstreisen. Meinen Bekannten gegenüber mußte ich ihn als Privatgelehrten bezeichnen (für »Student« war er nicht mehr der richtige Jahrgang). Am Soldatsein hinderte ihn ein beschädigter Fuß. Eine Geschichte stimmte mich nachdenklich. Auf einer gemeinsamen Reise bekamen wir Streit mit einem patzigen Hotelbesitzer, worauf Achim einen Ausweis zückte, der den Hotelier erbleichen und nur noch katzbuckeln ließ. Als ich Achim fragte, was das für ein Ausweis gewesen sei, erhielt ich die Antwort: »Ich sagte dir doch, daß du mir über alle diese Dinge keine Fragen stellen sollst...«
Ich schildere diesen Freund so genau, weil es wohl kein Zufall war, daß mir damals gerade durch ihn — und gegen seinen Willen — zwei Seiten des im Krieg stehenden Deutschland bewußt gemacht wurden, von denen ich bisher nichts oder nur Unklares gewußt hatte. Beim ersten dieser beiden Anstöße wurde mir allerdings die Bedeutung des Vorfalles in seinem ganzen Umfang erst zwei Jahre später bewußt. Es war eine sonntägliche Begegnung auf dem Gendarmenmarkt in Berlin. Auf dem 1942 noch unzerstörten Platz stand ich mit Achim am Fuß der Treppe zu einer der beiden Kirchen — war es der Französische Dom oder der Deutsche? Die Stufen herunter kamen uns vier jüngere Herren von englischer Eleganz entgegen, die mein inzwischen geübtes Auge ohne Mühe als preußische Adelige identifizierte. Die Herren kannten offensichtlich meinen Freund. Der Wortführer der vier, von seinen Begleitern als »James« angesprochen, begrüßte den sich versteifenden Achim etwas spöttisch und stellte sich mir dann vor: »Moltke.« (Auch die anderen Herren trugen Namen aus der preußischen Geschichte.) Moltke zeigte sich interessiert an dem Gast aus der Schweiz, gab mir seine Karte und lud mich freundlich ein, ihn doch einmal zu besuchen. Daraufhin brach mein Freund zu meiner Verwunderung unter einem Vorwand (»dringende Verabredung«) brüsk ab und zog mich fort.
Kalkweiß forderte mir Achim hinter der nächsten Straßenecke die

Visitenkarte ab und außerdem das Versprechen, Moltke auf keinen Fall aufzusuchen: »Die machen ganz gefährliche Sachen! Du bringst nicht nur dich, sondern auch mich in große Gefahr, wenn du dich nicht daran hältst — schließlich war ich deinetwegen schon zweimal in die Prinz-Albrecht-Straße vorgeladen...« Die Nennung des Gestapo-Hauptquartiers war der erste Hinweis meines verschwiegenen Freundes, daß er wegen meiner bereits geschilderten Affäre in Stuttgart (2.10) Schwierigkeiten gehabt hatte. Aber seine Aufregung hielt ich doch ein wenig für Gespensterseherei. Die Bedeutung der Begegnung an der Treppe ging mir erst zwei Jahre später, nach dem 20. Juli 1944, auf.

Damals — ich lebte schon wieder seit zwei Jahren in der Schweiz — stiegen mir erst die Fragen klar ins Bewußtsein, die sich 1942, unmittelbar nach der Begegnung an der Treppe, bloß undeutlich geregt hatten. Wußte Achim 1942 schon von der Verschwörung, die von dem durch Helmut James Graf von Moltke geschaffenen »Kreisauer Kreis« ihren Anfang nahm? Und wenn er davon wußte: ging ihm die Solidarität mit seinen Internats-Kameraden vor der Staatsräson? Oder schwieg er gerade aus Staatsräson? Wartete vielleicht die andere Seite geduldig, bis die Verschwörung sich so weit ausgebreitet hatte, daß man einen großen Fischzug machen konnte? War es vielleicht gar kein Zufall, daß Achim mich im Frühjahr 1942 vor der Schinkelschen Bauakademie angesprochen hatte, als ich zur Zimmersuche in Berlin auszog? Hatte man ihn auf den jungen Ausländer angesetzt, der sich mit nicht genau definierten Absichten im Dritten Reich umschaute? Reagierte Achim nicht öfters nervös auf die unersättliche Entdeckungsfreude seines aus Neutralien hereingeschneiten Untermieters? Wenn er mich wirklich im Auftrag bei sich aufgenommen hatte, so hätte ich ihm das wohl nicht übelnehmen können. Fallen gestellt hat er mir anscheinend nie. Vielmehr erwies er sich als echter Freund, als er mir immer wieder besorgt Anweisungen gab, wie ich mich verhalten solle, um in meiner Lage zwischen den Stühlen nicht anzustoßen. War es nicht überhaupt ein Wunder, daß ich heil wieder nach Hause zurückgekehrt war? Hatte ich das Achim zu verdanken? Oder einfach der Unbefangenheit (oder Kindsköpfigkeit), mit der

ich durch das Dritte Reich spaziert war? Keine dieser Fragen konnte mir mein Freund Achim später noch beantworten. Noch vor Kriegsende erreichte mich in der Schweiz die Nachricht eines gemeinsamen Bekannten in Berlin, daß die Leiche Achims aus einem zerbombten Gebäude geborgen worden sei.
Es bleibt noch, von dem zweiten Einblick zu berichten, den mir mein Freund in die Hinter- und Untergründe des Dritten Reichs verschaffte. Diesmal war es kein mittelbarer Schock, mit langfristigem, retrospektiv wirkendem Verzögerungseffekt. In diesem zweiten Fall war der Schock vielmehr unmittelbar, brutal. Im Spätherbst 1942 war Achim besonders lange, mehrere Wochen, weggeblieben. Als er dann eines Tages von dieser Dienstreise zurückkehrte, war er nicht nur übermüdet wie sonst. Er war in einer Weise verstört, die ich bis dahin bei ihm nicht erlebt hatte. Meine Fragen wehrte er wie üblich ab. Schließlich zog ich mich achselzuckend in mein Zimmer zurück. Ich hörte ihn unaufhörlich in seinem Zimmer auf und abgehen, schlief aber schließlich doch ein.
Ich muß einige Stunden geschlafen haben, als Achim in mein Zimmer kam und das Licht anknipste. »Entschuldige bitte, wenn ich dich wecke. Aber ich muß unbedingt zu jemandem sprechen, zu dem ich Vertrauen haben kann ...« Ich nickte schlaftrunken und versprach ihm, den Mund zu halten. Bald aber wurde ich hellwach, als er, unablässig hin und her gehend, stockend erzählte. Zum ersten Male sagte er mir, woher er kam: »Ich komme von der Ostfront ...« Achim war dort dienstlich Zeuge eines Massenmordes an Juden geworden. Ermordung durch Genickschuß. Die Erschossenen wurden übereinander in eine große Grube geworfen. Die Einzelheiten haben sich mir in der Erinnerung verwischt. Mein Freund sagte mir auch nicht, welche Art von Truppe den Massenmord durchgeführt hatte. Ich weiß aber noch genau, was er unaufhörlich wiederholte: »Das wird noch auf unsere Kinder und Kindeskinder zurückfallen ...« — Bald darauf fuhr ich in die Schweiz zurück.

2.19 Das real existierende Deutschland

Meine Rückkehr in die Schweiz hatte persönliche Gründe. Ich breite sie hier nicht aus, weil sie zum Thema des Buches nichts hergäben. Es war kein Abschied von Deutschland. Als ich nach Basel zurückfuhr, wußte ich, daß mein weiteres Leben von Deutschland bestimmt sein werde. Das Jahr im Dritten Reich hatte mich so geprägt, daß ich mich weniger denn je in die schweizerische Selbstzufriedenheit hätte einfügen können. Ich wollte nur meine Ausbildung abschließen und dann besser vorbereitet nach Deutschland zurückkehren — wo es und wie es und wie groß es auch immer sein möge.

Meine erste Fahrt nach Deutschland, die von 1942, war ein romantischer Ausbruch gewesen. Er mußte, wie alle Unternehmungen dieser Art, scheitern — und das war mir eine Lehre. Das Dritte Reich war nicht so, wie ich es erwartet hatte. Es war aber auch nicht so, wie es den deutschen Kindern heute in ihren Schulbüchern dargestellt wird. Oder wie es die Deutschen und nun auch die Österreicher täglich von den Medien um die Ohren geklatscht kriegen. Es war — ich muß das Wort erneut verwenden — viel komplizierter.

Es gibt verschiedene Arten, es sich mit dem Dritten Reich leicht zu machen. Im Verlauf jenes Jahres 1942 war ich einmal drauf und dran, es mir mit diesem Reich auf eine spezielle Art leicht zu machen. Anlaß dazu war eine Erfahrung, die ganz aus dem Rahmen fiel, eine andere Farbe als die übrigen Erfahrungen hatte. Und zwar eine unbeschwerte, fast übermütig naive und utopistische. Gegen Ende des Sommersemesters fragt mich Achim etwas zögernd, ob ich Lust hätte, an der Ostsee an einem Sommerlager von Vertretern verschiedener Jugendverbände aus den westeuropäischen Staaten teilzunehmen. Da ich kritisch dreinschaute, wehrte er ab: »Nein, keine Funktionäre — alles junge Leute in deinem Alter, so zwischen 17 und 25.« Sie gehörten teils nationalsozialistischen Organisationen an (damit meinte er auch die faschistischen Gruppen aus dem Süden), teils traditionalistischen Verbänden aus den beiden Kirchen, einige seien sogar ohne Verankerung auf der

Rechten. Das hörte sich vielversprechend an, und ich bat um eine Einladung.
Es ist mir entfallen, wer der deutsche Organisator war. Das Treffen der etwa 150 jungen Männer (Mädchen waren nicht dabei) fand im Schloß Kalkhorst an der mecklenburgischen Küste der Lübecker Bucht statt. Das Schloß mit seinen Anlagen war eine Schulungsstätte des nach 1933 gleichgeschalteten VDA (Volksbund für das Deutschtum im Ausland). Meiner Erinnerung nach waren an dem Treffen Delegationen aus Italien, Spanien, Frankreich, Belgien, Luxemburg, Holland, Dänemark, Norwegen, Finnland beteiligt. Kurioserweise waren auch drei Vertreter von gegen Deutschland kriegführenden Ländern, nämlich England und Kanada, dabei. Aber ich weiß nicht mehr, welche Bewandtnis es mit ihnen hatte.
Sehr deutlich ist mir aber die fast euphorische Stimmung in Erinnerung, welche das Treffen prägte. Diese jungen Nationalisten verstanden sich offensichtlich, über alle Sprachbarrieren hinweg, glänzend. Sie bestätigten die alte Regel, daß die Liebe zur eigenen Nation keineswegs das Verständnis für fremde Nationen stört, es sogar erleichtert, gerade bei jungen Menschen. Besonders überraschte mich, wie gut sich die Flamen und Wallonen verstanden und problemlos die gleiche Unterkunft teilten. Der belgische Sprachenstreit sei »eine Angelegenheit für alte Leute«, lachten sie. Und Anhänger des flämischen DINASO sah man den Dolmetsch machen, wenn die deutschen Sprachkenntnisse der wallonischen Rexisten nicht ausreichten. *Eine* Delegation vermochte sich allerdings nicht einzuschwingen: die Holländer (Mussert-Anhänger, wie zu hören war). Sie stachen durch ihr miesepeterisches Verhalten ab und wurden bald links liegen gelassen.
Die beschwingte Stimmung rührte nicht einfach davon her, daß sich da eine Jugendgemeinschaft gefunden hatte. Es waren auch gemeinsame Zielvorstellungen, wenn auch nicht mit besonders klaren Konturen, welche die Schar zusammenhielten. Drei Akzente waren erkennbar. Der erste war der Generationenkonflikt: man wollte dem »Streit der Alten« ein Ende machen, womit die »verkalkte« liberale Gesellschaft gemeint war. Zweitens schwebte

diesen jungen Leuten ein »nationaler Sozialismus« vor, der wenig mit Nationalökonomie zu tun hatte und vor allem negativ definiert wurde: man wollte weder vom »raffgierigen« Kapitalismus noch vom bürokratisch erstarrten Marxismus etwas wissen, sondern strebte eine Art von Sozialismus des Herzens an. Der dritte und alles zusammenfassende Akzent war ein stürmischer Europa-Idealismus, der von Hitlers Armeen bewirkte Zusammenbruch der liberalen Ordnung in Europa biete der Jugend der europäischen Völker die einmalige Gelegenheit, in gemeinsamem Elan das brüderlich geeinte Europa zu schaffen.
Hans Werner Neulen hat in seinem Buch »Europa und das 3. Reich/ Einigungsbestrebungen im deutschen Machtbereich 1939—45« (München 1986, Universitas Verlag) nachgewiesen, daß die deutsche Führung überrascht wurde von diesem Elan, der sich damals wie eine Grundwelle durch die mit dem Reich verbündeten oder von ihm besetzten Staaten hinzog. Das in einem Kampf auf Leben und Tod verwickelte Dritte Reich fand keine überzeugende Antwort auf diese ihm entgegengebrachte Bereitschaft. Zwar gab es auch auf deutscher Seite Gruppen, die ehrlich ein solches Europa gleichberechtigter Partner wollten, doch stand dagegen zu viel: Hitlers unbedingtes Festhalten an der deutschen Hegemonie; das weitverbreitete Mißtrauen gegen eben erst aus der liberalen Welt herübergewechselte »Verbündete«; der Mißbrauch des Europa-Idealismus als Lieferant für Hilfstruppen an der Ostfront.
Das Mißverhältnis war damals auch in Kalkhorst zu spüren. Dies waren zwei Welten, die wenig miteinander zu tun hatten: auf der einen Seite die jugendlichen Idealisten aus Flandern, Katalonien oder Jütland — auf der andern die Funktionäre in Amtswalter-Uniform, die mal kurz aus Berlin herüberkamen, um einen von ihren Referenten verfaßten Vortrag über das »Neue Europa« zu halten. Auf Seiten der deutschen Gastgeber war die personelle Auswahl, angesichts des recht anspruchsvollen jugendlichen Publikums, zum Teil etwas unglücklich. Unvergeßlich ist mir dieser Seufzer eines französischen Nachbarn nach dem Referat »Die Aufgabe der jungen Generation« eines rundlichen, sächselnden Apparatschiks: »Der könnte geradesogut Kohlen verkaufen...«

Das böse Wort von den »Kommissaren« ging um. Die unter den Gästen sich allmählich ausbreitende Gereiztheit fand ihren präzisen Ausdruck in der hingeworfenen Bemerkung: »Wir Ausländer sind doch die besseren Nationalsozialisten...«
Diese Stimmung war so intensiv, daß ich mich davon für einige Zeit anstecken ließ. Doch dann bekam ich allmählich wieder die Füße auf den Boden. Ich merkte, daß ich mir da von neuem eine romantische Attrappe aufgebaut hatte. Es war wirklich zu billig, eine von jugendlichem Schwung getragene Idee gegen die mühsame Verwirklichung im »real existierenden« Nationalsozialismus auszuspielen — zumal der »Nationalsozialismus«, je mehr ich mich mit ihm beschäftigte, mir zwischen den Fingern zerrann. Er war eine Ingredienz unter anderen in dem so vielfältigen Gebilde »Drittes Reich«. Er war eine wichtige Ingredienz, dank ihrer besonderen Virulenz vielleicht sogar die wichtigste — aber sie allein erklärt nicht, weshalb dieses von solchen Spannungen und Widersprüchen erfüllte Reich doch zu so großen, so geschlossenen, zielsicheren und rasanten Leistungen, bis in den Untergang hinein, fähig war. Mit Zwang allein ist das nicht zu erklären. Wir haben dafür die Formel vom »Großen Konsens« vorgeschlagen. Man kann sie mit etwas mehr Leben füllen, wenn man sich die Menschen genauer anschaut, die damals diesen Konsens getragen haben. (Das zeigt dann auch, daß jenen etwas stürmischen Idealisten aus den Satellitenstaaten des Großdeutschen Reiches etwas mehr gegenüberzustellen ist als bloß die Bürokraten.)
Ich habe ein ziemlich präzises Bild jener Menschen vor Augen. Wenn man, wie ich 1942, ein Jahr lang in einem großen Land auf »Menschenjagd« geht, so prägt sich aus der Distanz doch ein gewisser Durchschnittstyp heraus (und zwar, da ich guten Willens war, nicht gerade auf dem niedrigsten Nenner). Das Bild, das mir geblieben ist, unterscheidet sich deutlich von den Vorstellungen, die sich heute, unter dem Druck der Medien, die meisten Leute machen, die das Dritte Reich nicht mehr bewußt erlebt haben (oder ihre Erinnerungen aus Bequemlichkeit opportunistisch einfärben). Unter diesen Vorstellungen treten zwei Varianten besonders häufig auf.

Die eine Variante ist die schwarze. Sie zeigt die Masse der im Dritten Reich lebenden Deutschen in Abscheu und Abwehr gegen ein bluttriefendes Regime erstarrt, doch ohne jede Möglichkeit, etwas dagegen zu tun, weil man dann gleich umgebracht worden wäre. An diesem rührenden Bild sind schon die beiden Grundannahmen falsch. Primo sind Ahnungen noch kein Wissen; genau wußten 1942 sehr wenige, was in jenen Randzonen vor sich ging, in welche die Gewalt abgedrängt worden war. Ich war Mitwisser eines Massenmords, weil ich Freund eines Geheimnisträgers war, dem die Nerven durchgingen; als solcher Mitwisser dürfte ich 1942 einer auf 10000 Einwohner gewesen sein. Zum »Umgebrachtwerden beim leisesten Widerspruch« wurde das Nötige bereits gesagt: die Führung des Dritten Reiches regierte nicht mit der Dampfwalze, sondern in einem virtuos praktizierten Wechsel von propagandistischem Vorstoß und, wo unumgänglich, elastischem Rückzug. Die zweite Variante ist die vom doofen Deutschen, der sich im Dritten Reich von der Propaganda einlullen ließ, fröhlich alles glaubte, was aus dem Lautsprecher kam, und darum auch nichts von Belang wahrnehmen konnte. Das ist die altbekannte Stereotype vom dummen deutschen Michel; wer ihrer für seinen seelischen Haushalt bedarf, möge mit ihr glücklich werden.

Was mich, im Gegensatz zu solchen Stereotypen, an jenen Deutschen des Großen Konsens am stärksten beeindruckte, war ihr wacher Sinn für die Paradoxie ihrer Existenz. Sie wußten oder hatten, sofern sie einfacheren Gemütes waren, ein untrügliches Gespür dafür, daß sie in eine Situation geraten waren, in denen das Gute, welches sie an einem Ort taten, stets an einem anderen Ort in sein Gegenteil umzuschlagen drohte. Eine Situation, in der die Wahl des kleinsten Übels, im Normalfall das Vernünftigste, schon fast zur Blasphemie wird. Das klingt recht abstrakt. Wir illustrieren es darum mit einer Geschichte. Vor zehn Jahren hat ein promovierter Bundesminister mit der Gnade der späten Geburt (1935), Norbert Blüm, etwas verlautbart, was einem Staatsmann nie über die Lippen gekommen wäre: »... Ich habe die Gesänge von der tapferen Pflichterfüllung nie verstanden, wenn nicht zuvor geklärt wird, in wessen Dienst diese Pflicht steht. Ob einer im

KZ Hitler gedient hat oder an der Front, macht in meinen Augen nur einen graduellen Unterschied aus. Das KZ stand schließlich nur so lange, wie die Front hielt.« (Soziale Ordnung/Zeitschrift für Sozialausschüsse der CDU, Nr. 7/1978 vom 3. 7. 1978, S. 12)
Blüm hat sich zwar, wohl aus wahltaktischen Überlegungen, nachträglich für diese Sätze entschuldigt. Er zeigte dabei jedoch, daß ihm auch dann noch nicht das Unmenschliche der »Logik« der zitierten Sätze bewußt geworden war. Vor dieser Einsicht bewahrte ihn, wie alle von der Reeducation Geprägten seiner Generation, die von den Siegern übernommene Generalklausel »Hätten die Deutschen den Krieg nicht angefangen, dann . . .«
Für die Deutschen im Dritten Reich waren unauflösbare Paradoxien wie die hier vorgeführte ihr tägliches Brot. Sie kamen zu der Belastung hinzu, welche ein Kampf auf Leben und Tod darstellt — und das war der Zweite Weltkrieg für Deutschland spätestens vom Einmarsch in Rußland ab. Unter diesem doppelten Druck wurde für die vom Großen Konsens geprägten Deutschen eine bedachte, sachliche Gefaßtheit mit einem Anflug von Galgenhumor zum Grundton ihrer Existenz. Sie verlieh ihnen eine gewisse Würde, die deutlich absticht vom BRD-Durchschnittsbürger von heute, der beflissen das VB-Ritual absolviert, um dann ungestört seinen Geschäften und Vergnügungen nachgehen zu können. Von unserer Ellbogen-Gesellschaft hebt sich auch das soziale Verhalten von damals ab: jener doppelte Druck hatte eine »Kriegssolidarität« geschaffen; man konnte sich in einem Ausmaß auf den anderen verlassen, von dem man heute nur träumen kann.
Die größte Überraschung war für mich allerdings die Intensität der geistigen Auseinandersetzungen. Das Alternieren von Zwang und Freiräumen hatte da offensichtlich belebende Wirkung — das Gespräch war viel freier, als ich erwartet hatte. Deutlich markierte Schranken machen den seelischen Druck unnötig, der in der permissiven Gesellschaft die Zensur ersetzt. Die automatische Selbstzensur ist unnötig, solange die Differenz zwischen öffentlich befohlener Meinung und freier Meinung des Einzelnen nicht durch egalitäre Rhetorik verwischt wird. Auch auf diesem Feld kommt die Bundesrepublik mit ihrer immer monotoner werdenden und

blind übernommenen Einheitsmeinung im Vergleich schlecht weg. Kennzeichnend für die heutige Lage ist jener tschechische Intellektuelle, der nach dem Zusammenbruch des »Prager Frühlings« in den liberalen Westen flüchtete, aber nach anderthalb Jahrzehnten freiwillig wieder in die (damals noch kommunistische) Tschechoslowakei zurückkehrte. Seine westdeutschen Freunde suchen ihm das auszureden und schildern ihm, was ihn dort alles erwarte. Sie erhalten die achselzuckende Antwort: »Ich weiß, ich weiß — aber dort kenne ich die Spielregeln . . .«

»Spielregeln« ist ein anderes Wort für das Alternieren von Zwang und Freiräumen. Das Ergebnis jenes Jahres 1942 war für mich die Erfahrung, daß das um seine Existenz kämpfende Deutschland, mit all seinen Widersprüchen und Paradoxien, bei näherer Prüfung faszinierender war als das Deutschland, das ich mir zu entdecken vorgenommen hatte.

2.20 Innere Emigration

In der Schweiz war meine Situation nach der Rückkehr Ende 1942 nicht gerade komfortabel. Schließlich war ich ja aus Berlin »mit abgesägten Hosen« zurückgekommen (der Volksmund ist unübertrefflich in der präzisen Beschreibung der Lage). Zu öffentlicher Abbitte hatte ich keine Lust und meiner Meinung nach auch keine Veranlassung. Kritik an Deutschland und am Dritten Reich unterließ ich. Die paar engen Freundschaften, die mir das Leben bis zu meiner Fahrt ins Reich beschert hatte, hielten zu meiner Freude bei der Rückkehr alle der Belastung stand — obwohl nur einer dieser Freunde meine Ideen teilte. Ihnen sagte ich denn auch, da ihre Fragen nicht inquisitorisch gefärbt waren, wo ich im Reich Widerstand in mir gespürt hatte.

Erfreulich war, daß mich die praktischen Folgen meiner Deutschlandfahrt zunächst für eine längere Zeit von meiner gewohnten schweizerischen Umwelt abschotteten. Das ersparte mir ein unnützes Um-mich-Schlagen. Diese Fernhaltung von der gewitterträch-

tigen Zone der »öffentlichen Meinungsbildung« vollzog sich in drei Stufen. Gleich nach meiner Ankunft in Basel mußte ich in meine Schützenuniform steigen, denn meine Kompanie war auf Grenzwache. Nur wer die Rolle des Militärdienstes im seelischen Haushalt der schweizerischen Männer kennt, kann verstehen, wieso das eine willkommene erste Station zum Wiedereingewöhnen in die alte Umwelt war. Der Wehrdienst ist für die Schweizer die einzige Zeit in ihrem Leben, in dem sie dem Einfluß ihrer präponderanten Frauen entzogen sind (präponderant schon lange, ehe sie auch das formale Stimmrecht erhielten). Was das für Folgen hat, ist im Roman »Regimentsspiel« (1969) meines Namensvetters Hans Mohler subtil, ohne Tabuverletzung festgehalten. Die für mich angenehme Folge der »männerbündischen Regression ins Elementare« war das Ausblenden des offiziellen Moralismus. (Woran sich auch der Feldwebel, im Zivil sozialdemokratischer Gewerkschaftsführer, hielt, der mich beim Wiedersehen grinsend begrüßte.) Gerade in einer solchen Infanterie-Einheit, in der Akademiker unterhalb des Offiziersranges selten waren, blieb ausschlaggebend, ob man sich in die Mannschaft (und die ihr zugemuteten Anstrengungen) einfügen konnte.
Mitten aus diesem Grenzdienst heraus wurde ich vor das Divisionsgericht zitiert. Mit meinem Übertritt ins Reich hatte ich ja schweizerische Gesetze verletzt. Wegen meines guten Leumunds wurde ich zu einer militärischen Ehrenstrafe, ein halbes Jahr Festungshaft, verknurrt, was mir den Status eines Vorbestraften ersparte. Der gute Leumund bestand allerdings hauptsächlich aus einer Art von Unzurechnungsfähigkeits-Erklärung: Mein Offizialverteidiger führte für mich ins Feld, ein junger Mann, der seinen militärischen Vorgesetzten als linksradikal bekannt sei und dann plötzlich zu Hitler gehe, müsse etwas wirr im Kopfe sein. Weiter sprach für mich, daß ich zur Zeit meines Grenzübertritts zur Fortsetzung meines Studiums vom Wehrdienst beurlaubt, also nicht Deserteur war. So wurde ich auch nicht aus der Armee ausgestoßen. Das Urteil lautete: »Schütz Mohler wird von der Anklage der Dienstverletzung freigesprochen; er wird schuldig erklärt des illegalen Grenzübertritts, der versuchten Schwächung der Wehrkraft

und des Dienstversäumnis.« So steht es wörtlich im Urteil des Divisionsgerichtes 4 unter Großrichter Ludwig Achermann, an seiner Sitzung vom 21. 12. 1942 in Basel. (Das nur wegen der lebhaften Legendenbildung um diese Verurteilung.)
Als meine Kompanie nach einiger Zeit wieder ins zivile Leben entlassen wurde — die schweizerische Armee tat schichtweise ihren Grenzwachtdienst —, war ich nur wenige Tage im Elternhaus. Dann kam die zweite Stufe der Abschottung. Ich stieg wieder in meine Schützenuniform, holte den Armeetornister vom Boden, das Gewehr aus dem Kleiderschrank, schnallte den Gurt mit Bajonett um und fuhr mit der Bahn in die Voralpen, um dort meine Haft anzutreten. Juristisch hieß sie »militärischer Strafvollzug«, doch das Volk war beim altvertrauten Wort »Festungshaft« geblieben. Beim Wort Festungshaft denkt der Deutsche an Schubart auf Hohenasperg, oder er hat in einem italienischen Risorgimento-Museum eines jener schaurig-schönen Gemälde gesehen, auf denen ein bleicher Freiheitskämpfer von Ratten umgeben in tropfenden österreichischen Kasematten kauert. Während meiner Haft sah ich jedoch nichts von den Fortifikationen der vielbemunkelten Alpenfestung des »Reduit«, wußte nicht einmal, ob welche in der Nähe waren (es gab ja weder einen »Spiegel« noch eine »taz«, die uns darüber aufklären konnten).
Ganz abwegig war das Wort »Festung« allerdings nicht: die Offiziere und Unteroffiziere, die uns kommandierten und erzogen, gehörten dem Festungskorps und damit der sehr kleinen Zahl von Berufssoldaten an, die damals in der schweizerischen Milizarmee als notwendiges Übel geduldet wurden (sogar der Oberst meines Regiments hatte seinen »ordentlichen« Zivilberuf). Insbesondere den Berufsoffizieren ging der schlechte Ruf voraus, sie hätten diesen Beruf nur ergriffen, weil sie für einen »normalen« Beruf zu dumm oder zu faul seien. Ich kannte noch keine schweizerischen Berufsoffiziere, sah ihnen aber mit positiver Voreingenommenheit entgegen wie allem, was Zielscheibe der kleinbürgerlichen Neidhammel unter meinen Landsleuten war. Die Offiziere unserer Straf-Einheit waren kein Anlaß, diese Voreingenommenheit zu revidieren. Sie waren streng, aber das war notwendig bei einem so zu-

sammengewürfelten Haufen wie dem unseren. Die meisten meiner Mithäftlinge waren wegen der üblichen Disziplinarvergehen verknurrt worden — sie hatten sich im Dienst vollaufen lassen oder waren nach Zapfenstreich über die Kasernenmauer geklettert. Die Offiziere waren jedoch sachlich und gerecht; sie hatten nichts von dem unberechenbaren Biedersinn, mit dem so mancher Milizoffizier der Mannschaft entgegenkam, und lachen konnten sie schon, wo es angebracht war. Zudem beherrschten sie ihren militärischen Beruf aus dem Effeff. Sie waren genau der Typus Offizier, der bei der Truppe ankommt — auch bei einer schweizerischen. So hatten sie denn auch bei der Führung dieser besonderen Art von Truppe keinerlei Schwierigkeiten.
Eine angenehme Überraschung war der Schauplatz. Ich war ihm mit gemischten Gefühlen entgegengefahren. Ich mochte die Alpen nie leiden und weiß, daß das bei mir ein »Syndrom« ist: ein Knäuel von recht unterschiedlichen Ursachen und Affekten. Die nach Landesbrauch verbrachten Urlaube in den Alpen waren mir schon als Kind verhaßt: man hatte den ganzen Tag Bergwände vor sich, in die Ferne sah man nur in den seltenen Augenblicken, wo man oben auf einem Gipfel stand. Früh schon war mir die Alibi-Funktion dieser Bergwelt im seelischen Haushalt der Schweizer bewußt geworden: wo von »Größe« die Rede war, begann man gleich von den Alpen zu sprechen. Dem Dichter-Idol meiner Jugend, Carl Spitteler, ist dies auch aufgestoßen; er schrieb einmal den bösen, nicht in die posthume Gesamtausgabe aufgenommenen Satz: »Wenn die Schweizer ihre Berge selbst gebaut hätten, wären diese bedeutend weniger hoch ausgefallen.« Der Zugerberg, auf dem ich meine Haft absolvierte, war jedoch ein nicht sonderlich hoher Voralpenberg, und zu meinem Glück hatte man von ihm aus über den See hinweg einen weiten Blick in drei Himmelsrichtungen; die Alpenkämme spielten nur die Rolle einer Hintergrundkulisse.
Wir waren untergebracht in normalen, für den Ernstfall in einem kleinen Bergwald errichteten Militärbaracken. Wir lagen dort auf Strohsäcken, und nie war eine Tür verschlossen. Es war auch nirgendwo eine Mauer oder eine Einzäunung zu sehen. Ein Gespräch mit einem Schicksalsgenossen, einem Handwerker, ist mir in Er-

innerung geblieben. Ich provozierte: »Das ist ja gar kein richtiges Gefängnis, wir tragen auch keine Sträflingskleider — wir könnten einfach davonspazieren...« Er dachte ruhig nach, wir hatten Zeit, und sagte dann: »Du täuschst dich — die würden dich schnappen, ehe du wieder bei den Schwooben wärst, und dann kämst du in ein richtiges Gefängnis.« Das war mir zu einfach, und ich hakte nach: »Fühlst du dich denn als Gefangener?« Zu meiner Überraschung formulierte er genau das, was ich unklar gespürt hatte: »Ja, gerade weil die Tür nicht verschlossen ist und das Fenster keine Gitterstäbe hat. Und es wird verstärkt dadurch, daß wir jeden Vormittag mit der Waffe exerzieren müssen und an der Waffe ausgebildet werden. Morgen kriegen wir im Schießstand sogar scharfe Munition...« Mehr sagte er dazu nicht.

Am engsten schloß ich mich an vier Landsleute an, die das schweizerische Fernweh in die französische Fremdenlegion getrieben hatte. Im Vorderen Orient, ich glaube in Syrien, waren sie von den Engländern vor die Wahl gestellt worden, entweder auf englischer Seite weiterzukämpfen oder nach Vichy-Frankreich abgeschoben zu werden. Sie optierten für Vichy; von dort kehrten sie in die Schweiz zurück und kamen wie ich vor das Divisionsgericht. Formal war ihr Fall schlimmer als der meine: sie hatten wirklich unter fremder Fahne Krieg geführt. Im Hinblick auf die große Tradition der schweizerischen Söldner in aller Welt gilt jedoch der starke schweizerische Zustrom in die Legion in der Schweiz seit jeher als unpolitisches Kavaliersdelikt. So kamen auch sie auf den Zugerberg. Ihr Senior erzählte uns an langen Abenden sein Leben. Er war schon älter, wohl gegen 50, und er hatte in drei Verpflichtungen fast sein ganzes Leben als Erwachsener in der Legion verbracht. Zwischendurch hatte er sich einmal zu einer bürgerlichen Existenz entschlossen; er lebte in einer französischen Kleinstadt mit einer hübschen Ladenbesitzerin zusammen, die ihn heiraten wollte, und er hatte im Quartier auch schon viele Freunde gefunden. Doch als er ein paar Tage vor der Hochzeit im Morgengrauen in der Ferne ein Clairon schmettern hörte, packte er heimlich seine Sachen, schlich sich aus dem Haus und meldete sich wieder zur Le-

gion. Ich habe in meinem Leben oft an den Clairon des Füsilier Schrämli denken müssen.
Damals, auf dem Zugerberg, hatte ich noch andere Sorgen. Nach dem morgendlichen Exerzieren kam der Arbeitsdienst, der sich, mit einer Essenspause, bis zum Abend hinzog; wir mußten dafür einen Arbeitsdrillich überstreifen, um die Uniform zu schonen. Als Arbeit standen in der Hauptsache Wegebau und Entsumpfung im benachbarten Hochmoor an. Am ersten Tage bestand meine Arbeit darin, eine mit Erde beladene Schubkarre etwa 60 Meter weit über Bretter zu stoßen, dort in eine Grube zu entleeren, wieder umzukehren und mir die leere Karre wieder füllen zu lassen. So bis zum Abend. Körperlich konnte ich das schaffen, weil für die gefüllte Karre die Bretter leicht abwärts liefen. Aber wie sollte ich während eines halben Jahres soviel »Arbeitsteiligkeit« ertragen? Ich hatte noch nie in meinem Leben eine so stumpfsinnige Arbeit, ohne den geringsten Anreiz zur Leistung, ausgeführt. Aber meine Lage war nicht leicht. Die Offiziere beobachteten mich, wie ich merkte, recht genau. Ich biß die Zähne zusammen, strengte mich an und wurde zu einem Oberleutnant abkommandiert, der die Aufgabe hatte, mit ein paar Handwerkern aus der Straf-Einheit ein Schweinegehege zu errichten. Ich machte den Laufburschen für die Fachleute und erlebte den Bau eines Schweinestalles im Blockhausstil in allen seinen Phasen mit. Beim Anlegen einer schönen Gartenanlage um das Blockhaus, mit Flüßchen, Inselchen und Büschen, konnte ich sogar eigene Ideen einbringen. Natürlich zertrampelten die Schweine diese Anlage in den ersten zwei Stunden.
Von nun an ging mein sozialer Aufstieg kontinuierlich vor sich. Das Kommando lieh mich aus als Gehilfen des Kantonsgeometers, der auf dem Zugerberg Vermessungen vornehmen mußte, den aber der Wehrdienst seiner gewohnten Mitarbeiter beraubt hatte. Mit einem Beutel Brotzeit versehen, verließ ich am frühen Morgen die Baracke, stellte mich mit der Meßlatte auf die verschiedensten Erhöhungen und kehrte erst am Abend wieder zu meinem Strohsack zurück. Gegen Ende meiner Haft erreichte ich dann die höchste Stufe der Leiter: ich wurde Offiziersbursche im weit von den

Baracken entfernten Haus der Offiziere. Das bedeutete für mich viele Stunden der Freiheit; Ruhe zum Lesen und vor allem zum Überdenken meiner deutschen Abenteuer, zu langen Streifzügen durch die Gegend.
Im Herbst 1943 wurde ich aus der Haft entlassen. Im Winter kam es zur dritten Stufe der Abschottung. Es war die radikalste. Ein Jahr nach der Rückkehr aus Berlin brach bei mir eine Tuberkulose aus. Ich hatte wohl während des in Deutschland verbrachten Jahres meinen Kräften zu viel zugemutet und im Rausch des Entdeckens einer neuen Welt zu wenig Sorgfalt auf eine regelmäßige Ernährung verwendet.
Und die Rückkehr in die Schweiz, die keine wirkliche Heimkehr war, dürfte meine Abwehrkräfte auch nicht gesteigert haben. Diesmal führte mich die Eisenbahn nicht nur in das Vorgelände der Alpen, sondern mitten in sie hinein. Ich fand das Sanatorium, in das ich eingewiesen worden war, am Eingang zum Wallis an eine Bergwand gequetscht. Dort lag ich nun viele Monate untätig und starrte von dem auf den Balkon gerollten Bett auf die mir verhaßten Alpengipfel. Ich sehnte mich aus der engen Schlucht des Tales hinaus in die große, weite Ebene und fragte mich, wie es nun mit mir weitergehen solle. Schon begann der Charme des Zauberberges mich mit seinen Saug-Tentakeln zu umgarnen. Doch da hörte ich eines Tages *meinen* Clairon. Ich ging zum Arzt und sagte ihm, daß ich wieder »hinunter« (in die Ebene, zu den Gesunden) gehen werde. Der Arzt reagierte beleidigt: »Davon rate ich Ihnen dringend ab, Sie sind noch nicht geheilt (die Heilung der Tuberkulose durch Medikamente war damals noch nicht entdeckt) — wenn Sie jetzt gehen, werden Sie in einem halben Jahr wieder hier sein, und dann bleiben Sie für immer hier . . .« Aber auch durch diese Horrorvision ließ ich mich nicht abhalten. Die Zahnradbahn, die mich mit meinem Koffer zur Talsohle bringen sollte, fuhr zunächst etwa fünfzehn Meter ohne Gefälle geradeaus; die Sitze hingen nach hinten und ich blickte halb liegend zum gegenüberliegenden Berggipfel hinauf. Doch als sie den Steilhang erreicht hatte und zur Abfahrt ansetzte, gab es einen Ruck und ich saß kerzengerade da. Von diesem Augenblick an war die Zauberberg-Aura abgeschüttelt und

ich wußte, daß ich nie an diesen Ort des sanften Leidens zurückkehren würde.
Vor allem aber wußte ich, was ich nun tun wollte und tun würde (und wirklich tat). Erstens hatte ich beschlossen, mich möglichst wenig um meine Umwelt zu kümmern und mich um keinen Preis zu Auseinandersetzungen mit ihr verleiten zu lassen. Mein alleiniges Ziel war, mein Studium abzuschließen und dann nach Deutschland zurückzukehren. Ich weiß nicht, ob es damals den Begriff der »inneren Emigration« schon gegeben hat oder ob er ein Produkt des Nachkriegs ist. Auf jeden Fall war das, was er umschreibt, genau das, was ich mir vorgenommen hatte. Der zweite Beschluß war, mein bisheriges Lebensziel, Kunsthistoriker zu werden, zu streichen. Zwar war mir die Auseinandersetzung mit der Malerei, der Skulptur und der Baukunst nach wie vor lebenswichtig (und sie ist mir das auch bis heute geblieben). Aber ich wußte, daß ich zum mindesten während der nächsten Jahre nicht die Ruhe haben würde, eine kunstwissenschaftliche Doktorarbeit zu schreiben. Solange mein Verhältnis zu Deutschland nicht geklärt war, würde mir immer wieder die »deutsche Versuchung« die ganze kunstgeschichtliche Thematik durcheinanderwirbeln. Meine einzige Chance, eine Dissertation zu schreiben, war, das, was mich umtrieb, zu ihrem Thema zu machen. Ich hielt es nicht für einen Mißbrauch, sondern für eine Beflügelung der Wissenschaft, auf dem Wege über sie auch die eigenen Lebensprobleme zu lösen. Vielleicht ist das sogar das Geheimnis jeder guten Dissertation. Ich beschloß, die Ideen, Gefühle und Visionen, die mich ins Dritte Reich getrieben hatten, zum Thema meiner Dissertation zu machen und so Abstand zu ihnen zu gewinnen. So ist mein erstes Buch, das über »Die Konservative Revolution in Deutschland« (Dissertation 1949, Buchausgabe 1950), entstanden.

2.21 Zwei Sonderwege

Das Jahr 1949 war für mich ein »Jahr der Wende«. Drei Ereignisse bewirkten eine spürbare Normalisierung meines Lebens. Erstens bestand ich in Basel mein Doktorexamen und verschaffte mir dadurch eine Eintrittskarte in eine bürgerliche Existenz. Zweitens verwendete ich diese Karte sofort dazu, mich zu verheiraten (damals mußte man die künftigen Schwiegereltern noch um die Hand ihrer Tochter bitten). Drittens wanderte ich nach Deutschland aus, wo ich heute noch lebe.
Mein Weg war bis 1949 ein Sonderweg. Einen typisch schweizerischen Weg kann man ihn nicht nennen, auch nicht einen baslerischen. Ein deutscher Weg war es aber auch nicht. Meine Sicht der Dinge, um die es in diesem Buche geht — das Dritte Reich und seine Bewältigung — ist durch diesen meinen Sonderweg geprägt. Um dem Leser diese ungewohnte Optik verständlich zu machen, mußte ich die Kurven dieses Weges nachzeichnen, soweit es für das Thema etwas erbringt. Mit der Übersiedlung in die im Aufbau begriffene Bundesrepublik Deutschland war der Sonderweg zwischen Helvetia und Germania zu Ende, so daß ich von dem lästigen Zwang zu autobiographischer Kontinuität befreit bin (was gelegentliche biographische Streiflichter zur Verdeutlichung der Theorie ja nicht ausschließt). Als letzte Bemerkung in der Kontinuität erlaube ich mir die Feststellung, daß mir meine Frau bis heute in ihrer täglichen Gegenwart eine Verkörperung jenes Sonderweges bleibt: sie ist als Auslandsdeutsche in Basel geboren und aufgewachsen; den ersehnten Schweizerpaß erwarb sie sich, kurz ehe wir uns kennenlernten. Eine Brautwahl gehört wohl zu den (2.8) erwähnten Entscheidungen, die sich ihrer Natur nach der rationalen Begründung entziehen. Immerhin ließen sich dem Status der Braut durchaus auch rationale Einzelargumente abgewinnen. Mit ihrer strengen deutschen Erziehung unterschied sie sich von den schweizerischen Mädchen, die damals schon so verwöhnt waren, wie es die bundesrepublikanischen Mädchen heute sind. Und daß der zukünftige Schwiegervater ein mit dem E.K. ausgezeichneter Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges war (wovon er nicht

viel Gebrauch machte später), beeindruckte mich natürlich auch. Andererseits hatte es seinen Vorteil, daß die Braut bis in die Nuancen hinein die gleiche Mundart sprach wie ich und durch ihr Markgräfler Erbteil der gleichen Heimatlandschaft verbunden war. Das garantierte eine Verständigung gerade in den Nuancen.

So war ich also gewappnet für das Nachkriegsdeutschland in seiner westlichen Ausgabe. Zunächst schien alles glatt zu gehen. Ich war Ernst Jünger im August 1946 durch einen längeren Aufsatz aufgefallen, den ich über ihn in der damals sehr weit tragenden Zürcher Wochenzeitung »Weltwoche« schreiben konnte. Es war der erste Text in deutscher Sprache nach 1945, in dem er weder beschimpft noch geschulmeistert wurde; er trug mir bald die persönliche Bekanntschaft mit ihm und seinem Bruder Friedrich Georg Jünger ein. Ende 1948 siedelte Ernst Jünger von der britischen in die französische Besatzungszone um, weil er dort Publikationserlaubnis hatte. Als er mich dann fragte, ob ich ihm als sein Sekretär bei der Bewältigung der zu erwartenden Papierflut helfen wolle, schloß ich überstürzt mein Studium ab (über die Tragikomödie meiner »Promotion in Basel« berichte ich in meinem Buch »Tendenzwende für Fortgeschrittene«, München 1978) und zog 1949 zu ihm nach Oberschwaben. So aufregend es war, Sekretär dieses Autors zu sein, dessen frühe Bücher ich, wie so viele meiner Generation, wie im Rausch gelesen hatte — nach vierjähriger Famuluszeit mußte ich allmählich daran denken, meinen eigenen Haushalt zu gründen. Die Ausnahmesituation als Sekretär eines großen Mannes hatte mir jedoch verdeckt, daß das in der jungen Bundesrepublik Deutschland gar nicht so einfach war für mich.

An sich war die Situation damals für junge Intellektuelle aus der Schweiz recht günstig in der Bundesrepublik. Voraussetzung war jedoch, daß der Kandidat von jenseits des Rheins die in der Schweiz geltenden Werte deutlich, wenn auch nicht allzu penetrant, vertrat. Dann eignete er sich für die betreffende Universität, den Verlag, die Zeitung ausgezeichnet als Alibi: er war der lebendige Beweis dafür, daß man nun auch zu den guten Menschen gehörte. Damit konnte ich ja nun gar nicht dienen. Im Gegenteil. Mein Ende 1949 im westdeutschen Buchhandel erschienenes Buch

über die »Konservative Revolution« war nach der Niederlage der erste Versuch einer Ehrenrettung der deutschen Rechtsintellektuellen und zwar derjenigen, die sich weder mit »ich bin ja nur katholisch-konservativ« noch mit »ich bin ja nur liberal-konservativ« in Sicherheit bringen konnten.

Der Erfolg dieses Buches hatte mir ein wenig die Sicht getrübt. Ich wurde mit einer Flut von Rezensionen, von zögernder Zustimmung bis zum Verriß, überschüttet wie später nie mehr bei einem meiner Bücher. Offensichtlich hatte ich einen Nerv getroffen. Es hätte mich hellhörig machen müssen, daß kaum einer etwas Positives zu sagen wagte, ohne vorher zu betonen, daß es sich um einen schweizerischen Verfasser und eine an einer schweizerischen Universität angenommene Dissertation handle. Ich war plötzlich bekannt geworden — aber eben auch mit dem Etikett versehen »Achtung: befaßt sich mit Dingen, von denen man besser nicht sprechen sollte«. Zudem hatte ich mir eine Fraktion der Rechten, die Katholisch-Konservativen, zum Feind gemacht mit meiner Behauptung, ein konsequenter Christ müsse notwendig auf der Linken landen. Das klang damals, mitten in der Adenauer-Zeit, natürlich völlig hirnrissig. Heute, 40 Jahre später, stehe ich recht anders da: heute rekrutieren sich die letzten wirklich überzeugten Linken aus den beiden Kirchen...

Der Mißerfolg meiner Versuche, an der Universität Fuß zu fassen, machte mir meine Lage klar. Hans Rothfels, mit der Unbefangenheit des eben erst aus den USA zurückgekehrten Emigranten, wollte mir zu einem Habilitations-Stipendium verhelfen und mich unter seine Fittiche nehmen. Einige Monate später mußte er mir enttäuscht mitteilen, daß er nichts mehr unternehmen könne: Gerhard Ritter und Franz Schnabel, die beiden Alten Herren des Fachs Neuere Geschichte, hätten mich in ihren Gutachten in der Luft zerrissen. Ich mußte mich damit abfinden, daß ich in die Lage des Mannes geraten war, dem man allenfalls zwischen Tür und Angel zuflüstert »Ich bin ja ganz Ihrer Meinung«, mit dem man aber möglichst nicht gesehen werden möchte. Eine Lehre war mir auch, daß das Buch über die »Konservative Revolution« zwar ein Medien-Erfolg, aber kein geschäftlicher Erfolg war. Es wurde

anscheinend hauptsächlich in Rezensionsexemplaren gelesen. Ein Teil der ersten Auflage blieb liegen. Ich hatte wenig Chancen, mit meinen Ideen von meinen Büchern leben zu können.
In dieser Lage erreichte mich ein Angebot der nonkonformistischen Zürcher Tageszeitung »Die Tat«, dem Organ des »Migros«-Gründers und Reformers Duttweiler, als ihr Frankreichkorrespondent nach Paris zu gehen. Die Zeitung hatte mit der Bestallung heimatloser Linker zu Auslandskorrespondenten, etwa mit der von Herbert Lüthy oder der von F. R. Allemann, gute Erfahrungen gemacht. Nun wollte sie es also mit einem heimatlosen Rechten versuchen. Ich nahm das Angebot an. Von meinen beiden Bossen, Chefredakteur Erwin Jaeckle und dem Feuilletonchef Max Rychner, erfuhr ich später, daß es sich um eine Art Komplott gehandelt hatte. Sie waren der Meinung, es gehe nicht an, »daß der Mohler bloß Deutschland kennt, er muß merken, daß es auch anderes gibt in der Welt«. Als Schutzpatrone für diese Operation hatten sie zwei schweizerische Kulturpotentaten gewinnen können: Carl Jakob Burckhardt und den als Rundfunkkommentator während des Zweiten Weltkrieges berühmt gewordenen Historiker Jean-Rodolphe von Salis. Die beiden Herren versprachen, sozusagen für mich zu »bürgen«, wenn es wegen meiner Anstellung bei dem Zürcher Blatt Krach geben sollte. Die Feuerwehr war aber gar nicht nötig — es ging alles ganz undramatisch zu. Ich saß von 1953 bis 1961 für die »Tat«, von 1955 bis 1960 auch für die Hamburger »Zeit« als Korrespondent in Paris, lernte Frankreich von Grund auf kennen und habe das nie bereut.
Natürlich war der Hintergedanke dieses freundschaftlich gemeinten Komplotts meiner älteren Landsleute, den allzu germanisierten Landsmann auf dem Umweg über Frankreich wieder in die Schweiz zurückzuholen. Die acht Jahre in Frankreich wurden denn auch ein zweiter »Sonderweg« für mich, aber nicht in der geplanten Richtung. Er bestärkte mich vielmehr in meinem Weg nach Deutschland. Die Franzosen sind in allem — in ihrem Denken und Fühlen, in ihrem alltäglichen Verhalten, in ihrer Politik — das genaue Gegenteil der Deutschen. Nach einem Jahr Leben in Frankreich sagte ich mir: Frankreich ist von Deutschland so ver-

schieden wie China. Das lange Leben unter Franzosen lehrte mich zweierlei. Erstens: daß ich meiner ganzen Struktur nach zu Deutschland gehörte. Zweitens: daß ich die Defizite dieser meiner Struktur am besten im Spiegel der französischen Andersartigkeit erkennen konnte. Vermutlich geht es den Franzosen in umgekehrter Richtung genau so. Deshalb bilden die beiden Länder das einzige Paar, das Europa wirklich eine Form geben könnte. Aber nur, wenn kein Deutscher sich der Illusion hingibt, je ein Franzose werden zu können. »Und umgekehrt« brauche ich gar nicht zu sagen: auf die Idee käme kein Franzose. Vive la différence!
Das Erlebnis Frankreich gab mir erst die Unbefangenheit, mich nach meiner Rückkehr in die Bundesrepublik 1961 in den Kampf gegen den Bewältigungs-Rummel zu stürzen. Ich hatte in Frankreich gelernt, was Politik ist. Ich verfolgte dort fasziniert, wie konsequent die Franzosen auf politische Probleme politisch reagierten — nicht theologisch-philosophisch, nicht moralisch, nicht nach den Klatschspalten der auch bei ihnen blühenden Boulevardpresse. Sie quittierten freundlich lächelnd ihr Image als »Cartesianer« und wußten doch haargenau, wann ein Gedanke in Gefahr kam, ad absurdum geführt zu werden. Sie nützten die jahrhundertelang gepflegte Kunst der schönen Rede, um hinter einem Vorhang von Worten mit einer paradoxen Situation zu leben, für die es eben keine »Lösung« gab. Sie konnten sich eine sehr zynische Anthropologie leisten, weil sie diese elegant zu formulieren wußten. Als ich den Posten in Paris antrat, gab mir Carl Schmitt den Hinweis auf den »oubli du passé« (das Vergessen der Vergangenheit) mit. So nennt man in Frankreich einen Verfassungsparagraphen, der zwar 1791 die Schreckensherrschaft der Revolution nicht mehr bremsen konnte, aber dann nach der Wiederherstellung des Königtums 1814 als Artikel 11 in die Verfassung aufgenommen wurde: »Jede Nachforschung nach den Meinungen und Stimmabgaben bis zur Wiederherstellung des Königtums ist verboten. Dieses Vergessen ist auch den Gerichten und den Bürgern auferlegt.« Diese Bestimmung trug so viel zur inneren Befriedung bei, daß sie nach der Julirevolution mit unverändertem Wortlaut als Artikel 10 in die Verfassung von 1830 übernommen wurde. Und ich erlebte zu meinem Erstaunen in der politischen Praxis der 50er

Jahre, daß die Franzosen unter dem Schock des Blutbades von 1944/45 eine Amnestie-Gesetzgebung ausgearbeitet hatten, die zwar aus unendlich vielen Einzelbestimmungen bestand, aber auf denselben »oubli du passé« hinauslief.
Die »politische Begabung« der Franzosen ist die Frucht der harten Erfahrung einer über Jahrhunderte sich hinziehenden Kette von Bürgerkriegen. Einer der ersten Präsidenten der Bundesrepublik hat bedauert, daß die deutsche Geschichte so wenig Bürgerkriege (er sprach von »Revolutionen« und »Aufständen«) aufzuweisen habe. Er übersah das Phänomen des nach innen, in die Seele des Einzelnen verlagerten Bürgerkrieges, zu dem er, als erster in seinem Amt, reichlich beigetragen hat. Seit ich unter den in ihrer Identität fast bis zur Arroganz sicheren Franzosen lebte, spürte ich auf meinen Reisen durch die Bundesrepublik empfindlicher als früher, wie viele Deutsche ihr Heil in der frenetischen Preisgabe ihrer Eigenart suchten. Ich hatte nun genug gelernt in Frankreich, wollte dorthin zurück, wo ich für mich eine Aufgabe sah. Und so gut die französischen Schulen auch waren — meinen beiden schulpflichtig gewordenen Söhnen, die in der Spannung zwischen alemannischer Mundart und deutscher Hochsprache lebten, wollte ich in eine deutsche Schule schicken. Französisch konnten sie später, wenn sie ihrer eigenen Sprache sicher waren, immer noch lernen. (Heute geht der eine von ihnen in der Bundesrepublik, der andere in der Schweiz seinem Beruf nach.)
Den Weg zurück in die Bundesrepublik fand ich über die Industrie. 1961 trat ich in eine wissenschaftliche Stiftung des Hauses Siemens in München ein, deren Leitung ich 1964 übernahm; bis zu meinem Ausscheiden im Jahre 1985 baute ich sie zu einer Brücke zwischen Wirtschaft und der Wissenschaft aus. Das war keine Sinekure in dem durch die Kulturrevolution geschaffenen Klima. Doch das gehört nicht in dieses Buch. Die politische Publizistik führte ich weiter, soweit mir dazu Zeit verblieb. Die machte mich erst zögernd, dann vehement zu einem Objekt der Bewältigungsindustrie. Mit einigen Ausschnitten aus dem Bewältigungs-Alltag eines politischen Schriftstellers schließe ich den ersten Teil des Buches ab, der die VB im Spiegel meiner persönlichen Erfahrung vorführt.

2.22 Hürdenläufe politischer Publizistik

Bald nach meiner Rückkehr in die Bundesrepublik 1961 begann ich zu spüren, daß das geistige Klima sich langsam, aber stetig zu ändern begann. Es war wie eine Schraube, die behutsam angezogen wird. Der beherrschende Einfluß der Kriegsgeneration begann sich zu lockern. Die Heimkehrer von der Front, die Überlebenden der Bombennächte hatten gewiß manche Dissonanzen, manche Verstiegenheiten in die geistigen Auseinandersetzungen eingebracht. Aber diese Kriegsgeneration hatte einen großen Vorzug: sie machte es sich nicht zu leicht. Heute, fast ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende, kommt es einer Tabuverletzung nahe, zu fragen, was die Not im Menschen bewirkt. Der ungeheure Druck, unter dem jene Generation stand, stumpfte sie keineswegs ab; die tägliche Konfrontation mit der unlösbaren Paradoxie aller menschlichen Existenz machte sie vielmehr sensibel, aufgeschlossen, differenziert. Sie war von der gleichen verhaltenen Intensität, die mich bereits 1942 im Dritten Reich an so vielen Deutschen, Frauen und Männern, überrascht und fasziniert hatte.
Aus Abstand sehen wir heute, daß die entscheidende Zäsur nicht 1945 war — sie liegt irgendwo Mitte der sechziger Jahre, war weniger spektakulär als der 8. Mai 1945, dafür aber folgenreicher. Doch davon handelt die zweite Hälfte dieses Buches. Seine erste zeigt, ausgehend von persönlichen Erfahrungen, aus welcher Sicht in der zweiten Buchhälfte Drittes Reich und VB gesehen werden. In diesen Zusammenhang gehört natürlich auch meine Erfahrung der 60er Jahre, in denen ich aus einem Beobachter der VB zu einem ihrer Objekte wurde. Zwar hatte mir mein erstes Buch, die »Konservative Revolution« von 1950, bereits den Ruf eines sogenannten »Querdenkers« eingebracht. Aber in der Gründergeneration der Bundesrepublik wußte man noch, daß eine Gesellschaft der Querdenker bedarf, wenn sie nicht versteinern will; zudem kam mir damals eine gewisse Narrenfreiheit als Schweizer zugute. In den 60er Jahren war einer Anzahl von Symptomen abzulesen, daß mein »Schweizer Bonus« nicht mehr lange gültig sein würde.
Mein erstes Buch nach der Rückkehr aus Paris stand außerhalb der

Kontroverse: »Die Fünfte Republik« (1963) war eine Analyse von de Gaulles Staat; ich konnte mit ihr noch in einem der führenden Verlage der Bundesrepublik (Piper) erscheinen. Mit dem nächsten Buch, »Was die Deutschen fürchten« (1965), griff ich dann direkt in die innerdeutschen Auseinandersetzungen ein; mein Eintreten für Franz Josef Strauß, dessen Verteufelung damals schon perfekt war, erweckte Unwillen. Mit diesem Buch war ich bei einem konservativen Verlag (Seewald) untergekommen, der sich dank der Abstützung durch die CDU/CSU und mit taktischem Geschick gerade noch innerhalb der Toleranzzone halten konnte. Eine Taschenbuchausgabe bei Ullstein (1966) erweiterte den Einzugsbereich des Bandes allerdings beträchtlich — was wiederum den Unwillen der Meinungsmacher verstärkte. Unvergeßlich ist mir ein Zwischenfall bei einem Vortrag, den ich damals in Bonn vor einer größeren politischen Runde zu halten hatte. In einem Anfall von Bequemlichkeit begann ich einen etwas gewagten Satz mit »Ich als Schweizer ...« wurde aber durch ein gemütliches »Ha-ha-ha« in absteigendem Baß unterbrochen. In den Augen einiger der vor mir sitzenden Herren blinkte es verständnisinnig. Von da an habe ich diese allzu bequeme Finte nie mehr verwendet. Jenes »Ha-ha-ha« hatte getönt wie »Warte warte, nur ein Weilchen ...« Das Hackebeilchen kam 1967.

Kurt Ziesel war damals in seinem unermüdlichen Kampf gegen das Meinungsmonopol auf eine neue Idee gekommen. Er war es, wie so viele andere, leid, daß die bundesrepublikanischen Kulturpreise stets innerhalb des gleichen engen Personenkreises reihum verteilt wurden. Dem sollte die von ihm gegründete »Deutschland-Stiftung« abhelfen. Es gab schon etliche Institutionen dieser Art, doch keine hatte sich durchsetzen können. Aber Ziesel hatte es geschafft, den Großen Alten Mann der westdeutschen Politik, Konrad Adenauer, als Patron der Stiftung zu gewinnen. Jährlich sollten drei »Konrad Adenauer-Preise« an unabhängige Köpfe vergeben werden und Adenauer war bereit, sie persönlich den ersten Preisträgern in der Aula der Universität München zu überreichen (es wurde sein letzter öffentlicher Auftritt). So etwas konnte nicht totgeschwiegen werden. Es würde also wohl einen Riesenkrach geben; schon un-

klare erste Gerüchte über die Adenauer-Preise hatten drohendes Grollen in den Winkeln geweckt.
Kurt Ziesel wollte den zu erwartenden Ausbruch gegen seine Monopolbrecherei elastisch auffangen. Er hatte sich die Wahl der ersten Preisträger genau überlegt: mit dem Juden Ludwig Freund (Wissenschaftspreis), dem Christen Bernt von Heiseler (Dichterpreis) und dem Schweizer Mohler (Publizistikpreis) konnte eigentlich nichts schiefgehen. Bei Freund ging die Rechnung auf, bei dem gütigen Christen Heiseler nur zur Hälfte, bei mir gar nicht: ich wurde zum ersten Male Objekt einer Hexenjagd, und sie zog sich über ein Jahr hin. Ich kann dem Leser die Details über diese Kampagne ersparen, die zum Teil auf das Niveau einer Schmierenkomödie herabsank: es liegen darüber ein Dokumentationsband der Deutschland-Stiftung und ein doppelt so dicker Band der Gegner dieser Stiftung vor. Aufschlußreich ist jedoch die Rolle der VB in dieser Affäre.
Die Initialzündung zu dieser Hexenjagd ging, wie bei allen späteren Hexenjagden gegen mich, von katholischer Seite aus; die Linke sprang dann jeweils auf den fahrenden Zug auf. Adenauers Leibjournalist, Paul Wilhelm Wenger, war tief beleidigt: »Wenn einer einen Adenauer-Preis für Publizistik verdient hat, dann ich — ich habe mein Herzblut für Adenauer gegeben. Mohler hat nichts für ihn getan!« Mit letzterem hatte Wenger nicht so unrecht, aber es ging ja nicht um einen Preis für Adenauer-Publizistik, sondern um einen Adenauer-Preis für Publizistik. Seine Waffen gegen mich hatte er jedoch ungeschickt gewählt: er suchte meinen Schweiz-Bonus mit Tatsachenbehauptungen zu entwerten, die sogleich durch amtliche Dokumente widerlegt werden konnten: ich war kein Deserteur, war nicht aus der schweizerischen Armee ausgestoßen worden und so fort. Aber Ziesel, der die einschlägigen Erfahrungen bereits hinter sich hatte, warnte mich: »Sie sind noch nicht durch. Wenn die in Ihrem Leben nichts finden, womit man Sie abschießen kann, so suchen sie in Ihren Büchern nach einer Seite, mit der man Sie zum Nazi stempeln kann. Gibt es da etwas, was dafür herhalten könnte?« Ich antwortete, ohne lange nachdenken zu müssen: »Nicht daß ich wüßte!«

Ein paar Tage später war der Schuß raus. Kurt Ziesel rief an: »Es wird behauptet, Sie hätten in ›Was die Deutschen fürchten‹ die umgebrachten Juden als Tiere beschimpft.« An der angegebenen Seitenzahl las ich: »... ebenso peinlich war es, wenn junge Deutsche, die das Dritte Reich bloß vom Hörensagen kennen, das taten. Sie türmten die Kadaver der Juden, die nicht für sie gestorben waren, als Wall um sich auf, um Feldvorteil zu haben.« Erst wußte ich gar nicht, wie der Vorwurf gemeint war. Mein Schwiegervater klärte mich auf: »Ach, wieder einmal das alte Mißverständnis mit den ›Kadavern‹. Die französische Propaganda hat den Deutschen bis tief in die 20er Jahre hinein vorgeworfen, sie hätten im Ersten Weltkrieg aus toten Menschen Seife fabriziert. Sie hatten nämlich in der deutschen Presse von der ›Kadaververwertung‹ zur Herstellung von Seife gelesen, wußten aber nicht, daß in Norddeutschland das Wort Kadaver nur noch für Tierleichen verwendet wird. Die Seife wurde natürlich aus toten Schweinen gemacht. Die Franzosen wissen aber noch, daß das lateinische Wort cadavre einfach ›der Leichnam‹ heißt. So ist es auch bei uns im Badischen und in der Schweiz.«
Bevor der Bayerische Kultusminister Hundhammer im Landtag eine SPD-Interpellation über die Adenauer-Preise beantwortete, fragte er einen französischen General, der ihn besuchte, welches der französische Name für eine menschliche Leiche sei. »Un cadavre«, antwortete der General. Der Presse-Referent der israelischen Botschaft in Bonn sagte, er sei auch Mohlers Meinung, daß die Juden nicht gestorben seien, damit Deutsche mit ihnen Politik machten. Zu fragen sei allerdings, ob sich Mohler nicht ein weniger mißverständliches Bild hätte wählen sollen. Adenauer, der Große Alte Herr, um seine Meinung über die Preisträger befragt, antwortete: »Ach die Preisträger, die waren nich so wichtich — dat war 'ne schöne Feier.« (Seine Rede, die letzte seines Lebens, war in eine ergreifende Würdigung der Rolle der Polizei in unserer Gesellschaft ausgeklungen.)
All diese Abwiegelungen änderten aber nichts daran, daß die Koppelung eines Adenauer-Preisträgers mit toten Juden die gewünschte Wirkung hatte: jegliche Auseinandersetzung über die Adenauer-Preise wurde in einer Schwemme von Hysterie ertränkt.

Die Preisverleihung des nächsten Jahres mußte als geschlossene Veranstaltung auf eine Insel in einem bayerischen See verlegt werden. Was mich betraf, so hatte die Hexenjagd mir einen Doppelgänger an die Seite gestellt, der sich aus gefälschten oder aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten aus meinen Büchern zusammensetzte. Leute, die nie einen Buchstaben von mir gelesen hatten, distanzierten sich zum Erweis ihrer Rechtgläubigkeit von diesem Popanz, in dem ich mich nicht wiedererkennen konnte. Meine Großverleger wußten sofort, was zu tun war. Im Ullstein-Verlag, der eben eine zweite Auflage meines glänzend laufenden Taschenbuchs »Was die Deutschen fürchten« gedruckt hatte (das 32. Tausend der Gesamtauflage war erreicht), entfernte mich Verlagschef Wolf Jobst Siedler sogleich aus dem Verlagsprogramm. Piper mußte ich durch den Richter zum Widerruf einer gegen mich gerichteten Verleumdung aus dem Wengerschen Vorrat zwingen, die er in eines seiner neuen Bücher aufgenommen hatte. Offensichtlich hielt er es für unnötig, zunächst seinen Verlagsautor Mohler zu fragen, was es mit dieser Verleumdung auf sich habe.
Dieses Jahr 1967 war für mich ein Jahr der Wende wie 1949. Es war zunächst das Jahr meiner »Ausgrenzung« aus der öffentlichen Meinungsbildung; ich war von nun an auf einen rechten Samisdat-Weg angewiesen. Zugleich war es das Jahr meiner Aufnahme in die akademische Gemeinschaft. Den Versuch einer Habilitation an der Universität München hatte ich bald aufgegeben; in den für mich in Frage kommenden Fächern war Voraussetzung, daß man entweder schwarz oder rosarot war — Schwarz und Rosarot (Linksliberal) verteilten alternierend die Posten untereinander. So war ich denn nach Innsbruck ausgewichen und hatte mich dort an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät mit 46 Jahren nochmals einer Examensprozedur unterzogen (für meinen bürgerlichen Beruf als Leiter einer wissenschaftlichen Stiftung war die Habilitation erwünscht). Ein paar Tage vor dem Adenauer-Preis erteilte mir das Kultusministerium in Wien die Venia legendi für das Fach »Wissenschaft von der Politik« (und zwar als Ersthabilitiertem in Österreich für dieses neue Fach). Ein paar Tage nach der Feier mußte ich mich einer dringenden Operation unterziehen, die ich wegen der

Preisverleihung aufgeschoben hatte. Es wurde mir — Spätfolge jener Tuberkulose der Kriegszeit — eine komplette, aber nicht mehr funktionierende Niere entnommen. Wirklich ein einschneidendes Jahr.
Etwas Gutes hatte die Operation allerdings. Erst der Ätherduft der Klinik, dann die Erholungskur auf dem Lande ersparten mir viele häßliche Einzelheiten in dem um mich veranstalteten Wirbel. Während Kurt Ziesel wie ein Löwe für mich kämpfte, nahm ich nur in Fetzen wahr, was um mich herum vorging. Zweierlei drang mir allerdings empfindlich unter die Haut. Das eine war das Verhalten der Ordinarien der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät in Innsbruck, die dem Kultusminister einige Wochen zuvor einstimmig meine Habilitation vorgeschlagen hatten. Als die Kampagne gegen mich blitzschnell nach Österreich übergegriffen hatte, distanzierte sich die schwarze Ordinarienmehrheit sogleich von mir oder ging auf Tauchstation; zu ihrem Votum standen nur noch der »Rote« der Fakultät (ein praktizierender Katholik) und der Deutschnationale. Übrigens war ich keineswegs von letzterem zur Habilitation aufgefordert worden (er gab seinen Widerstand gegen »einen schweizerischen Dozenten« erst auf, als er etwas von mir gelesen hatte). Der Anstoß war vielmehr von einem der schwarzen Ordinarien gekommen, der damals Minister in Wien war. Er kannte Bücher von mir und drängte mich zur Habilitation, weil er »das neue Fach Wissenschaft von der Politik nicht ausschließlich in linken Händen« sehen wollte. Nun flatterte mir, mit anderen Zeitungsausschnitten, ein Interview meines »Habilitationsvaters« zum »Fall Mohler« aufs Krankenbett. Auf die Frage, ob es stimme, daß ich mich bei ihm habilitiert hätte, antwortete mein Schutzherr, das sei nicht möglich — man könne sich nur bei einer Fakultät als Ganzem habilitieren. Doch der Interviewer ließ nicht locker: ob er denn dafür oder dagegen gewesen sei? Antwort des Ministers: »Genügt es Ihnen, wenn ich sage, daß ich nicht dagegen gewesen war?«
Das zweite, was mich damals beschäftigte, war die Frage, ob man sich gegen eine mit dem Instrumentarium der VB vorgetragene Kampagne mit eben diesem Instrumentarium wehren dürfe. Die Meinungen darüber waren im Umkreis der Deutschland-Stiftung

geteilt. Mir leuchtete Kurt Ziesels Meinung ein, daß man gegen die zahlreichen Hitler-Lobredner von einst, die sich nun durch ebenso eifrige Bewältigerei auf Kosten Dritter eine weiße Weste verschaffen wollten, diesen Knüppel schwingen müsse. In einem Falle weiß ich, daß mir eine Intervention dieser Art etwas Luft verschaffte. Zur allgemeinen Überraschung machte die in Bayern den Meinungsmarkt beherrschende »Süddeutsche Zeitung« die Kampagne gegen die Adenauer-Preisträger nicht mit, obwohl sie in ihrer gewohnten Linie gelegen hätte. Sie beschränkte sich auf einige ironische Glossen. In einem Konkurrenzblatt konnte man lesen: »... Als dem Chefredakteur der SZ, Hermann Proebst, bedeutet wurde, es könnten ohne weiteres lärmende Lobeshymnen aus seiner Feder auf Hitler und sein Reich veröffentlicht werden, untersagte er sämtliche Angriffe auf die Konrad-Adenauer-Preisträger.« (»Die Deutschland-Stiftung/Eine Dokumentation«, Würzburg 1967, S. 91)
Die erste Hexenjagd ist schlimm. An die späteren gewöhnt man sich dann. Die bisher letzte mußte ich 1982 über mich ergehen lassen. Sie wurde ausgelöst durch einen von mir verfaßten Hörfunktext »Begegnungen mit der französischen Rechten«, der am 12. Januar vom Südwestfunk im Rahmen einer kurzen Reihe über die französische Rechte ausgestrahlt wurde. Es lohnt sich, auf die mit dieser Sendung verbundene Hexenjagd einzugehen, weil sie einige Feststellungen über die Entwicklung der VB zwischen 1967 und 1982 erlaubt. Auffällig ist zunächst dieses: 1967 hatte man kritisiert, was ich geschrieben hatte; 1982 hingegen brach ein Sturm los, weil ich etwas nicht geschrieben hatte. In meiner Sendung kamen nicht nur die traditionalistische französische Rechte von einst und die Neue Rechte (Nouvelle Droite) von heute vor. Ein Teil der Sendung war einer dritten Art von »französischer Rechten« gewidmet, von der ich während meiner acht Frankreich-Jahre noch zahlreiche Vertreter kennengelernt hatte: jene Rechte, die sich im Krieg in Hitlers »Neues Europa« einzufügen suchte und sich vor allem in jenen Freiwilligen verkörperte, die in deutscher Uniform an der Ostfront eingesetzt waren.
Es hat mir 1982 niemand vorgeworfen, ich hätte diese spezielle französische Rechte falsch dargestellt. Man weiß in der Bundesrepublik

ja auch kaum etwas über diese Franzosen, die in einer schweren Zeit freiwillig das Schicksal der Deutschen teilten. Das, was die Leute aufbrachte, war wohl gerade, daß ich diese Franzosen sachlich, ohne Beschönigung oder Verzerrung, dargestellt hatte und sie nicht moralisierte. Was mir ja auch nicht zustand, nachdem ich mir 1942 dasselbe vorgenommen, aber nicht durchgeführt hatte. 1982 entlud sich gegen mich ein unartikulierter Haß: ich sei in meiner Sendung nicht auf »die Verbrechen« eingegangen. Wobei nicht klar wurde, ob deutsche oder französische oder gar deutsch-französische Verbrechen gemeint waren. Ich hatte mich einem der wichtigsten und längst zur Gewohnheit gewordenen Bewältigungs-Ritual nicht unterworfen: es darf keine Aussage über das Dritte Reich gemacht werden, ohne daß in regelmäßigen Abständen, einer Gebetsmühle gleich, von »den Verbrechen« gesprochen wird.
Hinzu kommt, daß französische Zeitgeschichte in ihrer Verflechtung mit deutscher Zeitgeschichte nichts für Liebhaber »klarer Verhältnisse« ist. Gerade wenn dabei von Verbrechen die Rede ist, findet nur der Spezialist noch durch. Frankreich hat eine ungleich stärkere Tradition des Antisemitismus als Deutschland — es ist ja der Erfinder des modernen Rassenantisemitismus. So halfen denn Franzosen eifrig mit bei der Deportierung französischer Juden nach dem Osten. Die daran beteiligten Gruppen gehörten jedoch der traditionalistischen Rechten an, die stets deutschfeindlich war und dies bis heute geblieben ist (auch wenn sie das in dem von ihr getragenen Vichy-Staat nicht offen zeigen konnte). Die Juden waren für sie nicht erst seit der Dreyfus-Affäre ein Vortrupp der deutschen Soldaten; für sie war das Feindbild eine Judenkarikatur unter preußischer Pickelhaube. Jene andere französische Rechte aber, die ich sträflicherweise nicht moralisieren wollte, hatte sich ja von den alten Feindbildern der traditionalistischen Rechten längst gelöst. Und es ist mir kein Dokument bekannt, in dem französische Freiwillige in deutscher Uniform der Teilnahme an sogenannten »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« überführt oder auch nur bezichtigt worden wären. Ein irritierendes Phänomen sind sie allerdings. Als 1945 der letzte deutsche Soldat bereits kapituliert hatte, kämpften noch Franzosen (und eine dänische Einheit) in Berlin. Wie sehr

sie gerade auch ihre eigenen Landsleute irritierten, zeigt das Verhalten des französischen Generals Philippe Marie de Hautecloque genannt Leclerc, der nach seinem Tod noch in den Rang eines Marschalls von Frankreich erhoben wurde. Als ihm bei Kriegsende in Bad Reichenhall einige junge Franzosen vorgeführt werden, die in deutscher Uniform gefangen worden waren, fährt er sie wegen dieser Uniform an. Einer von ihnen wagt zu sagen: »Mon général, Sie tragen amerikanische Uniform!« Worauf Leclerc, rot vor Zorn, befiehlt: »Erschießt sie!« Was sofort, ohne Urteil, geschieht. Vier Jahrzehnte später ist am Tatort eine Erinnerungstafel angebracht worden. Ob von Franzosen oder von Deutschen, ist uns nicht bekannt. Auf jeden Fall von Leuten, die es sich mit der Bewältigung der eigenen Geschichte nicht zu leicht machen.
Die zweite Erfahrung, die ich bei dieser Hexenjagd von 1982 machte, war, daß der Bewältigungsbetrieb sich bereits im Stadium der »Pawlowisierung« befand. Das Argumentieren war lange schon vom bloßen Moralisieren abgelöst — nun mußte das Moralisieren dem Auslösen des bedingten Reflexes weichen. Ein primitiver Wegelagerer-Journalismus machte sich daran, durch schockartige Signale die Leser wie eine Herde in eine bestimmte Richtung zu treiben. Ein Musterbeispiel dafür war die Art, wie Fritz J. Raddatz in der »Zeit« vom 22. Januar 1982 in die Hexenjagd einstieg. Sie war ihm die erwünschte Gelegenheit für eine Retourkutsche. Ich hatte ihn kurz vorher in der »Welt« zweimal scharf kritisiert — es war sein gutes Recht, zurückzuschlagen. Die literarische Kritik genügte ihm jedoch nicht. Er wollte den Bewältigungshammer schwingen, mit dem man seinen Gegner mühelos zur Unperson stempeln kann. Darin behinderte ihn der Umstand, daß ich fünf Jahre lang der Pariser Korrespondent der »Zeit« gewesen war (bis ich 1960, zum Mißvergnügen der »Zeit«-Redaktion zu einem Blatt wechselte, das meine Pariser Berichte nicht umschrieb). Raddatz waren also die Hände gebunden, weil er nun Mitglied der »Zeit«-Redaktion war, die damals fünf Jahre lang nicht bemerkt hatte, daß sie in Paris durch einen Unmenschen vertreten wurde.
Doch ein wendiger Mann findet aus jeder verzwickten Situation einen Ausweg. Raddatz erfand den Salto rückwärts in Sachen Bewäl-

tigung. Zunächst stellte er mir, um seiner Redaktion nicht zu schaden, einen veritablen Persilschein aus: »Was also ist Mohlers Position, die man verteidigen oder bekämpfen kann — die zu äußern aber sein Recht sein sollte? Mit Sicherheit nicht die eines ›Nazi‹. Das zu Tode gerittene Wort sollte, außer zur historischen Positionsbestimmung, also: in Polemiken mal eine Weile aus dem Verkehr gezogen werden. Dieser Vorwurf — auch der des ›Faschisten‹ — gegen Mohler ist ressentimentgeladen, unsauber. Das inzwischen justitiable Wort ›Auschwitzlüge‹ habe ich bei ihm nicht gefunden. Und sein Wort vom ›Bewältigungsrummel‹ — denkt man an die Schmalzsäule ›Holocaust‹ — ist so falsch nicht.« Das war der Schreiber Raddatz. Was aber tat Raddatz als Feuilletonredakteur der »Zeit« (von diesem Posten wurde er erst drei Jahre später nach seiner Entlarvung als Plagiator verjagt)? Er setzte über seinen Artikel ein 16 × 21 cm großes Foto mit insgesamt 9 Hakenkreuzen, dazu einen Stahlhelm, einen Dolch und Handfeuerwaffen. Dem Artikel selbst aber gab er in Vollfett den Titel »Vier schäbige Juden«. Das war ein Zitat von Charles Maurras (dem Vater der zitierten traditionalistischen Rechten in Frankreich!), das bei mir gar nicht vorkommt, mir auch gar nicht bekannt war . . .

Die Strategie von Raddatz war klar. Erstens war diese Denunziation durch Bild und Fettdruck nicht einklagbar — vorsichtshalber hatte mir Raddatz ja jenen Persilschein ausgestellt. (Allerdings in der vierten Kolumne seines unendlich langen Artikels versteckt.) Zweitens war klar, daß die Mehrzahl der »Zeit«-Leser sich mit dem suggestiven Foto, dem noch suggestiveren Titel und allenfalls noch den ersten 20 Zeilen des Artikels begnügen würden. Die Rechnung ging glatt auf. Am 12. März 1982 meldete die »Allgemeine jüdische Wochenzeitung«, daß Heinz Galinski, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, vor »dem antisemitischen Agitator der zwanziger Jahre, Armin Mohler« gewarnt habe. Zwar wies ihn der Südwestfunk gleich darauf hin, daß Mohler 1920 geboren sei. Man hatte aber bis zum 14. Mai auf einen »Widerruf« von Herrn Galinski zu warten: es handle sich um einen Irrtum, es sei — Alfred Rosenberg gemeint gewesen. Aber entschuldigt hat sich niemand bei mir.

Inzwischen hatte die Hexenjagd auch ihre Auswirkungen in mei-

nem Berufsleben. In der Stiftung, die ich leitete, saß ich seit 1980 an einer von mir konzipierten wissenschaftlichen Unternehmung; 1981 hatte ich einen renommierten Wissenschaftler als »Ko-Produzenten« gewinnen können. Anfang 1982 war die Programmierung abgeschlossen, jeder von uns hatte ungefähr die Hälfte der Mitarbeiter eingebracht; der Professor und ich sollten das Unternehmen gemeinsam zeichnen (er an erster Stelle, schon wegen des Alphabets). Dann brach die Hexenjagd aus. Wie bei jeder Hexenjagd blieb mir nur übrig, mich zu ducken; keines der Medien käme mir zur Hilfe, hohe Gerichtskosten konnte ich mir nicht leisten. Der Professor begriff meine Situation sofort. Er stellte mir kühl ein Ultimatum: mit Rücksicht auf seine Karriere könne er nicht mit mir zusammen zeichnen (»ob das Ihnen Vorgeworfene nun stimmt oder nicht«); wenn ich nicht verzichte, ziehe er sich zurück. Ich verzichtete wohl oder übel — der Professor ist heute einer der Spitzenrepräsentanten der westdeutschen Wissenschaft.

2.23 »Unter Freunden«, ein Satyrspiel

Die Erfahrungen mit der VB waren nicht nur bitter. Manchmal waren sie auch bloß tragikomisch. Mit einem Beispiel aus der letzten Kategorie möchte ich diesen Teil des Buches abschließen, der von meinen persönlichen Erfahrungen ausgeht. Es spielt im ausgehenden Jahr 1968.
Der Ausbruch der Kulturrevolution hatte Axel Springer nachdenklich gestimmt. Er begann sich zu fragen, ob man ihr nicht eine Zeitschrift entgegenstellen sollte, in der die konservative Position entschiedener und anspruchsvoller herausgearbeitet werden könnte als das in einer Tageszeitung wie der »Welt« möglich war. William Schlamm erhielt den Auftrag, zusammen mit einigen konservativen Publizisten ein Konzept auszuarbeiten. Im Oktober 1968 war es soweit. Die Null-Nummer der projektierten Zeitschrift, die erst an Springer und seine Manager, dann an die Grossisten gehen sollte, war gedruckt. Der Titel lautete: »Die Republik/Wochenschrift für

Politik — Wirtschaft — Kultur. Herausgeber: William S. Schlamm unter Mitarbeit von Emil Franzel, Winfried Martini, Armin Mohler, Paul Schmidt-Carell, Caspar von Schrenck-Notzing, Hans-Georg von Studnitz. Verlag die Republik GmbH, Stuttgart.« 48 Seiten im Magazin-Großformat. Schlamm war damals der »Star« der konservativen Publizistik: ein brillanter Schreiber, höchst witzig, manchmal etwas auf Pointen versessen, durch seine kommunistische Jugend zuallererst auf Antikommunismus fixiert, als Jude und zurückgekehrter Emigrant dem Bewältigungshammer entzogen.

Ich stand dem Unternehmen skeptisch gegenüber. Die älteren Konservativen der Bundesrepublik hatten sich ein für allemal den beiden Parolen »Unbedingte Bindung an die USA« und »Antikommunismus geht vor Liberalismuskritik« unterworfen. Diese Parolen gehörten meiner Meinung nach ins Museum — da mußte man der Kulturrevolution schon ganz anderes entgegensetzen, wenn man junge Leute gewinnen wollte. Schlamm kannte diese meine Meinung und wollte mich deshalb nicht in seiner Mannschaft haben. Meine Freunde waren anderer Meinung: meine »Variante« müsse auch vertreten sein. Zwar hielt ich meine Position für mehr als eine »Variante« des einfallslosen Nachkriegskonservatismus, aber ich nahm dann doch die Einladung zur konstituierenden, ersten Redaktionssitzung in einem Münchner Hotel an. Irgend jemand hatte, unter Berufung auf »Pluralismus«, durchgesetzt, daß ich auch dabei sein müsse.

Im Hotel drückte William Schlamm jedem von uns die Null-Nummer in die Hand. Jeder solle sie in einer Ecke lesen; um zehn Uhr beginne dann die Sitzung mit einer Kritik dieser Probenummer. Da ich King William nicht reizen wollte, hielt ich mich beim Durchsprechen der Nummer zunächst zurück. Dann spielte mir meine Pedanterie bei der Rechtschreibung von Eigennamen einen Streich. Bei der Kritik der Seite, die unter dem Titel »Blätter und Blüten« Sprachkritik an Presse-Erzeugnissen betrieb, entfuhr mir dann die Bemerkung, man sollte sich nicht über einen Kollegen lustig machen, der »Hoffmannthal« statt »Hoffmannsthal« schreibe. Diese letztere Schreibweise sei immer noch falsch — der

Dichter schreibe sich mit nur einem »f«, nämlich Hofmannsthal. Daraufhin sprang Schlamm jäh hoch: das stimme nicht, er sei mit des Dichters Tochter befreundet. Ich antwortete: »Das glaube ich Ihnen gerne, aber es ändert nichts daran, daß der Name sich nur mit einem einzigen f schreibt. Wir können ja im Lexikon nachschauen ...« Irgendeiner beschwichtigte, man schaute mich beschwörend an, ich hielt von nun an den Mund.

Als dann Schlamm im weiteren Verlauf der Sitzung seine These von General de Gaulle als einer bloßen Marionette der Kommunisten entwickelte, hielt ich mich immer noch zurück. Aber für Emil Franzel ging das anscheinend zu weit. In allerhöflichsten Formeln fragte er Schlamm, ob Mohler denn, wenn er mit einer Interpretation eines französischen Phänomens nicht ganz einig gehe, darüber einen Artikel schreiben dürfe. Antwort Schlamm: »Ja, wenn der Artikel gut ist.« Man schaute sich etwas fragend an, aber die Sitzung ging weiter. Nicht mehr zurückhalten konnte ich mich, als bei der Frage, wen man als Auslandskorrespondenten gewinnen sollte, Schlamm für die Frankreich-Berichterstattung Jacques Soustelle vorschlug. Ich meldete mich zu Wort: »Bei allem Respekt vor Soustelles historischer Leistung frage ich mich doch, ob man die Berichterstattung über ein für Deutschland so wichtiges Land einem Renegaten des Gaullismus anvertrauen kann. Die Ressentiments von Soustelle gegen sein einstiges Idol, den General de Gaulle, sind doch so heftig, daß er zu einer auch nur einigermaßen objektiven Berichterstattung gar nicht imstande ist ...« In diesem Augenblick schaute mich der Freund, der in der Runde Schlamm am genauesten kannte, entgeistert an und steckte mir dann ein Zettelchen zu: »Ums Himmelswillen, sprechen Sie vor Schl. nicht mehr das Wort ›Renegat‹ aus!«

Schlamm hatte auf meinen Einwand nicht geantwortet. Aber ich merkte, »es arbeitete in ihm«. Er würde zuschlagen, das war klar. Die Art, wie er es tat, kam so aus heiterem Himmel und ohne jeden Zusammenhang mit der Sitzung, daß ich dachte, ich träume. Schlamm schaute mich durchbohrend an, zeigte mit dem Finger auf mich und fragte »Mohler, wie stehen Sie zur Philosophie des Nationalsozialismus?« Ich war so überrascht, daß einer in diesem

Kreise den Bewältigungshammer schwang, daß ich so etwas sagte wie: »Das ist für mich keine Frage ...« Aber Schlamm wiederholte die Frage dringender und keuchend. Das zeigte mir, was er wollte: er wollte, daß ich das Knie beuge und unter dem Joch durchgehe. Da er sich aufregte, konnte ich kühl bleiben: »Diese Frage beantworte ich nicht.« Schlamm schaute sich in der Runde um und zischte: »Ich frage den Mohler, wie er zur Philosophie des Nationalsozialismus steht — und er regt sich dabei nicht einmal auf!« Als ich darauf zurückgab: »Ja, soll ich mich denn vor Ihnen auf dem Boden wälzen?« wurde die Sitzung für eine halbe Stunde unterbrochen.
Die Nachricht über diese Peripetien drang auch nach Hamburg. Axel Springer, der seinen Schlamm kannte, soll über das »auf dem Boden wälzen« gelacht haben. Für die Springer-Manager, die in jeder politischen Initiative ihres Hohen Herrn eine Störung des Geschäfts sahen, war die Sache hochwillkommen. Sie kippten das Projekt mit dem Argument: »Wieso sollen wir Millionen investieren, wenn die Konservativen nicht einmal unter sich einig sind?!« Die »Republik« ist nie erschienen.

3. THEORIE DER VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG

ABGRENZUNG DES THEMAS

Die Vergangenheitsbewältigung zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung zu machen, kommt in der heutigen Gesellschaft einer Tabu-Verletzung gleich. In einer solchen Situation ist es am besten, mit offenen Karten zu spielen. Der Verfasser gibt sich nicht der Illusion hin, das alle Probleme lösende und alle betroffenen Gruppen zufriedenstellende Buch über die VB schreiben zu können. Deshalb zeigte der Anfang dieses Buches, aus welcher Sicht und auf Grund welcher konkreten Erfahrung hier dargestellt und geurteilt wird. Seine zweite Hälfte nun bringt den Versuch einer »Theorie« der VB. Der Verfasser hofft, bei ihrer Niederschrift immer der Warnung eingedenk geblieben zu sein, die er anderen so oft erteilt hat: die VB ist eine verwirrend komplexe Angelegenheit. Wer es sich mit ihr zu leicht macht, verstrickt sich in ein Netz, aus dem er sich nur schwer befreien kann.

3.1 Was ist Vergangenheitsbewältigung?

In der heutigen deutschen Politik ist das Wort »Vergangenheitsbewältigung« eine der meistgebrauchten Vokabeln. Was damit gemeint ist, weiß jeder, der sich auch nur von ferne mit Politik befaßt. Aber von dieser Selbstverständlichkeit hebt sich eine erstaunliche Unsicherheit des Nachdenkens über die VB ab. Diese Unsicherheit wird schon an Äußerlichkeiten sichtbar. So gibt es bis heute keine lexikonreife, das heißt kurze und klare Definition der Sache VB. Ebenso ist kennzeichnend, daß eine einigermaßen entsprechende Übersetzung des Begriffs, etwa ins Französische oder Englische, bisher nicht gefunden werden konnte; meist wird, in

Anführungsstrichen, das deutsche Wort übernommen. Hat man einem Reisenden aus fernen Ländern zu erklären, was VB ist, bleibt als rettender Ausweg, nur ihm die Sache an einem praktischen Beispiel vorzuführen, oder besser: an einigen Beispielen — das ließe die dem Fremden zunächst unverständlichen Stereotypen sichtbar werden.

3.2 Zwischen Theorie und Praxis — eine Gestimmtheit

Definitorische Schwierigkeiten ergeben sich zwangsläufig bei einem Phänomen, das sich in recht verschiedene Bereiche menschlicher Existenz hinein erstreckt. Wäre die VB eine reine Theorie, so ließe sie sich definieren als eine Lehre, welche Ideen man vermeiden muß, wenn sich bestimmte Verbrechen nicht wiederholen sollen. Dem ließe sich jedoch mit wenig Mühe entgegenhalten, daß unter Berufung auf die 1945 siegreichen Ideen, ob christlich oder aufklärerisch, seit Jahrhunderten Verbrechen begangen wurden. Unterscheiden diese sich von den im Mittelpunkt der VB stehenden Verbrechen quantitativ oder qualitativ? Schon dies zeigt, wie sehr die VB in den Bereich der politischen Entscheidung hineinreicht. Von einer reinen Theorie kann gar nicht die Rede sein. Ebenso schief wäre es jedoch, die VB als bloßen Vorgang im Bereich der politischen Fakten definieren zu wollen. Die VB ist nun einmal mehr als bloß die Regelung eines Teils der Tribute, die der Verlierer von 1945 zu zahlen hat. Sie ist ein Gebilde, das sich in schwer abgrenzbarer Weise zwischen den beiden Polen ausdehnt und rationaler Kontrolle auf weite Strecken entzogen ist.
In ihrem Kern ist die VB eine stark emotional aufgeladene Gestimmtheit — eine explosive Mischung aus Ideen, Gefühlen, Willensentscheidungen und intuitiven Abwehrmechanismen, die einem Bündel recht verschiedenartiger und oft widersprüchlicher Anstöße und Antriebe entspringt. Das Nebeneinander, auch Ineinander, von hohen moralischen Ansprüchen und harten materiellen Interessen hat um die VB herum ein Klima von latenter Ir-

ritiertheit, ja Neurotisierung, geschaffen, das nicht ohne Wirkung auf die aktiv oder passiv mit VB Befaßten blieb. Sie hat sogar Grenzen zwischen Menschengruppen verwischt, die selbstverständlich zu sein schienen: auf der einen Seite die Ankläger und Richter, die Fordernden — auf der anderen Seite die Beschuldigten, die sich schuldig Fühlenden so gut wie diejenigen, die sich als nichtbetroffen zu entziehen suchen. Bei näherem Studium der VB stellt man überrascht fest, daß sich diese beiden Kategorien in oft recht abenteuerlicher Weise überschneiden.

3.3 Die Brücke der Geschichte

Wie kann man einen Gegenstand wie die VB darstellen, dessen Konturen zu verfließen scheinen? Es gibt eine Klammer, welche das Auseinanderdriften aufhält: die Geschichte. Auch die VB hat ihre Geschichte. Sie ist älter geworden. Der hohe Schwung, der sie in ihren Anfängen beflügelte, ist verschwunden. Die Menschen, die ihn einbrachten, haben sich zu einem großen Teil zurückgezogen, aus Altersgründen, aus Enttäuschung und vielleicht auch, weil sie einsahen, daß sie dem Menschen zu viel zugetraut und — zugemutet hatten. An ihre Stelle sind die Macher getreten, die begrenzte Ziele (nicht quantitativ, sondern qualitativ begrenzte Ziele) zu erreichen suchen. Es ist eine Art von »Mechanismus« der VB sichtbar geworden; sie wurde Alltag und Routine. Niemand wird bestreiten, daß am Aufstieg der VB starke moralische Impulse ihren Anteil hatten. Es kann jedoch nicht Zweck einer politischen Untersuchung sein, über gute Absichten zu befinden. In einer Gesellschaft, in der jeder für seine guten Absichten belohnt werden möchte, nicht für das, was er wirklich tut (oder unterläßt), entwickelt sich jede moralische Grundsatzdiskussion recht bald zu einem bloßen Gesellschaftsspiel. Wir ersparen dem Leser tiefgründige moralische und theologische Fragestellungen, die unlösbar und damit beliebig sind. Die vorliegende Untersuchung mißt den Appell der Vergangenheitsbewältigung an ihrer heutigen Praxis.

Sie stellt fest, wie die VB funktioniert und, vor allem, was sie bewirkt. Es liegt im Interesse aller Beteiligten, das möglichst nüchtern zu tun.
Der Verfasser hat vor zwei Jahrzehnten die erste systematische Behandlung des Themas »Vergangenheitsbewältigung« in Buchform vorgelegt: seine 1968 erschienene Schrift »Vergangenheitsbewältigung« (erweiterte Neufassung 1981, in 3. Auflage beim Sinus-Verlag, Krefeld). Sie war von der Außenstelle eines Bonner Bundesministeriums in Auftrag gegeben worden (was 1968 noch möglich war) und sollte dem verwirrten Staatsbürger als Orientierungshilfe dienen. Deshalb hat sie didaktischen Charakter. Die vorliegende Untersuchung überschneidet sich mit ihr nicht. Sie verzichtet auf direkte Lebenshilfe und ist wohl mit mehr Distanz geschrieben als die Schrift des 48jährigen. Das vorliegende Buch — eine erste Skizze davon erschien 1987 im Band II des von Bernard Willms herausgegebenen »Handbuch zur Deutschen Nation« (Hohenrain-Verlag, Tübingen) — hat sich eine andere Aufgabe gestellt: in der Einbettung der VB in die deutsche Geschichte sucht sie zugleich die Aporien des Bewältigungsbetriebes aufzuzeigen.

3.4 Die Methode der »Schneisen«

Ein komplexes Gebilde wie die Vergangenheitsbewältigung kann nicht more geometrico vorgestellt werden. Auch ihre »Mechanik« läßt sich nicht auf einen Ablauf von logischer Klarheit und Folgerichtigkeit reduzieren — dafür sind zu viele menschliche Leidenschaften im Spiel. Hinzu kommt, daß die bei dem Mangel an geschichtlichem Abstand unvermeidliche Standortgebundenheit der vorliegenden Untersuchung eine Sicht aus sämtlichen möglichen Perspektiven verhindert. Es entzieht sich zwar nicht der Vorstellung, aber der Erfahrung des Verfassers, wie sich das Thema der VB aus der Perspektive von Tel Aviv oder Chicago ausnimmt. Eine systematische Vollständigkeit anzustreben, wäre Hochstapelei. Die einzige Möglichkeit, einen so komplizierten geschichtli-

chen Gegenstand wie die Vergangenheitsbewältigung ohne allzu starke Vereinfachungen darzustellen, ist, in verschiedenen Winkeln Schnitte durch ihn zu ziehen. Oder vielleicht wäre das Wort »Schneise« richtiger, weil ja einiges sichtbar gemacht werden soll. Der Verfasser ist sich bewußt, daß die einzelnen Kapitel dieser Untersuchung nicht fugenlos aufeinander passen. Der Einstieg erfolgt vielmehr in Kurven, die sich durchaus auch überkreuzen. Vielleicht ergibt sich gerade daraus doch eine gewisse Einheit des hier vorgestellten Modells.

4. UNMÖGLICHKEIT DER VERGANGENHEITS-BEWÄLTIGUNG

Es gibt grundsätzliche Bedenken gegen die Vergangenheitsbewältigung — Meinungen, daß jeder Versuch einer »Bewältigung der Vergangenheit« ein Unternehmen sei, das notwendig scheitern müsse. Die am häufigsten zu hörenden stellen wir kurz vor, ohne uns auf fruchtlose Grundsatzdiskussionen einzulassen. Etwas anders verhält es sich mit einer leicht veränderten Variante solcher Bedenken: nach ihr muß sich jede VB im Laufe ihrer Verwirklichung notwendig zu etwas verwandeln, was ursprünglich gar nicht beabsichtigt war. Auf diese Art von Bedenken gehen wir etwas ausführlicher ein, weil sie zur Abgrenzung des Phänomens beiträgt.

4.1 Die Vergangenheit ist vergangen

Ein Bedenken ist recht spitzfindig. Es nimmt das Wort »Vergangenheitsbewältigung« sehr wörtlich: die Tätigkeit, die mit dem Wort gemeint ist, wird als ein Verändern der Vergangenheit selbst ausgelegt. Wenn aber die Vergangenheit etwas von der Gegenwart und der Zukunft unterscheide, dann eben dies, daß sie »vergangen« sei: was sich in der Vergangenheit ereignet habe, sei ein für alle Mal geschehen und könne nicht mehr rückgängig gemacht oder auch nur beeinflußt werden. Das ist natürlich reine Kasuistik. Wer sich mit Politik befaßt, muß sich damit abfinden, daß politische Begriffe oft recht verschwimmende Bedeutungsfelder haben. Beim Begriff der VB ist das besonders deutlich. Selbstverständlich geht es in der VB um das Bewältigen der Erinnerung an bestimmte Ereignisse der Vergangenheit. (Wobei es bei aller Beschäftigung mit VB nützlich ist, sich der Unveränderlichkeit des Vergangenen bewußt zu bleiben.)

4.2 Wurde Vergangenheit je bewältigt?

Diese Frage ist beherzigenswerter. Die radikalste Antwort hat der Psychologe Peter R. Hofstätter gegeben, der sich besonders mit Sozialpsychologie, also der den individuellen Bereich überschreitenden Psychologie befaßt hat. In einem berühmten, einen Markstein in der Geschichte der VB bildenden Aufsatz »Bewältigte Vergangenheit?« (Die Zeit 14. 6. 1963) hat Hofstätter geschrieben: ». . . es gibt auf der ganzen Erde kein Volk, das seine Vergangenheit je bewältigt hätte. Man kann sich von ihr bloß sachte distanzieren, bis zu jenem Punkt, wo die Affekte von damals den blutleeren Schatten ähnlich werden, mit denen Odysseus am Tor des Hades für kurze Zeit Zwiesprache hielt. Es scheint mir unklug, wenn wir uns eine prinzipiell unlösbare Aufgabe stellen.« Die jahrelange Hexenjagd, welche dieser noble Aufsatz dem Hamburger Ordinarius eintrug, war ein Signal, das die westdeutsche Professorenschaft verstanden hat. Seither hat sich kein Ordinarius mehr in derselben Offenheit kritisch mit der VB auseinandergesetzt.

4.3 Heilkraft der Geschichte?

Ein anderer prinzipieller Einwand gegen die VB ist, daß die Geschichte alle Wunden heile; es gelte nur Geduld zu haben und abzuwarten. Die Vorstellung, Geschichtsschreibung pendle sich in einem gewissen Abstand zu den Ereignissen automatisch auf eine objektive Darstellung des Geschehens ein, scheint uns jedoch reichlich naiv zu sein. Die Geschichte wird nun einmal von den Siegern geschrieben. Die Genozide, welche europäische Völker verübt haben, kommen in der offiziellen Geschichtsschreibung entweder gar nicht oder in verharmloster Form vor. Die keine Rücksicht nehmende Darstellung dieser Genozide wird Außenseitern oder dann Überlebenden der Massaker überlassen — beide Kategorien können mühelos als »befangen« beiseite geschoben werden. Wir haben die Probe bei vier westdeutschen Ordinarien der neueren Ge-

schichte gemacht: keinem von ihnen war bekannt, daß eine große europäische Nation noch im 17. Jahrhundert richtige Sklavenjagden gegen ein anderes europäisches Volk veranstaltete und durch die Deportation der Opfer nach Übersee ganze Provinzen entvölkerte. (Es wird davon in diesem Buch noch die Rede sein.)
Darüber hinaus sind Zweifel erlaubt, ob und wie weit die Menschen überhaupt aus der Geschichte etwas lernen. Im Rummel um die Invasionsfeiern von 1985 hat sich in dieser Sache sogar die verbindliche FAZ sehr skeptisch gezeigt. In einem Aufsatz »Was wir vom Lernen der Geschichte lernen — Überlegungen zum unhistorischen Umgang mit der Geschichte« (15. 5. 1985) schrieb dort ihr Inlandredakteur Jürgen Busche: »Die Frage, was wir aus der Geschichte lernen können, ist leicht beantwortet: wenig, vielleicht nichts . . . Der Mensch lebt mit Geschichte — ob er auf sie neugierig ist oder nicht — er wird durch die Geschichte intellektuell und gefühlsmäßig berührt, der einzelne kann der Begegnung mit Geschichte ebensowenig ausweichen, wie dies Gruppen oder Völkern möglich ist. Der Mensch tut daher gut daran, sich auf den Umgang mit Geschichte einzustellen. Die Geschichte hilft einem *sehr selten — und dann zufällig* —, die Fehler zu vermeiden, die *andere* in anderen Zeiten anders gemacht haben.« Das wird nur wenig abgeschwächt durch diese nachgeschobene Bemerkung, die wohl einem gewissen Erschrecken über die eigene Skepsis entsprungen ist: »Aber der Umgang mit der Geschichte kann einem helfen, die Fehler zu vermeiden, die ein falscher Umgang mit der Geschichte ausbrüten kann . . . Das Lernen der Geschichte geschieht zuerst im Erwerben von Kritikfähigkeit . . .«

4.4 Sentimentale Verkürzung

Spannend wird es, wenn ein kritischer Beobachter minutiös festhält, was im Konsumenten von »Vergangenheitsbewältigung« bei wachsendem zeitlichem Abstand zu den auslösenden zeitgeschichtlichen Ereignissen vor sich geht. Offensichtlich liegt schon im An-

liegen der VB selbst die Gefahr einer Desinformation verborgen. Am intelligentesten hat das bisher der bereits zitierte Jürgen Busche in einem Leitartikel der FAZ vom 26. Januar 1980, »In der Distanz von Jahrzehnten«, festgehalten. Busche stellte damals in allem, was die VB betraf, eine »neue Reizbarkeit« fest: »Es ist zu ihr gekommen, weil an die Stelle der Erfahrung der Wirklichkeit nach 35 Jahren eine nur mehr sentimentale Erfahrung von Vergangenheit getreten ist. Je größer eine historische Distanz, um so näher und eindeutiger rückt an das konstruierende Bewußtsein der moralische Gehalt eines Geschehens in lupenreiner Direktheit heran. Alle Beimischung einer alltäglichen Wirklichkeit, die der Zeitgenosse in den unauffälligen Bedingungen seines Lebens und Überlebens mitbekommt, fällt weg. Der Ausdruck des Geschehens wird nur noch in der *Verkürzung des Sentimentalen* überliefert — des Sentimentalen im Sinne des Kults mit Gefühlen aus zweiter Hand, mit Sekundärerlebnissen. So wie eine erdachte Liebesgeschichte immer sentimentaler und süßlicher gerät als die erlebte, wie ein imaginierter Schrecken die Grausamkeit ausschießlicher vorstellt als die Gegenwart des realen Erschreckens. Und wie dieses so ist, ungeachtet dessen, daß nur im Erleben das Glück und im Erleiden der Schmerz zu finden ist, so erschüttert das in den Abstand von Jahrzehnten entrückte Verbrechen der Nationalsozialisten *scheinbar* mehr, als es früher die Erinnerung vermochte, die nicht weit zurückgreifen brauchte.« Und dieses »scheinbar« begründet Busche so: »Nur scheinbar — denn das auf die nackte moralische Entrüstung reduzierte Bild von Geschichte wird leer und folgenlos. Den Menschen der fünfziger und sechziger Jahre saß der Schrecken noch in den Knochen. Heute ist dieser Schrecken bei vielen nur noch Folie für politische Denunziation.«
Jürgen Busche hat diese »sentimentale Verkürzung« so ausführlich analysiert, weil seiner Meinung nach durch sie »das Geschehen im Nationalsozialismus Züge von Mythologie aufgezwungen« erhalte: »Da geht es nicht mehr um berechenbare Daten, nicht mehr um Wirkliches. Da wird nicht unterschieden, daß ein Engagement für Hitler vor 1933 oder im Jahr 1933 etwas anderes sein konnte als 1938 und 1942. Da wird nicht untersucht, ob nicht

im Ablauf des Lebens manches Parteimitglied anständiger blieb als das Nichtparteimitglied. Da wird nicht gesehen, daß zwölf Jahre auch damals zwölf Jahre waren und nicht nur der eine Augenblick, da es reicht, ja oder nein zu sagen. Mythologien können in Sagen übergehen. Auch diese — eher auf Unterhaltung abzielende — Spielart der Vergangenheitsbewältigung haben wir 1979 erlebt. Mythologien haben aber auch zur anderen Seite hin eine Berührung mit der Religion und sei es in der Art, daß sie eine *Ersatzreligion der Negativität* bilden, die dadurch wirksam ist, daß sich an ihr die Gemeinsamkeit stiftenden Kräfte der Ablehnung immer wieder versammeln können, einer Ablehnung, die über ihren Gegenstand hinaus- oder an ihm vorbeigehen kann; benötigt wird lediglich ein Böses, in das hinein das Feindbild projiziert wird. Belehrend aber sind Mythologien nie. Sie beschreiben im Gegenteil das Feld, aus dem die Rationalität verbannt ist. Gegenüber der mythologischen Geschlossenheit erscheint die analytische Kraft von Rationalität als Störenfried. So erklärt es sich, daß tatsächlich heute, 35 Jahre danach, präzise historische Unterrichtung über das Dritte Reich nicht mehr gefragt ist . . .« Dieser Leitartikel Busches von 1980 ist, genauso wie der zitierte Aufsatz Hofstätters, ein Markstein in der Geschichte der Vergangenheitsbewältigung und der durch sie ausgelösten Reaktionen.

4.5 »Leer diskutieren«

Am Ende der 80er Jahre sieht es so aus, als sei die von Jürgen Busche aufgezeigte Tendenz längst institutionalisiert worden, und zwar nicht nur mit gesetzgeberischen Mitteln. Die »sentimentale Verkürzung« ist beispielsweise im Verkehr der Zeitgeschichtshistoriker untereinander zu einer handlichen Allzweckwaffe geworden. Ein anschauliches Beispiel dafür ist der Aufsatz »Von Anfang an Vernichtungskrieg«, den Karl-Heinz Janssen am 12. April 1985 — also im allmählichen Ansetzen der Bitburg-Welle — in der »Zeit« veröffentlichte. Allerdings muß man den Standort Janssens in der

Hackordnung der beruflich mit Zeitgeschichte Befaßten kennen. Von Ausbildung promovierter Historiker, ist er innerhalb der »Zeit« der für zeitgeschichtliche Dokumentation verantwortliche Redakteur; in dieser Funktion hat er an der Aufdeckung relativ harmloser zeitgeschichtlicher Legenden (Reichstagsbrand, Rauschning) mitgewirkt. Janssen wird in der »Zeit« wegen seiner soliden Geschichtskenntnis respektiert, hat aber keinen Einfluß auf die politische Linie seines Blattes, das unter dem Patronat des bekehrten SS-Mannes Theodor Eschenburg zum eigentlichen Flaggschiff der VB geworden ist.
Im besagten Aufsatz reagiert Janssens Historiker-Gewissen nervös auf die Tatsache, daß andere Historiker bei der Entmystifizierung der Zeitgeschichte etwas kühner waren als er. Er beschimpft sie summarisch als »Auschwitz-Lügner«, obwohl er genau weiß, wieviel Zwischenstufen und Nuancen es zwischen seiner Position und derjenigen von Faurisson/Stäglich gibt. Dabei unterläuft dem sonst sachlichen Historiker ein Musterbeispiel der von Busche analysierten »sentimentalen Verkürzung«: ». . . Ach, würden doch die Auschwitz-Lügner wenigstens hinschauen, wenn in den weiteren Folgen (einer Fernseh-Serie) ein ehemaliger Gefreiter zunächst nüchtern, dann schließlich von der Erinnerung überwältigt, eine Massenerschießung von Juden schildert. Höhepunkt seines Berichtes: der Aufschrei eines zwölfjährigen Mädchens, das nichtsdestoweniger in die Grube gestoßen wurde: ›Laßt mich doch leben, ich bin doch nur ein Kind‹ . . .« Das ist ein Aufschrei, der natürlich jeden Menschen mit Herz betroffen machen muß. Aber ebenso natürlich weiß der Historiker Janssen, daß es aus dem Zweiten Weltkrieg von Kindern vieler anderer Völker, die in den Tod getrieben wurden, in ähnlicher Weise überlieferte und gleichlautende Aufschreie gibt (auch von deutschen Kindern). Und vermutlich würde der Historiker Janssen es mißbilligen, wenn von anderer Seite unter Berufung auf einen solchen Schrei aus anderem Munde versucht würde, unbequeme zeitgeschichtliche und zeitkritische Aussagen zum Verstummen zu bringen.
Die sich häufenden Verschleißerscheinungen der VB sind im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß ihre Protagonisten sich

allzu bequem in der Routine der sentimentalen Verkürzung und der Mythologisierung eingerichtet haben. Wenn zu oft fortissimo geblasen wird, hört bald keiner mehr hin. Einen Monat nach Janssens Artikel schrieb die »Neue Zürcher Zeitung« (Fernausgabe vom 10. 5. 1985) über die Bitburg-Diskussion in den USA, daß dort dieser Themenkomplex in buchstäblich erschöpfender Weise im voraus »leer diskutiert« worden sei. Möglicherweise ist dasselbe in der Bundesrepublik geschehen. Vielleicht befinden wir uns bereits in der letzten Phase der Vergangenheitsbewältigung, die darin besteht, daß auch der letzte ihre Unmöglichkeit erkannt hat.

4.6 »Sex and Crime«

Einer der besten Kenner der Medienszene teilt diese Meinung nicht. Er bezeichnet den heutigen Zustand der Vergangenheitsbewältigung als »putzmunter«. Er äußert diese Meinung allerdings nur im kleinen Kreise (»ich bin nicht wie andere Leute darauf versessen, mir Flöhe in den Pelz zu setzen ...«). Mit der VB verhalte es sich wie mit einer Firma, die zwar ihren Namen behalten habe, aber längst eine ganz andere, besser absetzbare Ware produzierte als die, mit der sie ursprünglich bekannt geworden sei: »Der Unterhaltungswert der Vergangenheitsbewältigung ist enorm — deshalb wird sie nie untergehen!«
In der Tat stimmt unter den prinzipiellen Bedenken gegen die VB dasjenige am nachdenklichsten, das darauf hinweist, daß ihr wichtigstes Vehikel die Massenmedien sind. Damit sei die VB den Eigengesetzlichkeiten der Medien unterworfen und werde dadurch notwendigerweise in ihrer Zielsetzung verfälscht. Das gelte vor allem für den Polarisierungszwang, dem sich die Medien schon wegen des unerbittlichen Konkurrenzkampfes untereinander nicht entziehen könnten. Eine differenzierte, weniger emotionelle Sicht der Wirklichkeit könnten sich zum mindesten die ausgesprochenen Massenmedien gar nicht leisten. Als darstellungswürdige Per-

sonen kämen für sie nur hundertprozentige Engel und ebenso hundertprozentige Teufel in Frage. Daß menschliches Schicksal sich für gewöhnlich zwischen diesen beiden Polen abspielt, dürfe für sie keine Rolle spielen: der Durchschnittsmensch mit seinen kleinen Tugenden und seinen kleinen Sünden gebe zu wenig her im Kampf gegen die Langeweile, in dem sich die Medien zu profilieren suchen.
Die VB ist dafür ein Musterbeispiel. Man brauchte eine Person, die alles Böse verkörperte. Gewiß, man hatte Hitler. Aber man brauchte noch einen lebenden Teufel. Himmler, Goebbels, Heydrich, die sich alle für diese Rolle gut geeignet hätten, waren ebenfalls tot. Aber es bot sich eine Frau für die lebende Hauptrolle an, eine Frau, die am Kriegsende, zu Beginn ihrer 22 Jahre dauernden, erst durch Selbstmord beendeten Haft noch eine ansehnliche Frau war und von den angelsächsischen Massenmedien schon in den letzten Kriegstagen blitzschnell zu einer Superhure von gigantischem Ausmaß dämonisiert worden war. Vom Standpunkt der Branche aus war das ein genialer Schachzug. Diese Frau konnte der Zange der Medien nicht entrinnen, weil die Backen dieser Zange Sex and Crime waren (was sie heute noch sind und von den Anfängen der modernen Medien an waren).

4.7 Puritanismus und Show-Business

Zweifelsohne hat die Mixtur von Sexualität und Verbrechen seit jeher die Menschen heftiger und tiefer bewegt als alles andere. Keine Werbung wirkt intensiver als die, welche diese Mischung mehr oder weniger unterschwellig einzuführen weiß. Die Mixtur ist deshalb auch in beiden Weltkriegen gezielt in die Propaganda gegen den Feind einbezogen worden. Besonders virtuos handhabten das die angelsächsischen Desinformations-Einheiten, deren Kriegspropaganda gegen Deutschland sich in mancher Hinsicht in die VB des Nachkriegs fortgesetzt hat. Einer ihrer Protagonisten, der Engländer Ellic Howe, hat das in seinem Buch »Die schwarze Pro-

paganda. Ein Insider-Bericht über die geheimsten Operationen des britischen Geheimdienstes im Zweiten Weltkrieg« (München 1983, C. H. Beck Verlag) bestätigt. Er berichtet dort, daß man sich bei der Erfindung von NS-Verbrechen zur Ausstrahlung in den Äther gerne auf die sexualwissenschaftlichen Klassiker gestützt habe — die Anspruchsvolleren auf die »Psychopathia sexualis« von Krafft-Ebing, andere bloß auf Magnus Hirschfeld.
Der Fall Ilse Koch war wie geschaffen für jenen Hochspannungsbereich zwischen extremer Prüderie und sadomasochistischer Faszination, wie er für Länder mit puritanischer Tradition üblich ist. Bedenkt man, welch großen Anteil gerade diese Staaten an der Herausbildung einer einheitlichen Weltzivilisation haben, so wundert man sich nicht, daß in kaum einem Land der Welt die Unterhaltungsindustrie noch ohne den Hit der »Nazi-Crimes« auskommt. Dieses Genre verfügt gegenüber den übrigen sadomasochistischen Produktionen über einen unschätzbaren Vorteil. Es hat sich da — in einer breiten Spanne von subtiler Kost für Highbrows bis zu primitiven Serienproduktionen für die Massen — eine politisch legitimierte Pornographie etabliert, die unter dem gelegentlichen Vorzeigen moralischer Entrüstung mit Anstand konsumiert werden kann. Diejenigen, welche hinter der VB als Antrieb bloß die Gier nach politischer Macht und die Gier nach Geld sehen möchten, sind auf dem Holzweg. Sie haben die Voyeure vergessen. Es ist schade, daß die bekannteste Polemik gegen die Vermarktung der VB zu Show-Business, Saul Friedländers »Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus« (München 1984, Carl Hanser Verlag) nur auf ein paar Spitzenprodukte eingeht — etwa auf Michel Tourniers Erlkönig-Roman oder die Filme »Lacombe Lucien«, »Die Verdammten«, »Nachtportier«. Das ist alles Kost für Highbrows. Die weit wichtigere Breitenausdehnung der unter Antifa-Flagge auftretenden Pornographie bis in die analphabetischen Massen hinein wird in Friedländers Traktat nicht gezeigt. Wir führen sie vor am Beispiel der in den ersten zehn Jahren nach Kriegsende neben Hitler weltweit bekanntesten deutschen Person — am Fall der »Hexe von Buchenwald«, Ilse Koch.

5. ERSTES INTERMEZZO:

ILSE KOCH, DIE »MEISTGEHASSTE FRAU DER WELT«

Es hat seine guten Gründe, wenn in einem Buch über Vergangenheitsbewältigung ausführlich über Ilse Koch (1906—1967) gesprochen wird. Diese Frau steht nicht nur am Anfang der VB. Sie ist auch zu deren eigentlicher Symbolfigur geworden. Die »meistgehaßte Frau der Welt« (»Newsweek« vom 18. 9. 1967) war nicht nur in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende rund um den Erdball die bekannteste Deutsche — es kam ihr auch an negativer Symbolwirkung nur Hitler gleich. Ein weiterer Grund ist, daß Ilse Koch die einzige Person war, die sich gegen die gleichen Anklagen vor den Gerichten dreier verschiedener Regimes zu verteidigen hatte: zuerst stand sie zusammen mit ihrem Mann Karl Koch, dem Lagerkommandanten von Buchenwald, 1944 vor einem Gericht der SS, dann — nach der Hinrichtung ihres Mannes durch die SS — 1947 vor einem amerikanischen Gericht, schließlich 1950/51 vor einem Gericht der Bundesrepublik. Ein Glücksfall für die Forschung ist, daß ein amerikanischer Professor der Geschichte über Ilse Koch eine Dokumentation von einer Dichte vorgelegt hat, wie wir sie nicht einmal über alle führenden Persönlichkeiten des Dritten Reiches besitzen.

5.1 Am Anfang war der Lampenschirm

Die Vergangenheitsbewältigung war nicht etwas, was sich allmählich entwickelte und dann mit der Zeit immer mehr an Intensität gewann. Sie stand vielmehr von einem Tag zum andern mit voller Wucht da. Und das vor Ende des Krieges, vor Hitlers Tod, vor der deutschen Kapitulation.

Das Konzentrationslager Buchenwald lag bis zum Fall der Mauer im Ostblock. Erobert wurde es aber nicht von den russischen Truppen, sondern von den Amerikanern, die damals weit nach Thüringen hinein vorgestoßen waren. Am 11. April 1945 ziehen dem General Patton unterstellte amerikanische Truppen in Buchenwald ein. Kurz nach der Besetzung des Lagers kommt es dort zu dem berühmten Auftritt der hinter den Fronttruppen nachrückenden Propaganda-Einheiten: sie präsentieren den ersten angeblich aus Menschenhaut verfertigten und angeblich aus dem Haushalt Koch stammenden Gegenstand, einen Lampenschirm (102). (Die in diesem 5. Kapitel angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf das im Vorspann hervorgehobene Buch von Professor Arthur L. Smith jr., »›Die Hexe von Buchenwald‹. Der Fall Ilse Koch«, Wien/Köln 1983, Böhlau Verlag, 260 S., 27 Abb.) Die Szene wird gefilmt; die amerikanische Wochenschau zeigt sie bald darauf weltweit unter dem Titel »Ilse Kochs Lampenschirm«. Am 16. April werden einer Gruppe von hohen alliierten Offizieren »etwa 40 Gegenstände aus Menschenhaut, inklusive des bewußten Lampenschirms« vorgeführt (102). Am 21. April gibt die »United Press«-Korrespondentin Ann Stringer aus Buchenwald ihren sensationellen Bericht durch: ». . . Ich berührte den Lampenschirm. Er fühlte sich glatt an und haftete an meiner Haut.« So entsteht noch vor Kriegsende (und ohne daß Ilse Koch davon erfährt) ein Mythos, der auf lange Jahre hinaus auf der ganzen Welt die Gemüter bewegen wird. Die glatte Haut genügt übrigens nicht. Die Horror-Geschichte erweitert sich noch um die Variante, Ilse Koch habe die Ermordung von besonders auffällig tätowierten Sträflingen gefordert, um sich in den Besitz ihrer Haut zu bringen.

Was die Reporter nicht aus Buchenwald berichten, ist, daß es dort längst keinen »Haushalt Koch« mehr gibt. Karl Koch war bereits 1941 wegen seiner Amtsführung als Kommandant des KZ Buchenwald abgesetzt und dann 1942 auf Bewährungsposten im Osten (erst in Lublin, später in Saaz/Böhmen) abgeschoben worden. Da sich in Lublin keine Wohnung findet, bleibt seine Frau zunächst in Buchenwald, das sie 1943 mit ihren Kindern und dem Hausrat verläßt. In der Zwischenzeit gehen die Untersuchungen

wegen Kochs Amtsführung weiter. Im September 1944 kommt es zum Verfahren gegen das Ehepaar Koch vor dem (nichtöffentlichen) SS-Gericht. Koch können drei Morde an Häftlingen nachgewiesen werden. Im Dezember fällt der Richterspruch. Karl Koch wird zum Tode verurteilt. Seine der Komplizenschaft verdächtigte Frau wird aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Im Januar 1945 zieht sie zur Stiefschwester ihres Mannes, Frau Raible in Ludwigsburg, die sich während der Untersuchungshaft des Paares der Kinder angenommen hatte. Das Todesurteil wird noch vor Kriegsende, am 5. April 1945, vollstreckt. Am 9. Mai 1945 kommt es zur deutschen Gesamtkapitulation und damit zum mindesten in Europa zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Am 30. Juni wird Ilse Koch in Ludwigsburg als potentielle Kriegsverbrecherin festgenommen und kommt in amerikanische Haft.
Dies sind die dürren Daten der Kochschen Familiengeschichte in jenen Jahren. Wie passen sie mit der Story von den Menschenhäuten zusammen?

5.2 Die Posse von den Foto-Alben

Die Buchenwalder »Aktion Menschenhaut« vom April 1945, mit der die Vergangenheitsbewältigung so wirksam eingeläutet wurde, war keine Improvisation, sondern eine von langer Hand vorbereitete Unternehmung. In dem in Auflösung befindlichen Deutschland der letzten Kriegstage hätte man nicht »vierzig Gegenstände aus Menschenhaut« aus dem Sack zaubern können. Es wird wohl nie gelingen, die Geschichte dieser Aktion zu rekonstruieren — Desinformations-Einheiten sind Meister in der Spurenverwischung. (Selbst der relativ offenherzige Ellic Howe beschränkt sich in seinem 4.7 erwähnten Buch, was die Fakten betrifft, auf einige harmlosere Einblicke.) Die Intellektuellen, welche die Gags der »Schwarzen Propaganda« erfinden, halten sich, wie wir erfuhren, gerne an die bildungsmäßig vertrauten, klassischen Vorbilder. Wir wissen schon aus Carlyle, welche wichtige Rolle in allen revo-

lutionären Umwälzungen Geschichten mit Menschenhaut spielen. In Meyers Konversations-Lexikon von 1906 ist unter »Menschenhaut« zu lesen: »... Am ausgiebigsten hat die französische Revolution Gebrauch von Menschenhaut gemacht. Ein Rapport vom 20. September 1794 berichtet von einem Fabrikanten in Meudon, der die Haut Guillotinierter zu Leder verarbeitete, und der Nationalkonvent unterstützte diese Industrie mit 45000 Franken. Der Citoyen Egalité (der zur Revolution übergelaufene Prinz Orléans) soll Hosen nur noch aus solchem Leder getragen haben. Nach Hyrtl (›Anatomie‹) besaß Granier de Cassagnac ein in Menschenhaut gebundenes Exemplar der Konstitution von 1793.«
Bei Ilse Koch wird man in allen Untersuchungen weit weniger fündig. Was aus dem Komplex der Menschenhaut-Verdächtigungen in den drei Prozessen gegen sie an »Beweisstücken« übrig bleibt, hat mit der Beklagten überhaupt nichts zu tun: es sind zwei Hautfetzen aus dem Pathologischen Labor von Buchenwald und ein Schrumpfkopf südamerikanisch-indianischen Ursprungs (164). Schon das amerikanische Gericht hatte nicht den geringsten Beweis für einen Zusammenhang von Ilse Koch mit irgendeiner Verwendung von Menschenhaut finden können. Das spätere bundesrepublikanische Gericht stellt dann noch einmal ausdrücklich fest (200), daß Frau Koch »nach Ansicht des Gerichts nicht mit dem sogenannten ›Tätowierungskomplex‹ in Zusammenhang stehe. Tatsache sei, daß nicht bewiesen werden könne, daß in Buchenwald irgendein Häftling wegen seiner Tätowierung ermordet worden sei.« Aber solche Erklärungen in dürrem Juristendeutsch hatten natürlich nicht die gleiche Wirkung wie jene sadomasochistischen Horror-Visionen, welche das Publikum weltweit sexuell erregt hatten. Sofern die Medien diese gerichtlichen Feststellungen überhaupt veröffentlichten, kamen sie gegen das, was die Medienkonsumenten in ihren Eingeweiden bewegt hatte, nicht auf: »Mangel an Beweisen« ist bloß für Juristen ein Freispruch, für den durchschnittlichen Zeitgenossen wurde daraus im damals herrschenden Meinungsklima automatisch ein »es wird schon etwas dran sein«. Und wer doch zweifelte, behielt das für sich, um nicht in den Geruch eines »Faschisten« zu geraten.

Während des amerikanischen Prozesses kommt es übrigens zu einer bezeichnenden Posse. Nachdem alle bisherigen »Beweise« für die Menschenhaut-Anklagen sich in Luft aufgelöst hatten, erhielt die Kampagne neuen Auftrieb durch die Behauptung, die beiden beschlagnahmten Foto-Alben der Familie Koch seien in Menschenhaut gebunden (137). Die Alben, auf welche sich die Anklage stützt, sind jedoch während des Prozesses nicht greifbar, obwohl aus ihnen laufend Aufnahmen der Familie Koch an die großen Medien verkauft werden. Erst zwei Stunden nach der Urteilsverkündung liegen die beiden Alben auf dem Tisch der Verteidigung. Sie sind aus Kunstleder. Ilses amerikanischer Pflichtverteidiger Captain Lewis sucht mit diesem Vorfall eine Annullierung des Prozesses oder wenigstens die Begnadigung von Frau Koch zu erreichen, doch ohne Erfolg.

5.3 Die »Hexe von Buchenwald« und ihr Biograph

Die Menschenhaut-Geschichten sind nicht das einzige, was Ilse Koch angehängt wird. Nachdem die Lampenschirm-Story sie weltberühmt gemacht hatte, entwickelt sich um ihre Person eine Schmuddel-Literatur, die unter dem Fähnchen des Antifaschismus bis in die große Presse vordringt. Die Zeitungsleser in aller Welt verschlingen mit heißen Backen die im Prozeß vorgebrachten Schilderungen, wie sich Ilse Koch tief unten im Graben arbeitenden Sträflingen gezeigt haben soll — Schilderungen, die bis ins Detail der einschlägigen pornographischen Literatur entsprechen.
So entsteht das Bild von »the bitch of Buchenwald«, der »Hexe von Buchenwald« — wobei »bitch« im US-Slang den dreifachen Sinn von Hündin, böses Weib und Hure hat. Als weitere von den Medien gelieferte Etiketts zitiert Smith (3): »schmutzige Schlampe«, »kulleräugige Grüblerin«, »sexuelle Psychopathin«, »rothaarige Hexe«, »unheilbare Nymphomanin«, »moralisch anrüchige Hure« oder ganz einfach »die Bestie«. Ilse Koch selbst hat sich beklagt (115): »Ich glaube nicht, daß es einen noch so vulgären Aus-

druck gibt, den man nicht auf mich angewendet hätte.« Und auf alle Fragen nach ihrem Intimleben weiß sie nur zu antworten (190), »sie habe sich wie jede andere Frau verhalten«. Aber gegen ihr mit aller Verstärker-Wucht geprägtes »Image« kommt keiner ihrer Offizialverteidiger an. Smith (53) spricht aus, was Ilse Kochs Verhängnis war: »Sie wurde rasch zum Symbol sexuellen Sadismus.«

Wenn jemand in diesem Ausmaß zu einem negativen Mythos wurde, läßt sich kaum mehr rekonstruieren, welcher konkrete Mensch denn nun wirklich hinter diesem Mythos steckt. Immerhin erfahren wir über den Menschen Ilse Koch einiges Rudimentäre aus dem Buch über die »Hexe von Buchenwald« von dem zitierten Historiker Arthur L. Smith Jr., Jahrgang 1927, seit 1956 Professor für Geschichte an der California State University in Los Angeles, Verfasser von Büchern über General Seeckt, Winston Churchill, den Zweiten Weltkrieg (das letztere gemeinsam mit dem westdeutschen Historiker Hans-Adolf Jacobsen). In nähere Berührung mit Deutschland kam Smith, als er als Zivilangestellter des amerikanischen Kriegsministeriums von 1947 bis 1949 Assistant to Adjutant General's Office in Bremerhaven war. Smith ist alles andere als ein sogenannter »zeitgeschichtlicher Revisionist«; er hält am konventionellen Bild des Dritten Reiches fest. Sein Buch ist nicht ohne Schwächen. Da keine Originalausgabe erschienen ist, sondern nur die hier angezeigte (und nicht gezeichnete) Übersetzung im Böhlau Verlag, ist dabei eine eindeutige Schuldzuweisung nicht möglich. Es unterlaufen Fehler, wie sie ein nichtdeutscher Autor bei einem solchen Stoff kaum ganz vermeiden kann (ein Prinz von Waldeck-Pyrmont ist kein »Mitglied des Königshauses«, einen bayerischen Justizminister Johann Ilkow hat es nicht gegeben usw.).

Die Vorzüge des Buches überwiegen jedoch seine Schwächen bei weitem. Smith hat die 9000 Blatt Dokumente über den Fall Ilse Koch durchgearbeitet, und glücklicherweise ist er ein Vertreter der »narrativen« Geschichtsschreibung. Er breitet dieses Material in seiner ganzen Fülle (und Widersprüchlichkeit!) vor uns aus, ohne es nach bestimmten Voreingenommenheiten zu selektieren, und er belegt jede Einzelheit. Es ist ein Glücksfall, daß gerade über den für die VB so wichtigen Fall Koch eine so ergiebige Verarbeitung vorliegt.

5.4 Wer ist Ilse Koch?

Margarete Ilse Köhler wird am 22. September 1906 in Dresden geboren als drittes Kind einer Familie, deren sozialer Hintergrund von Smith (7) skizziert wird als »protestantische Handwerker aus den ländlichen Bezirken Thüringens, Sachsens und Niedersachsens«. Nach acht Jahren Volksschule beginnt für Ilse das Berufsleben mit Gelegenheitsanstellungen in einer Buchhandlung, dann als Sekretärin. Der weitere Verlauf von Ilse Köhlers Leben ist ein Musterbeispiel dafür, was wir in Abschnitt 2.13 über die NSDAP als »Ersatz-Dienstleistungsgesellschaft« ausgeführt haben. 1932 tritt sie unter Mitgliedsnummer 1 130 836 in die NSDAP ein. Wie Tausenden anderen bietet Hitlers Machtergreifung auch ihr ein Mehr an sozialer Sicherheit und die Chance sozialen Aufstiegs. Sie bekommt eine feste Bürostelle bei Reemtsma in Dresden. Smith (9): »Sie war jung, attraktiv und hatte eine unersättliche Gier nach allem, was ein Leben im Wohlstand zu bieten hatte.«
1934 lernt Ilse Köhler den SS-Sturmbannführer (Major) Karl Koch, Jahrgang 1897, kennen. Smith (9) zitiert einen »langjährigen gemeinsamen Freund«: »An diesem Punkt begann für Ilse der Weg nach unten. Wenn sie nur geahnt hätte, was ihr Schicksal für sie bereit hielt, dann wäre sie nie eine Beziehung mit Karl eingegangen. Tatsächlich erkannte sie sein wahres Wesen erst, als es bereits zu spät war.« Diese Andeutung zielt auf die kriminellen Anlagen Kochs und seiner Familie. Der erst 1931 in die NSDAP Eingetretene macht in der Partei dank hoher Protektion (genannt werden Himmler, Oswald Pohl) eine Blitzkarriere, die sich nach der Machtergreifung ausschließlich innerhalb des Lagersystems abwickelt. 1937 heiratet Ilse den SS-Obersturmbannführer (Oberstleutnant) Karl Koch, der Ende 1935 zum Lagerkommandanten von Buchenwald ernannt worden war. Das Paar bezieht ein Haus (»Villa Koch«) außerhalb des Konzentrationslagers. 1938 wird das erste Kind, Artwin, geboren. (Dieser Sohn entzieht sich in den ersten Nachkriegsjahren durch Selbstmord dem Odium, »Sohn der Kochs« zu sein.) 1939 folgt eine Tochter; eine 1940 geborene zweite Tochter stirbt bereits nach einem Jahr.

Ilse Kochs Lebensdrang wird in jenen Jahren in viel Aktivität sichtbar. Sie ist eine begeisterte Reiterin. Mit verschiedenen SS-Offizieren hat sie intime Beziehungen. Ähnliche Beziehungen zu Sträflingen, die ihr nachgesagt wurden, konnten nie belegt werden. (Hingegen berichtet Smith auf Grundlage seiner Akten die skurrile Geschichte eines jungen Häftlings, der zu Hausarbeiten und zum Kinderhüten ins Haus Koch abgestellt war. Als er erwischt wird, wie er in Abwesenheit Ilse Kochs deren Kleider anzieht, erspart sie ihm eine harte Bestrafung.) Übrigens macht auch Karl Koch Seitensprünge, doch erfährt er von denen seiner Frau erst in der Haft, vom Ermittlungsrichter.
Karl Kochs Absetzung als Lagerkommandant im Jahre 1941 macht diesem Lebensstil ein Ende. Im SS-Prozeß gegen das Ehepaar Koch rettet sich Ilse Koch durch Distanzierung von ihrem kriminellen Mann. Nach ihrem Freispruch zieht sie ins Schwäbische zu ihren Kindern. Dort wird sie zur Trinkerin, führt ein zügelloses Leben. Sie muß mit ihren beiden Kindern die Wohnung Raible verlassen und in ein Hotel ziehen. Mit ihrer Verhaftung als Kriegsverbrecherin am 30. Juni 1945 in Ludwigsburg ist es auch mit ihrem Leben in Freiheit definitiv zu Ende.

5.5 Der Prozeß der SS

Eine der wenigen Besprechungen des Smithschen Buches erschien in der Münchner »Süddeutschen Zeitung«. Sie war für dieses Blatt erstaunlich objektiv. Das lag daran, daß eine Frau über Ilse Koch schrieb; die Rezensentin sprach offen aus, daß Ilse, weil sie eine Frau war, weit schlechter wegkam als ihre Mitangeklagten im Buchenwaldprozeß. Allerdings wurde für den SZ-Leser die Situation von Frau Koch durch die summarische Feststellung verwischt, daß Karl Koch 1945 hingerichtet worden sei. Ob die Rezensentin nicht sagen wollte, von wem Koch hingerichtet worden ist, oder ob da die Redaktion eine Retusche an der ohnehin zu objektiven Besprechung vornahm, ist uns nicht bekannt.

Offensichtlich hat es im Dritten Reich innerhalb der Führungsschicht Bestrebungen gegeben, in den KZs begangene Verbrechen der Wachmannschaften gerichtlich zu sühnen. Umfang und Bedeutung dieser »Gegenwartsbewältigung« durch Nationalsozialisten sind jedoch schwer abschätzbar, da sich zum mindesten die offizielle Forschung nicht sonderlich um Positiva des Dritten Reiches gekümmert hat. Bekannt ist Himmlers Befürchtung, das KZ-System vermöge auf Seiten der Bewacher verbrecherische Instinkte zu wecken, welche sich zu einer Gefährdung von Staat und Bewegung auswachsen könnten. Besonders fürchtete er Korruption und sexuelle Perversion. So richtete er ein System zur überwachung der Bewacher ein. Die Schlüsselfigur scheint dabei der SS-Richter Dr. Konrad Morgen gewesen zu sein. Er war mit erheblichen Vollmachten ausgestattet, die ihm gestatteten, unvermutet in den KZs aufzutauchen und ohne Rücksicht auf Rang oder Parteiverdienste Verbrechen aufzudecken. (Der persönlich untadelige Mann hat nach dem Krieg seinen Beruf als Rechtsanwalt in einer westdeutschen Großstadt noch längere Zeit ausgeübt. Unseres Wissens ist er von keinem Spezialisten der Geschichte des Dritten Reiches über seine Erfahrungen befragt worden.) Das Fazit von Smith (212) zu diesem Thema ist: »Ironischerweise gewährt das Beweismaterial, das der SS-Polizeigerichtshof während des Krieges gegen Karl und Ilse benutzte, einen genaueren Einblick in ihre rechtlichen und moralischen Vergehen als die zahllosen Beweismittel, die während der beiden Nachkriegsprozesse herangezogen wurden.«

Dr. Morgen scheint schon früh Gerüchten über Karl Kochs Verhalten nachgegangen zu sein. So wurde gemunkelt, Koch habe von Angehörigen von Häftlingen hohe Summen erpreßt, für die er Erleichterungen für die betreffenden Häftlinge versprach. 1941 reicht das Material zur Absetzung Kochs als Lagerkommandant aus. Es zeigt sich jedoch, daß die »autoritäre Anarchie« des Dritten Reiches auch für Verbrecher ihre Vorzüge hat. Dank Protektion wird Koch bereits nach einem Tag aus der Gestapo-Haft entlassen. Seine anschließende Versetzung auf Posten im Osten war möglicherweise auch ein Schachzug, um ihn seinen Richtern zu

entziehen. Dr. Morgen läßt jedoch nicht locker. Er stützt sich dabei auf eine Gruppe von »Puristen« in der SS, zu der Smith unter anderem den SS-General Prinz von Waldeck-Pyrmont zählt. 1943 ist es soweit. Koch wird nach Buchenwald befohlen und dort verhaftet — diesmal von der SS, die ihn nicht mehr freigibt. Himmler scheint Koch seine Protektion entzogen zu haben. Zeitweise plant der Reichsführer-SS sogar eine öffentliche Hinrichtung von Koch im KZ Buchenwald, als ein Exempel für alle. Er läßt jedoch diesen Plan wieder fallen. (Die Gründe dafür sind nicht bekannt.) Immerhin bringt die SS einen Monat vor der deutschen Kapitulation Koch aus dem Weimarer Gefängnis in das Lagergelände von Buchenwald zurück und führt dort die Hinrichtung an abgelegenem Ort durch.

5.6 Der Prozeß der Amerikaner

Daß Ilse Koch sich nach dem Krieg zunächst vor einem amerikanischen Gericht zu verantworten hat, hängt mit einer sonderbaren Entscheidung des Generals Patton zusammen. Dessen Armee war bei Kriegsende weit nach Thüringen vorgestoßen. Auf gemeinsamen Beschluß der Siegermächte muß sie jedoch Thüringen bis zum 21. Juni 1945 räumen, da dieses Gebiet zur russischen Besatzungszone geschlagen wurde. Den Bewohnern Thüringens wird verboten, mit den Amerikanern nach Westen zu ziehen — eine Bestimmung, an die sich die »Amis« stur halten. Patton fällt jedoch die erstaunliche Entscheidung, das KZ Buchenwald nach Westen zu evakuieren. Dazu Smith (218): »Es gibt keine Antwort auf die Frage, warum Patton sich entschloß, die restlichen Lagerbewohner, Personal und auch Akten in Richtung Westen zu bewegen . . ., als er das Gebiet vor den Russen evakuierte. In den offiziellen Akten finden sich darüber keine Angaben, und Patton hat sein Verhalten nie erklärt.« Die Annahme, der amerikanische General habe das ungestörte Abrollen der Anfang April gestarteten »Operation Menschenhaut« durch die Lager-Dislokation sichern

wollen, ginge wohl zu weit: Patton hat die Verteufelung der Deutschen nicht mitgemacht. Näher liegt die Vermutung, daß dieser Vollblutsoldat es einfach für besser hielt, eine so hochexplosive Sache wie den Buchenwald-Komplex nicht den Sowjetrussen zu überlassen. Aus Distanz wissen wir, daß die Amerikaner sich durch ein Zurücklassen des giftigen Apfels viel Ärger erspart hätten.
Zunächst gehen die Amerikaner hochmoralisch an die Affäre Ilse Koch heran. Die Stimmung, mit der sie im April 1947 nach langen Vorbereitungen in den Prozeß gegen »the bitch of Buchenwald« einstiegen, hat Smith (5) so charakterisiert: »Die Welt hatte einen harten und abstoßenden Krieg gegen den Nazismus geführt und verlangte nach Rache. In Ilse Koch schienen sich in einer Person alle üblen Seiten des verhaßten Regimes zu vereinen.« Später formuliert der amerikanische Senator McClellan, Mitglied eines vom Kongreß eingesetzten Untersuchungsausschusses über den Fall, dasselbe etwas direkter: »Nach dem zu urteilen, was ich über den Fall weiß, glaube ich, daß man dieser Frau das Genick brechen sollte.« Es zeichnet sich jedoch bald ab, daß der amerikanische Prozeß gegen Ilse Koch juristisch genauso ergebnislos ausgehen wird wie ihr Prozeß vor dem SS-Gericht.
1948 sagt sogar ein Vertreter der Anklagebehörde, Colonel Harbaugh aus dem Stab von General Clay (142): »Ich sehe keinen Grund, der uns dazu berechtigt, die Angeklagte weiterhin zu inhaftieren. Es besteht kein Zweifel daran, ihr wurde der Prozeß in der Presse gemacht, und sie hatte sowohl vor wie nach den Verhandlungen darunter zu leiden, daß sie die einzige Frau im Lager war.« (Wobei allerdings Ilse Koch stets energisch bestritt, daß sie »im« Lager gelebt habe.) Smith (125, 138) wird noch deutlicher: »Nach der herrschenden öffentlichen Meinung stand das Prozeßergebnis bereits vor der Beweisaufnahme fest ... Die Macht der Propaganda und Massensuggestion kann wohl kaum besser illustriert werden als im Fall Ilse Koch.«
Allerdings verschlimmert Ilse Koch noch aus eigenem Antrieb ihre so verfahrene Situation. Am 29. Oktober 1947 wird sie von ihrem vierten Kind, dem Sohn Uwe, entbunden. Über den Vater gibt sie keine Auskunft. Da sie seit zwei Jahren in amerikanischer Haft

lebt, mutmaßt die Öffentlichkeit eine US-Vaterschaft — zumal bekannt wird (187), daß Ilse Koch Hunderte von Heiratsanträgen aus den USA erhalten hat. Von US-Seite werden andere Hypothesen gestreut: ein deutscher Häftling, dann »displaced persons« aus den Ostländern unter dem amerikanischen Personal werden als mögliche Väter genannt. Das ändert jedoch nichts daran, daß bei den Verbündeten der Amerikaner ironische Kommentare über die Hintergründe und Untergründe des Puritanismus laut werden. Und die amerikanischen Frauenverbände toben. Längst war in den USA bekannt geworden, daß Tausende von deutschen Mädchen und Frauen in der Notzeit nach der Kapitulation ihre Existenz (und die ihrer Familien) mit Beziehungen zu den »Amis« fristeten — Beziehungen, die sich nicht immer von Prostitution unterscheiden. (Wir belassen es bei diesen vorsichtigen Andeutungen über ein von beiden Seiten tabuiertes Phänomen.) Dem setzte nun das uneheliche Kind der »Hexe von Buchenwald« eine groteske Pointe auf.

Aus dem Abstand von vier Jahrzehnten wirkt es bizarr, daß sich das amerikanische Gericht in Dachau damals über lange Sitzungen hinweg mit den Gerüchten und Behauptungen über das Geschlechtsleben der »Kommandeuse« befaßte — als ob das das Thema des Prozesses gewesen wäre. Ilse Kochs jüdischer Pflichtverteidiger Captain Emanuel Lewis (118) sperrt sich energisch, aber ohne Erfolg, gegen diesen Trend: »Ihre persönliche Moralauffassung geht niemanden auf der Welt etwas an und ist nicht Sache des Gerichts, das muß sie einzig und allein mit sich ausmachen.« Ein anderer amerikanischer Offizier, Leon Poullada, Chefverteidiger im Prozeß des KZ Nordhausen, äußert sich etwas sarkastischer: »Die Akten zeigten, daß Frau Koch moralisch abartig und eine gefühllose Frau war, kein passender Umgang für Leute, die irgendwo auf der Welt auf sich hielten. Doch diese Charakterzüge sind in der USA an sich nicht strafbar und sicher keine Kriegsverbrechen im Sinne des Völkerrechts . . .«

Auch von der großen Politik her geriet der Buchenwald-Prozeß ins Zwielicht. Einen Monat vor seinem Beginn, am 12. März 1947, hatte die »Truman-Doktrin« das Signal zum Kalten Krieg zwi-

schen West und Ost gegeben. Mit ihr beginnt sich in der amerikanischen Optik das Bild der Deutschen zögernd und auf Umwegen, aber kontinuierlich, zu verändern. Im Verlauf der nächsten Jahre wird das Bild des zu erziehenden, ja zu bestrafenden Deutschen allmählich vom Bild künftiger Hilfstruppen überlagert. Auf diesem Weg hatten sich die Amerikaner mit der Dämonisierung der »Hexe von Buchenwald« einen beachtlichen Stolperstein geschaffen. Zwar waren die amerikanischen Richter zum gleichen Ergebnis gekommen wie drei Jahre früher ihre Kollegen von der SS-Gerichtsbarkeit: juristisch faßbare Verbrechen konnten der Angeklagten nicht nachgewiesen werden. Aber einen Freispruch Ilse Kochs konnte man sich angesichts der »veröffentlichten Meinung« auch nicht leisten.
Am 12. August 1947 wird Ilse Koch, einzige Frau unter den 31 Angeklagten des Buchenwald-Prozesses, schuldig gesprochen und zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Man behilft sich dabei mit einer vagen Formel, die auch in anderen Kriegsverbrecherprozessen verwendet wird. Nach Smith (173) beruhte der Schuldspruch auf der »bewiesenen Mittäterschaft an dem ›gemeinsamen verbrecherischen Plan‹«. Und diese Formel wird vom Gericht noch weiter ins Unbestimmte hinein verlängert durch die Feststellung (173 f.), es lägen, »da Ilse Koch im Gegensatz zu ihren 30 Mitangeklagten keine offiziell zuerteilte Position im Lager innehatte, keine mildernden Umstände vor: was auch immer sie das Lager und seine Häftlinge betreffend getan hat, das tat sie freiwillig...« Womit man in aller Unschuld die Dämonisierung der »Hexe« noch verstärkte. Hinter dieser kuriosen Feststellung wird natürlich das oberste Leitbild der Sado-Pornos sichtbar: die gestiefelte Domina, die mit ihrer Peitsche durch ein Spalier zitternder Männer schreitet und sich ihre Opfer sucht. Zugleich aber erkennt man, wie wenig sich die amerikanischen Richter in das Dritte Reich einzufühlen vermögen. Selbst wenn Ilse von solchen Gelüsten besessen gewesen wäre, hätte der herrschsüchtig-ehrgeizige Karl Koch seine Frau das niemals im Lager ausleben lassen: in einem Männerbund wie der SS hätte er sich damit im Kreis seiner Kameraden für immer als Memme lächerlich gemacht.

Allerdings gibt es seit dem Lebenslänglich-Urteil gegen Ilse Koch in der amerikanischen Administration in Deutschland auch gewissenhafte Männer — Smith zitiert sie mit ihren Stellungnahmen (142, 160 u. a.) —, die von Unbehagen über Prozeßverlauf und Urteil erfüllt sind. Die massiven Rechtsbrüche der amerikanischen Militärjustiz im Malmedy-Prozeß von 1946 sind inzwischen bekannt geworden (145) und haben dem amerikanischen Ansehen sehr geschadet. So ist es verständlich, daß General Lucius Clay, Militärgouverneur der US-Besatzungszone, 1948 versucht, neben einer Reihe anderer dubioser Fälle auch den Komplex Buchenwald/ Ilse Koch unauffällig zu liquidieren. Aber es gibt eben, wie schon Pattons Transfer des KZ Buchenwald in den Westen zeigt, Aufgaben, die man einem auch noch so tüchtigen Berufssoldaten nicht zur Erledigung überlassen darf.
Der einseitig administrativ denkende General begeht den schweren Fehler, im Fall Ilse Koch die Schlüsselrolle der Medien nicht gebührend in seine Überlegungen einzubeziehen. Am 8. Juni 1948 wandelt Clay die lebenslängliche Haftstrafe von Frau Koch in eine vierjährige Haft um. Da sie im Oktober 1945 von den Amerikanern in Haft genommen worden war, muß sie also im Oktober 1949 freigelassen werden. Die Entscheidung wird aber zunächst der Öffentlichkeit nicht mitgeteilt. Man schiebt diese unangenehme Aufgabe vor sich her. Und es kommt, wie es kommen muß: im September 1948 wird Ilse Kochs Begnadigung durch die Indiskretion eines in München stationierten amerikanischen Journalisten bekannt. Eine geradezu orkanartige internationale Entrüstungskampagne ist die Folge. Smith (146): »Noch bevor eine offizielle Stellungnahme vorbereitet werden konnte, reagiert die Öffentlichkeit laut und vernehmlich mit einer Demonstration anläßlich eines Konzertes, das Walter Gieseking in der New Yorker Carnegie Hall gab.« (Eines der ersten repräsentativen Konzerte eines deutschen Musikers nach 1945 in den USA.) Die Demonstration wird beherrscht durch Transparente: »Spielt Ilse Koch nächsten Samstag?«
Die Sowjetunion, die sich längst auf die amerikanische Besatzungspolitik eingeschossen hat, erkennt sofort ihre Chance. In Abstimmung mit ihren angelsächsischen Fellowtravellers (160) stellt

sie die Begnadigung der »Bestie« Ilse Koch als eine der Gaben dar, mit denen die USA die Westdeutschen als Fußvolk für den nächsten Weltkrieg gewinnen wolle (145, 150, 178). Doch da kommt für General Clay die Rettung in der Not. Ein politisch denkender Kopf in seiner Umgebung kommt auf die geniale Idee, wie man den schwarzen Peter loswerden kann.

5.7 Der Prozeß der werdenden Bundesrepublik

Die geniale Idee ist diese: über unauffällige Einfluß-Agenten suggeriert man den Repräsentanten der sich formierenden deutschen Demokratie, die endgültige Aburteilung selbst zu übernehmen. Und das sozusagen zur Selbstreinigung: es sei für die Deutschen eine ideale Gelegenheit, sich geläutert zu präsentieren. Zum Juristischen präzisiert Smith (179): »Clay besaß, wenn er es wünschte, die Vollmacht, deutsche Gerichte durch die Kanäle der Militärregierung zu beeinflussen, aber es gab auch bereits die notwendige technische Regelung, nach der Deutsche gegen Deutsche (und andere Staatsangehörige, die nicht zu den Vereinten Nationen gehörten) gerichtlich vorgehen können.«
Der Coup gelingt. Auf westdeutscher Seite geht man bereitwillig auf die Anregung ein. Unter den Dokumenten, die Smith dafür vorlegt, stammt das kostbarste Zeugnis von »Robert Kunzig, einem der Ankläger im Fall Buchenwald und inzwischen stellvertretender Justizminister von Pennsylvania« (183): »Ich suche diesen Mann, Müller, glaube ich, im bayerischen Justizministerium auf. Das war im Juli oder August 1949 — ich war seit 1947 nicht mehr dagewesen — und der Mann setzte mir doch tatsächlich heiße Schokolade mit Schlagsahne vor.« Allerdings merkt Kunzig so wenig wie der referierende US-Historiker Smith, daß er seinen bayerischen Kollegen vor sich hat: den als schlau geltenden Dr. Josef Müller, genannt »Ochsensepp«, vom September 1947 bis zum Dezember 1950 bayerischer Justizminister. Kunzig fährt fort: »Ich versuchte mein Bestes, ihn davon zu überzeugen, daß es vom po-

litischen und diplomatischen Standpunkt aus klug sei, dieses bösartige Geschöpf zu nehmen und der Welt zu zeigen, daß die Deutschen sie ebenfalls vor Gericht stellen könnten.«
Das »Timing« des Übergangs von Ilse Koch aus amerikanischen in deutsche Richterhände ist in seiner Verflechtung mit den politischen Ereignissen recht aufschlußreich. Am 9. Oktober 1948 gibt der 1946 unter amerikanischer Aufsicht gegründete Freistaat Bayern seine Absicht bekannt, nach Ilse Kochs Freilassung einen eigenen Prozeß gegen sie anzustrengen. 18. Oktober: Präsident Truman fordert einen vollständigen Bericht über den Fall Ilse Koch. 20. Oktober: die Sowjetunion fordert, daß Ilse Koch nach der Freilassung aus amerikanischer Haft in Gewahrsam genommen werde. 22. März 1949: General Clay gibt bekannt, daß die USA aus juristischen Gründen keinen neuen Prozeß gegen Ilse Koch führen können. 23. März: die provisorische Regierung der sowjetischen Besatzungszone, die »Deutsche Wirtschaftskommission«, fordert, daß Ilse Koch in Gewahrsam genommen werde. 8. Juni: ein bayerischer Beamter verkündet, daß Ilse Koch mit Sicherheit nochmals vor Gericht gestellt werde. Juli: Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. 7. August: die Sowjetunion und die Vertreter ihrer Besatzungszone verweigern die Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik bei einem neuen Prozeß. 12. August: eine Gruppe westdeutscher Anwälte fährt in die USA zum Sammeln von neuem Beweismaterial gegen Ilse Koch. 5. Oktober: Ilse Koch wird von den Amerikanern den westdeutschen Behörden übergeben. (Sie wird bis zu ihrem Tod 1967 in deutscher Haft bleiben.) 7. Oktober: erste Regierung der DDR, unter Ministerpräsident Grotewohl. 5. Februar 1950: Ilse Koch wird zur Untersuchung in ein Krankenhaus gebracht. 12. März: sie wird zur Beobachtung in eine psychiatrische Klinik geschickt. 26. Mai: der bayerische Staatsgerichtshof klagt Ilse Koch des Mordes und der Mißhandlung von Deutschen an. 27. November 1950: Beginn des deutschen Prozesses in Augsburg.
Sachlich bringt der Augsburger Prozeß nicht mehr zu Tage als der Prozeß der SS und der Prozeß der USA. Es lohnt nicht, auf ihn einzugehen. Hingegen ist seine Inszenierung wichtig — an ihr läßt

sich der eigentliche Zweck dieses Prozesses ablesen. Smith (189) berichtet: »Um für die Photographen und Reporter günstige Aufnahmebedingungen zu schaffen, hatte man im Gerichtssaal große Scheinwerfer angebracht, die die Zentralfiguren in helles Licht tauchten.« Über das Verhalten des deutschen Publikums, das sich in den Saal drängte, lesen wir an gleicher Stelle: »Von Anfang an zeigten die Zuschauer eine offene Abneigung der Angeklagten gegenüber, und gelegentlich war aus dem Zuschauerbereich ein verärgertes Murmeln zu hören, nachdem Frau Koch eine verneinende Antwort gegeben hatte!« (Gemeint ist: eine Beschuldigung zurückgewiesen hatte.) Diese offene Feindseligkeit ihrer Landsleute bleibt nicht ohne Wirkung auf Ilse Koch: »Manchmal schien Frau Koch das Publikum mit ihrem Benehmen absichtlich zu provozieren.« Dazu paßt ein Bericht über ihr Verhalten außerhalb des Gerichtssaales (199). Es gelingt ihr einmal, das Zellenfenster aufzureißen und auf die Straße herabzuschreien: »He! Seht hier nach oben, ich bin Ilse Koch!«

Während der Verhandlungen läßt ihre aus dem US-Prozeß bekannte, wachsame Abwehrbereitschaft deutlich nach (194): »Sie machte kaum den Versuch, ihre Langeweile zu verbergen. Die meiste Zeit saß sie mit niedergeschlagenen Augen und hatte die Hände im Schoß. Manchmal studierte sie die Schnitzereien an der Decke oder starrte teilnahmslos auf die Gesichter in der Zuschauermenge. Wurde ein Zeuge emotional oder begann zu weinen, wandte sie sich vom Zeugenstand ab und schloß die Augen. Zeitweise machte sie einen kranken Eindruck, als befände sie sich am Rande eines körperlichen Zusammenbruchs. Immer wenn sie in den Zeugenstand gerufen wurde, antwortete sie so kurz wie möglich und erwiderte oft ihr stereotypes ›Stimmt nicht‹ oder ›Unsinn‹... Ohne Zweifel waren viele Zuschauer gelangweilt über die Unfähigkeit der Anklage, neue Enthüllungen zu präsentieren.«

Am 15. Januar 1951 verurteilt das deutsche Gericht Ilse Koch zu lebenslänglicher Haft. Die Formel, mit der das Fehlen von Beweismaterial umgangen wird, lautet diesmal: schuldig der Anstiftung zu Mord und schwerer körperlicher Mißhandlung (199). Ilse Koch wird in das Frauengefängnis in Aichach (Oberbayern) über-

führt, wo sie bis zu ihrem Tod bleiben wird. Fünf Jahre nach diesem Urteil ändert sich das politische Klima in der Bundesrepublik entscheidend. Mit der Aufstellung der Bundeswehr geht der unmittelbare »Nachkrieg« zu Ende. Die Situation der unter Anklage von Kriegsverbrechen Verurteilten verbessert sich sprunghaft.
Für 1957 faßt Smith (201) die Lage so zusammen: »Vier der wichtigsten Kriegsverbrecher, die man in Nürnberg verurteilt hatte, waren freigelassen worden (Speer und Schirach sollten in einigen Jahren folgen); alle Personen, die man zusammen mit Ilse Koch (im amerikanischen Buchenwald-Prozeß) verurteilt hatte, und auch alle, die bei anderen KZ-Prozessen abgeurteilt waren, befanden sich inzwischen wieder in Freiheit. Nur 27 Personen, die die Alliierten für Kriegsverbrechen verurteilt hatten, blieben weiter in Haft (nicht einbezogen hierbei die Gefangenen in Spandau). Viele dieser der Kriegsverbrechen Angeklagten hatte man auf Grund von weit mehr Beweismaterial verurteilt als im Fall Koch vorgelegen hatte, und diese war nun bereits im 14. Jahr in Haft.« Für 1958 führt Smith (293) die Aufstellung weiter: »Bis Mai 1958 hatten die für die Begnadigung zuständigen Behörden, die auf Anraten der Amerikaner in Westdeutschland eingerichtet worden waren, alle Gefangenen, die von Amerikanern im Landsberger Hauptgefängnis für Kriegsverbrechen festgehalten worden waren, begnadigt oder freigelassen (seit 1945 hatten die USA über 6500 Personen der Kriegsverbrechen und der Verletzung der Menschenrechte angeklagt).«
Bekanntlich hat der 1954 in Kraft getretene »Überleitungsvertrag« festgelegt, daß Deutsche, die bereits von einem alliierten Gericht verurteilt worden waren, nicht für die gleichen Vergehen auch noch von einem deutschen Gericht angeklagt werden konnten. Für Ilse Koch galt diese Klausel nicht, weil sie vom deutschen Gericht vor dem Inkrafttreten des Überleitungsvertrages verurteilt worden war. Damit wäre also jener schlaue Kopf im Stab General Clays, der 1948 die »Weitergabe« Ilse Kochs an die Deutschen rechtzeitig eingefädelt hatte, der eigentliche Kerkermeister von Frau Koch? Smith (203) bestätigt das: »Ironischerweise wäre Ilse Koch zweifellos mit den anderen freigelassen worden, hätte Clay

nicht ihr Urteil geändert (das heißt: sie begnadigt) ... was letztlich den deutschen Prozeß nach sich zog.«
Ilse Kochs Verteidiger Alfred Seidl — späterer bayerischer Justizminister, dann Innenminister, bekannt auch als Verteidiger von Rudolf Hess — hat in all den Jahren bis zu ihrem Tod immer wieder hartnäckig versucht, ihre Begnadigung oder Freilassung zu erreichen. Aber er hatte keinen Erfolg. Smith (226) spricht die Gründe dafür offen aus: »Jedesmal, wenn sie einen Antrag auf Freilassung — so z. B. bei der Europäischen Kommission für Menschenrechte 1955 — stellte, wurde dies als störende Erinnerung an diese noch lebende Frau aufgefaßt. Der geringste Hinweis auf eine mögliche Freilassung hatte immer eine Flut öffentlicher Proteste zur Folge. Für die Bundesrepublik ergab sich ein dreifaches Problem: Ilse Koch konnte nicht hingerichtet werden, sie konnte nicht freigelassen werden und Nachrichten, die darauf verwiesen, daß sie noch existierte, waren nicht erwünscht.«

5.8 Der Sündenbock

Nicht nur der Beginn des »Falls Ilse Koch« ist ein Musterbeispiel für die Macht der Medien in unserer Gesellschaft — sein Ende ist es genau so. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren war Ilse Koch zweifellos die weltweit bekannteste Deutsche. So etwas schlägt jedoch in unserer Medienwelt mit der gleichen jähen Wucht ins genaue Gegenteil um. Als sie 1967 starb, war sie längst vergessen. Und zwar in Deutschland noch mehr als anderswo. Schon gegen Ende der 50er Jahre wurde es unwahrscheinlich, daß ein durchschnittlicher Passant auf den Zuruf aus einem Zellenfenster »Ich bin Ilse Koch!« erschreckt oder wenigstens wach erinnernd reagiert hätte. Die Frau, die ein Jahrzehnt lang so intensiv in der Welt draußen wie unter ihren Landsleuten die Gemüter bewegt hatte, existierte für die Öffentlichkeit nicht mehr. Zur immer wieder erstaunenden Wandlungsfähigkeit der Deutschen gehört diese rasante Plötzlichkeit und Effizienz des Vergessens. Was eben noch in

aller Munde war, verschwindet über Nacht aus dem Blickfeld, aus dem Bewußtsein, aus der Erinnerung. Dafür hat der Volksmund den so grausam treffenden Ausdruck »weg vom Fenster« geschaffen.

Im Fall Ilse Koch drängt sich ein anderer Begriff geradezu auf: »Verdrängung«. Das fiel selbst dem Amerikaner Smith (201) auf: »Das ›Wirtschaftswunder‹ Westdeutschlands begann mit einer Lebenskraft, die man 1945 für unmöglich gehalten hätte, das Nachkriegselend abzulösen. Es hatte genügend Selbstbezichtigungen und Selbstquälereien aufgrund der nationalsozialistischen Vergangenheit gegeben, und Ilse war eine unangenehme Erinnerung.«

Im westdeutschen Prozeß gegen Ilse Koch wurden in beklemmender Weise archaische, atavistische Züge spürbar. Die beflissene Gier, mit der man die von den Siegern angebotene Gelegenheit zur »Selbstreinigung« ergriff, der Haß des Publikums und dann das kalte Vergessen der Frau, die ohne wirkliche Beweise ihrer (strafrechtlichen) Schuld 22 Jahre lang in Haft ihrem Tod entgegendämmert — das alles läßt den mit alten (und ewigen) Kulten Vertrauten darauf schließen, daß da, mitten im 20. Jahrhundert, ein uralter Ritus aus den Tiefen wiederaufgestiegen und an der Oberfläche sichtbar geworden ist: der vom Sündenbock. Laut Meyers Konversations-Lexikon von 1902 ist das ein Bock, in den die bösen Geister gefahren sind; ein Hohepriester legt seine Hände und damit alle Sünden des Volkes »auf den Kopf des Tieres und sandte dasselbe durch einen Mann in die Wüste, damit es sich und alle Missetat des Volkes weit wegtrage«. Die Geschichte der Ilse Koch ist deshalb so verwirrend für uns, weil man spürt, daß mit ihr ein Sühneopfer in die Fundamente der mit dem Wirtschaftswunder neu sich aufbauenden Gesellschaft eingemauert wurde.

Es gibt den Bericht eines Zeugen, der das Tier in der Wüste gesehen hat. »In den späten fünfziger Jahren« hat der bereits zitierte Robert Kunzig das Gefängnis in Aichach aufgesucht. Smith (203) berichtet: »Er war neugierig darauf zu sehen, wie die Jahre Ilse Koch verändert hatten. Man gewährte ihm einen Blick in ihre Zelle: ›Ich kann es noch immer genau sehen — sie war ein altes

Scheusal; sie bewegte sich wie ein altes, weißhaariges Scheusal.‹ Er verließ das Gefängnis, ohne daß Frau Koch ihn bemerkt hätte.«
Allerdings hatte das Leben für Ilse Koch eine Peripetie noch aufgespart. Sie fällt ins Jahr 1966 und bringt Ilse Kochs während der amerikanischen Haft geborenen Sohn Uwe ins Spiel. Er war inzwischen ein 19jähriger Versicherungslehrling namens Uwe Köhler geworden; Köhler war der Name der Pflege-Eltern, die ihn aufgezogen hatten. Er erinnerte sich jedoch daran, daß er als Kind eine Kopie seiner Geburtsurkunde gesehen hatte, auf der als sein Familienname »Koch« angegeben war. Da er die Geschichte von Ilse Koch nicht kannte, brachte er sich nicht mit ihr in Verbindung. Jahre später, als er in Ansbach zur Schule ging, las er in der Zeitung über die Ablehnung eines Gnadengesuches für Ilse Koch. Die Geburt eines unehelichen Kindes am 29. Oktober 1947 wurde ebenfalls erwähnt (203 ff.). Da Uwe genau an diesem Tag geboren war, stieg in ihm die Ahnung auf, er könne der Sohn von Ilse Koch sein. Auf seine Frage hin bestätigt es der amtliche Vormund. Uwe Köhler verhält sich anders als sein Halbbruder Artwin, der sich umbrachte, weil er es nicht ertrug, der Sohn von Karl und Ilse Koch zu sein. Smith (205) schildert es knapp so: »Nach einigem Zögern beschloß er kurz vor Weihnachten (1966), seine Mutter zu besuchen. Mit ziemlichem Herzklopfen und Angstgefühlen begab er sich nach Aichach, aber das Treffen wurde eine ›glückliche Versöhnung‹. Von nun an besuchte Uwe seine Mutter jeden Monat.«
Uwe Köhler hat darüber — »in einem zwecklosen Versuch, seine Mutter zu rehabilitieren« (205) selber geschrieben (New York Times 5. 7. 1971): »Ich vermied es immer, mit ihr über den Krieg zu sprechen. Sie leugnete immer ihre Schuld und sagte, sie sei ein Opfer von Verleumdung, Lügen und Meineiden gewesen. Weiter habe ich dies nie mit ihr besprochen, denn es tat ihr weh. Ich wollte, daß meine Mutter auf ihre Entlassung hoffen konnte und daß sie zweitens nach 20 Jahren Gefängnis andere Gedanken hatte.« Und er fügt bei: »Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, wie es im Krieg war. Ich bin nicht einmal davon überzeugt, daß sie unschuldig war. Aber ich glaube, daß sie genau so in die Welt der

Konzentrationslager hineingeraten ist wie viele andere, ohne es verhindern zu können.«
Am 2. September 1967 begeht Ilse Koch in ihrer Zelle Selbstmord. Smith (205) beschließt ihr Porträt so: »... Sie machte aus dem Bettlaken eine Schlinge und es gelang ihr, sich damit zu erwürgen, indem sie es an der Klinke der Zellentür befestigte. Eine kurze Nachricht ließ sie für Uwe zurück: ›Ich kann nicht anders. Der Tod ist für mich eine Erlösung‹ ...« Am 17. September 1967 zieht der »Spiegel« mit einem die Sache treffenden Satz diesen Schlußstrich unter den Fall Koch: »Ilse Koch hat sich erhängt in Aichach, ein Opfer eigener Schuld, aber wohl mehr noch ein Opfer kollektiven Willens zur Selbstentschuldigung.«

6. GESCHICHTE DER VERGANGENHEITS-BEWÄLTIGUNG

Auch wenn die »Vergangenheitsbewältigung« als Forderung nicht erfüllbar ist, so kann doch die Bewegung, welche diese Forderung aufstellt, und der durch sie geschaffene Zustand beschrieben und analysiert werden. Dabei beginnt man am besten mit dem zwar keineswegs Einfachsten, aber methodisch Naheliegendsten... mit einem Aufzeigen der wichtigsten historischen Etappen der VB vom Kriegsende 1945 bis heute.

6.1 Die Ausgangssituation 1945

Der Sturz des faschistischen Staates in Italien und derjenige des Vichy-Staates in Frankreich wurden von bürgerkriegsähnlichen Ereignissen begleitet. Es kam in beiden Ländern zu Massakern an Landsleuten, die wirklich oder angeblich mit der deutschen Besatzungsmacht kollaboriert hatten. Diese Blutbäder waren nicht immer spontan, doch wurde weitgehend auf eine rechtsstaatliche Fassade verzichtet. Die Motivation dieser Morde war nicht immer politischer Haß. Es gab auch eine ganze Reihe anderer Beweggründe: so Raub und Plünderung, aber auch das Ausschalten unbequemer Mitwisser, dann die Absicht, mit Hilfe eines »antifaschistischen Alibis« noch schnell auf den richtigen Zug aufzuspringen, nicht zu vergessen das Begleichen privater Rechnungen und die blanke Mordlust. Das alles ändert nichts daran, daß diese Massaker sich in der Nachkriegsgeschichte beider Länder als eine Art von Ventil-Öffnung auswirkten, die den späteren Übergang zu Amnestien erleichterte. In Frankreich, einem Land mit alter Bürgerkriegserfahrung, war das besonders deutlich. Zwar sollen nach

Schätzungen französischer Historiker 1944/1945 über 100 000 Franzosen und Französinnen summarisch »liquidiert« worden sein. Schon bald aber ging man an den Aufbau einer strengen (an den Verfassungen von 1814/1815 und 1830 orientierten) Amnestiegesetzgebung, die einen endlosen Streit um die Vorgänge während der Besatzungszeit unmöglich machte.

In Deutschland hingegen kam es in keiner der verschiedenen Besatzungszonen zu Massakern von Deutschen an Deutschen. Vergleichbare Aktionen der einrückenden feindlichen Truppen führten bei der deutschen Bevölkerung nicht zu Folgeaktionen nennenswerten Umfanges. Beispielsweise ließ der als erster im KZ Dachau eintreffende amerikanische Kommandant die fünfhundert Mann der Wachmannschaft, meist Verwundete von der Front, die sich ordnungsgemäß und waffenlos übergeben wollten, gleich an Ort und Stelle erschießen (oder mit Spaten totschlagen). Den diensttuenden Offizier, der die Übergabe vornehmen wollte, trafen die Schüsse aus der MP noch während des Meldens. (Wir sind über den Vorgang mit reichem Fotomaterial unterrichtet durch das Buch eines Zeugen: »The hour of the avenger«, erschienen 1986 bei der Thunderbird Press Inc. in Metairie/Louisiana. Der Verfasser ist der ehemalige Sanitätsoffizier Howard Buechner, der sich heute noch dieser Tat seiner ehemaligen Einheit rühmt.)

Daß die Deutschen sich damals nicht wie Franzosen, Italiener oder Tschechen zu solchen Blutbädern hinreißen ließen, wird meist mit einem »Volkscharakter« oder mit deutscher Tradition erklärt. Andere Motive sollten nicht übersehen werden: die zahlenmäßige Bedeutungslosigkeit des deutschen Widerstands (und seine soziale Nichteignung als Veranstalter von Massakern); der Solidarisierungseffekt von Bombenkrieg und Besetzung auf die deutsche Bevölkerung, die noch nahe tägliche Erfahrung, daß nicht jedes NSDAP-Mitglied automatisch ein Verbrecher war; das Fraternisierungsverbot der Besetzer für ihre Truppen, das eine Aufspaltung in »böse« und »gute« Deutsche erschwerte. Vor allem aber: die Deutschen von 1945/46 hatten gar keine Zeit für VB; in dem zerstörten Land hatten sie alle Hände voll und bis zur Er-

schöpfung damit zu tun, die einfachsten Grundlagen ihrer materiellen Existenz wiederherzustellen.
In den ersten Nachkriegsjahren besteht VB in Deutschland zuallererst in den von den Siegern eingerichteten Kriegsverbrecherprozessen: bereits drei Monate nach Kriegsende, im August 1945, wird das Internationale Militärtribunal in Nürnberg errichtet; im Oktober 1946 werden dort zehn »Hauptkriegsverbrecher« gehängt. Diese spektakulären Ereignisse konzentrieren den Bewältigungsdruck auf eine kleine Zahl von Personen und entlasten damit die Mehrheit der Bevölkerung. Damals konnte sich noch kaum einer vorstellen, daß später einmal die Pression auf das gesamte deutsche Volk ausgedehnt würde. Das war erst möglich, als sich die VB in einen von den realen Anlässen losgelösten Regelmechanismus — im geschichtslosen, abstrakten Raum — verwandelt hatte. Wie es dahin kam, ist Gegenstand unserer Untersuchung. Dabei gilt es genau zu unterscheiden zwischen dem, was von den Siegern zur VB angeordnet wird und dem, was sich in Reaktion darauf auf deutscher Seite abspielt. Das sind zwei sehr verschiedene Entwicklungen, die sich selten überschneiden, fast nie decken. Aber erst beide zusammen bilden den Komplex »Vergangenheitsbewältigung«.

6.2 Bewältigung nach Geographie

Ob und wie die im Dritten Reich vereinigten Deutschen nach der Niederlage zu bewältigen hatten, hing weitgehend davon ab, wo man geboren oder wohin man vom Krieg verschlagen worden war. Am günstigsten kamen dabei die Österreicher weg. (Die Anti-Waldheim-Kampagne hat diese Vorzugsstellung bloß etwas abgeschliffen.) Als Ausweis für die politische Klugheit der Österreicher gilt ja, daß alle Welt Hitler für einen Deutschen und Beethoven für einen Österreicher hält. Der österreichische Anspruch, Hitlers »erstes Opfer« gewesen zu sein, wurde damals von den Siegern anerkannt. Außerdem wirkte sich eine besondere Eigenart Österreichs

dämpfend auf alle Versuche aus, dort eine VB nach westdeutschem Muster einzurichten. Zwar waren Rot und Braun politische Gegner, aber es verband sie der noch größere Haß gegen die »Schwarzgelben« (worunter sowohl die Habsburger wie die mächtige christlich-soziale Tradition fallen). Zudem unterlief dem »schwarzen« Dollfuss und seinen Nachfolgern ein folgenschwerer Fehler: sie steckten die austromarxistischen und die braunen Feinde des katholischen Ständestaates in die gleichen Gefängnisse, ja sogar in gemeinsame Zellen — immer in der Hoffnung, daß sie sich gegenseitig zerfleischen würden. Der Effekt war gerade umgekehrt: es bildeten sich Freundschaften, die bis heute gehalten haben. Als mit dem Anschluß von 1938 Nationalsozialisten aus der Pfalz und aus Berlin in der »Ostmark« die Zügel ergriffen, haben österreichische Nationalsozialisten früheren austromarxistischen Zellengenossen zur Emigration verholfen. So ist es kein Wunder, daß die SPÖ nach 1945 einst aktive Nationalsozialisten in ihre Reihen aufnahm und zu Ministern machte.
Die Deutschen der DDR hatten weniger Glück. Zwar mußten sie nicht bewältigen, aber die meisten von ihnen hätten wohl eine Bundesrepublik mit VB einer DDR ohne vorgezogen. Nach der in der DDR geltenden Doktrin hatten nur kapitalistische Deutsche das böse Erbe ihrer Nation zu tragen. Die Russen hielten es zwar für goldrichtig, daß die Angelsachsen die ihrer Obhut ausgesetzten Deutschen der Seelenmassage durch VB unterzogen — und sie taten alles, um diesen Prozeß in Gang zu halten. Ihren »eigenen« Deutschen ersparten sie die Kur: seelisch flatterig Gemachte ergeben keine strammen Satelliten.

6.3 Angelsächsische Patenschaft

Die Vergangenheitsbewältigung ist eine Angelegenheit Westdeutschlands geblieben. Allerdings verhielten sich die Franzosen in ihrer Besatzungszone eigentümlich zurückhaltend, wenn nicht gar ablehnend gegen die VB wie übrigens gegen jede Art von gei-

stig-seelischer Umerziehung. Sicher war auch hier die größere Bürgerkriegserfahrung Wurzel der französischen Skepsis. Der Franzose hat ein ziemlich nüchternes Menschenbild. In der Position des Besatzungsoffiziers fragt er sich nicht: wie kann ich die Deutschen moralisch bessern? Seine Überlegung ist vielmehr: wie kann ich diesen konkreten Deutschen gebrauchen, auf meine Seite ziehen? Nicht zufällig wurde die kleine französische Zone im Südwesten zu einem beliebten Refugium für Schriftsteller und andere Einzelgänger, die sich dem Umerziehungsdruck entziehen wollten. (So zog der von der englischen Bürokratie und deren deutschen Helfern sekkierte Ernst Jünger auf einen deutlichen französischen Wink von Niedersachsen nach Oberschwaben um.)
An der Herausbildung dieser Zustände hatte starken Anteil, daß der aus der innerfranzösischen Résistance bekannte Antagonismus zwischen Kommunisten und Gaullisten sich damals unverkennbar in das französische Vizekönigtum zwischen Freiburg im Breisgau, Mainz und Tübingen verlängert hatte. Einem gaullistischen Offizier brauchte man nicht erst beizubringen, wohin ein rein instrumental gemeinter »Antifaschismus« führt. Unvergeßlich ist mir das Gespräch, das ich 1949, einige Wochen vor Gründung der Bundesrepublik, in Tübingen mit einem französischen Offizier hatte, der eben von einer Reise in die amerikanische Besatzungszone zurückgekehrt war. Er hatte dort die »reeducation« der deutschen Bevölkerung auf vollen Touren erlebt — und er war entsetzt. Offensichtlich hielt er die Amerikaner für Zauberlehrlinge, die nicht wußten, was sie da ankurbelten. Überraschend war seine Prognose: die jungen Deutschen würden in absehbarer Zeit, als gelehrige Musterschüler, 200prozentige Demokraten sein. Und sie würden dann das, was ihnen die Reeducation eingetrichtert habe, als Waffe »gegen uns« (sagte er — er meinte die Sieger) wenden. Das schien mir damals eine witzige, aber überzogene Pointe zu sein. Das Gespräch erschien mir zwei Jahrzehnte später in anderem Licht, als ich in einer wissenschaftlichen Stiftung in New York einen älteren deutschen Emigranten als Tischnachbar hatte. Während des Krieges war er einer der vier Professoren gewesen, die für die amerikanische Regierung die »demokratische Reform

der deutschen Universitäten« plante. Nun erzählte er dem Gast »von drüben« (ihm vom Chairman als Schweizer vorgestellt) fast schluchzend, wie ihn einige Monate vorher die Führer der studentischen Revolte in Frankfurt mit antiautoritären Parolen »fertiggemacht« hatten. Während des Berichtens zitterte er; so hatte er sich die Ergebnisse der Reeducation nicht vorgestellt...
Nun, so etwas vermochte 1949 allenfalls ein Franzose vorauszusehen, sicher aber nicht ein Amerikaner. Es waren die beiden angelsächsischen Besatzungsmächte, welche damals in Westdeutschland die Paten der VB waren, wobei die USA dank ihrer Weltmachtrolle und ihrer naiven Dynamik den Ton angab. Den Deutschen in der sich allmählich formierenden Bundesrepublik war die amerikanische Vorliebe für einen moralischen Aufputz ihrer Politik bekannt. Zu ihrem beträchtlichen Erstaunen stellten sie fest, daß dies die dominierende westliche Besatzungsmacht nicht hinderte, ihre besonderen Interessen wahrzunehmen. Aber die Überraschung war angenehm, weil die Interessen der Amerikaner und der Westdeutschen zunächst und auf längere Zeit parallel liefen.

6.4 Die Truman-Doktrin von 1947

Zu Beginn des Jahres 1947 hatte in Westdeutschland der Elan der Überlebenden aus der Kriegsgeneration eine Behelfsstruktur zur Befriedigung der primitivsten Lebensbedürfnisse geschaffen, unterstützt von wohlwollenden Kräften in den Militärverwaltungen der Sieger. Alles war noch provisorisch. Aber der durch Niederlage und Nachkriegsnot gelähmte Geist begann sich allmählich wieder zu regen; man begann sich zu fragen, wie es nun weitergehen solle. In dieser Situation kam es zu einer Wende in der Weltpolitik, die auch für das weitere Schicksal der Deutschen entscheidend war. (Der Einfachheit halber sagen wir von nun an summarisch »die Deutschen« — gemeint sind diejenigen Deutschen, die bewältigen mußten: die Westdeutschen.) Die am 12. März 1947

vom amerikanischen Präsidenten verkündete Truman-Doktrin war das Zeichen, daß die USA die Hoffnung auf ein amerikanisch-russisches Kondominium aufgegeben hatten; sie war der Auftakt zum »Kalten Krieg« mit seiner gegen die Sowjetunion gerichteten Politik der »Eindämmung« (Containement).
Bereits im Januar 1947 hatte einer der klügsten und nüchternsten US-Militärs, General Marshall, die Führung der amerikanischen Außenpolitik übernommen. Ihm war klar, daß die Stellung der USA in Europa (damals noch wichtiger als die Stellung im pazifischen Raum) aufs äußerste gefährdet war, wenn das bereits zu einem Drittel in russischer Hand befindliche Deutschland als Ganzes ins Rutschen kam. Das Interesse am eben noch verdammten militärischen Potential der Deutschen (materiell, geistig, seelisch) begann sich zu regen. So wurden die Deutschen über Nacht aus Besiegten zu Vorzugspartnern der USA: einen solchen potentiellen Verbündeten konnte man nicht im Status eines Untersuchungshäftlings belassen. Man begann sogleich, das Unternehmen einer vom Sieger verordneten VB mit ihrer ganzen Maschinerie von Prozessen, Verhaftungen und Propaganda-Aktionen mit der gleichen Systematik zurückzuspulen; die antideutschen Lobbys in der USA suchte man mit patriotischen Ermahnungen in ihrer Aktivität zu dämpfen. Die Kriegsverbrecherprozesse wurden — auch sie — eingedämmt. Die Gefängnisse für die »Krauts« begannen sich, wie bereits geschildert, zu leeren.

6.5 Das Treffen in Camp David von 1959

Die Vorzugstellung der Deutschen konnte nicht ewig dauern. An Katastrophen gewöhnt, ahnten sie wohl, daß mit einem Ende des »Kalten Krieges« es auch gleich mit ihrer Musterschüler-Rolle wieder vorbei sein würde. So nützten sie denn die Schönwetter-Periode: statt sich bloß an der Gnadensonne zu wärmen, stellten sie mit einer Energie, die es mit den Leistungen im Kriege durchaus aufnehmen konnte, das »deutsche Wirtschaftswunder« auf die

Beine. Als sich Mitte der 50er Jahre der befürchtete politische Klimawechsel am Horizont abzuzeichnen begann, standen in den durch die Demontagen der Sieger leergeplünderten Fabrikhallen der Bundesrepublik überall blitzeblank-neue Maschinen. Rumpf-Deutschland war zum mindesten wirtschaftlich-technisch wieder zu einer Macht geworden.

Der Gongschlag, der den Klimawechsel anzeigte, war die Konferenz von Bandung im Jahr 1955. Sie demonstrierte, daß die so übersichtliche Teilung der Welt in zwei große Machtblöcke sich aufzulösen begann. Seit Bandung vermehrte sich die Zahl jener mittleren und kleinen Staaten sprunghaft, die sich weder Moskau noch Washington unterwerfen wollten. Die Welt wurde dadurch wieder unübersichtlich, was für die beiden Weltmächte, die sich in ihrem Dualismus bequem eingerichtet hatten, ein recht frustrierendes Erlebnis war. Sowohl in Washington wie in Moskau begann man sich zu überlegen, ob es nicht für beide Seiten, bei aller prinzipiellen Gegnerschaft, das Nützlichste wäre, zum mindesten gegenüber dem aufsässigen Gewusel der Kleinen zu einer gemeinsamen Strategie zu finden.

Nach jahrelangem Vortasten beider Weltmächte war es soweit: im September 1959 fanden sich Chruschtschow und Eisenhower in Camp David zusammen und machten stillschweigend dem Kalten Krieg ein Ende. Seither gibt es ein nie offen proklamiertes und nie vertraglich fixiertes amerikanisch-russisches Kondominium, das sich bei allen Schwankungen bis heute gehalten hat. Reagan und Gorbatschow haben es nicht geschaffen, sondern ihm nur neuen Schwung gegeben. Man kann die Spielregeln dieser Pax russo-americana so definieren: Erstens sind sich die beiden Großen bis zu dem Augenblick, in dem sie aufeinander schießen, gegenüber aufsässigen Dritten einig; zweitens billigt jeder dem anderen stillschweigend Einflußzonen zu, innerhalb deren Grenzen er sich nicht einmischt. Daß die beiden Großen sich ohne Rücksicht auf Dritte an diese Regeln halten, bekam Ghaddafi im Frühjahr 1986 spätestens dann zu spüren, als die russischen Kriegsschiffe kurz vor dem amerikanischen Angriff auf Tripolis die Operationszone verließen. Ob Washington vorher in Moskau angerufen hatte, ist

nicht bekannt. Innerhalb eines so informellen Kondominiums dürfte — gerade im Fall von Strafexpeditionen eines Großen in seinem Revier — die indirekte Kommunikation mit dem Antipoden das Wahrscheinlichere sein.

6.6 »Aktive Maßnahmen«

Mit dem Akkord von Camp David hatte die Bundesrepublik den Status des besonders gehätschelten Bundesgenossen der USA verloren; sie war von da an ein Bundesgenosse neben vielen anderen. Ein Vierteljahr nach dem Treffen in Camp David passierte etwas, was neuen Wind in die während des Kalten Krieges erschlafften Segel der deutschen VB blies. Kurz vor Weihnachten 1959 kam es zu den Hakenkreuz-Schmierereien in der Kölner Gegend, die weltweites Aufsehen erregten. Sie verschafften der VB nicht nur neuen Schwung, sondern auch eine andere Qualität: zur bisher unangefochten im Mittelpunkt stehenden Erinnerung an Nazi-Verbrechen im Krieg kam nun die Neonazi-Riecherei hinzu. Damit war die Bewältigung zu einer Stufenrakete geworden.

Allerdings fiel bald auf, daß die Massenmedien zwar weitertobten, gutunterrichtete Personen sich aber bald nicht mehr auf diese Schmierereien beriefen und staatliche Stellen die Auskunft zu verweigern begannen. Es sickerte dann durch, daß es sich um eine Aktion der sowjetrussischen Desinformazia handelte, und zwar der von dem armenischen General Agajanz geleiteten »8. Verwaltung« des KGB mit dem Namen »Aktive Maßnahmen«. (Ihre Aufgabe ist nicht die Feindaufklärung, sondern die Organisation von Fälschungen und Täuschungsmanövern, etwa von der Art der Kölner Malereien.) Ausgeführt wurde die Aktion von der entsprechenden Abteilung des tschechischen Geheimdienstes, dem von Moskau unter anderem die Bundesrepublik als Operationszone zugewiesen war.

Als Berichte über diese Zusammenhänge an die Öffentlichkeit drangen, wurden sie von östlicher Seite sofort als »faschistische

Ablenkungsmanöver« bezeichnet. Damit hatte der Osten leichtes Spiel, denn es ist den westlichen Nachrichtendiensten bekanntlich verboten, Fragen nach der Wahrheit solcher Berichte öffentlich zu beantworten (deutsche Dienste dürfen nur den Kanzler und den zuständigen Minister informieren). Die Medien ließen denn auch sogleich davon ab, die Spur zu verfolgen. Und diejenigen politischen Gruppen, welche für ihre Zwecke auf das Schreckbild einer »neonazistisch unterwanderten« Bundesrepublik angewiesen sind, konnten mit Hilfe des Antifa-Knüppels jede Kritik abwehren. Heute ist das allerdings nicht mehr möglich.

Als im August 1968 die Sowjetunion mit dem Einmarsch ihrer Truppen in Prag dem »tschechischen Frühling« ein Ende machte, lief ein Teil der Führungsgarnitur des tschechoslowakischen Geheimdienstes in den Westen über. Diese Männer unterrichteten die westlichen Dienststellen ausführlich über ihre früheren Tätigkeiten. Dazu gehörte vor allem auch ein minutiöser Bericht über die von ihnen simulierten »neonazistischen Aktionen« im Westen (darunter die Kölner Hakenkreuze). Einer aus dieser Crew, Ladislav Bittman, veröffentlichte zwei ausführliche Bücher über die von ihm geleiteten Unternehmungen, die auch deutsch vorliegen: »Geheimwaffe D« (englischer Originaltitel: »The Deception Game«), Bern 1973, Verlag des Schweizerischen Ost-Instituts, und »Zum Tode verurteilt/Memoiren eines Spions«, München 1984, Lev Roitmann Verlag. Seit diese beiden Bücher vorliegen, läßt sich die Feststellung, daß ein erheblicher Teil der »neonazistischen Aktivitäten« während der letzten Jahrzehnte von östlichen Geheimdiensten vorgetäuscht wurde, um Unfrieden im westlichen Bündnis zu schüren, nicht mehr als Ammenmärchen unter den Tisch wischen.

Bittman nennt Fakten, Daten, Namen — er verbleibt nicht in Andeutungen wie so manche Ex-Spione. Ältere Leser werden sich noch eines Aufsehen erregenden Attentats erinnern, das zeitweilig die deutsch-französischen Beziehungen erheblich belastete. Am 17. Mai 1957 wird die Frau von André Trémeaud, Präfekt des Département du Bas-Rhin in Straßburg, von einer Bombe zerrissen. Die Bombe steckte in einer Zigarrenkiste, die der Präfekt am sel-

ben Tag mit der Post erhalten hatte — seine Frau hatte sie für einen Gast öffnen wollen. Zu diesem Attentat bekannte sich ein »Kampfverband für Unabhängiges Deutschland«. Darüber schreibt Bittman (»Geheimwaffe D«, S. 23 ff.): »Dieser Kampfverband war erstmals 1956 auf der politischen Bühne Deutschlands aufgetreten, indem er bitterböse faschistische Proklamationen an die in der Bundesrepublik akkreditierten diplomatischen und militärischen Missionen von Amerika, England und Frankreich versandte und Offiziere und Soldaten der alliierten Streitkräfte sowie Verwandte von GIs in Amerika durch Drohbriefe verunsicherte. Der Kampfverband setzte sich für ein vereintes Deutschland ein, kämpfte gegen den dominanten Einfluß der Westmächte in der Bundesrepublik und forderte die Rückgabe aller früheren Gebiete, sogar Elsaß-Lothringens . . . Die Briefe, Flugblätter und Erklärungen des Kampfverbandes ließen darauf schließen, daß es sich bei den Führern und Mitgliedern um Nazis handelte. Obwohl zwar in diesen Schriftstücken eine gewisse antikommunistische Haltung durchschimmerte, richtete sich der Hauptangriff nicht etwa gegen den Osten, sondern den Westen.« Dann schildert Bittmann breit, welche Wirkung dies alles auf die Deutschen, die Franzosen, die angelsächsischen Stäbe hatte. Und dann erfährt man, daß diese ganze Unternehmung, mit all ihren Verästelungen, bis in jede Einzelheit hinein vom tschechischen Desinformationsdienst erfunden worden war.

6.7 Medien in Versuchung

Es soll nicht behauptet werden, es habe keine neonazistischen Gruppierungen in der Bundesrepublik gegeben (auch wenn ihre Bedeutung meist gewaltig überschätzt wurde). Aber es zeigt sich auch in diesem Fall, wie schillernd alle Vorgänge im Umkreis der VB sind. Eine sich als »neonazistisch« gebärdende Aktion kann echt sein. Sie kann — wie eben geschildert — von einem Desinformationsdienst getürkt sein. Und sie kann — leider — von

Medien manipuliert sein. Der Schreibende weiß, was er da sagt — es ist ihm zweimal gelungen, solche von Medien versuchte Fälschungen zu entlarven. Der eine Fall ist in meinem Buch »Von rechts gesehen« (Stuttgart 1974, Seewald Verlag, S. 273 ff.) dargestellt: es ist der 1966 von der größten französischen Illustrierten, »Paris-Match«, unternommene Versuch, durch in Münchner Bars angeheuerte und beim Kostümverleiher in SS-Uniformen gesteckte Statisten eine geheime Naziverschwörung vorzuspiegeln. Der zweite Vorgang war weniger spektakulär, aber sehr typisch, und wird, in wechselnden Variationen, immer wieder aufgeführt. Er sei darum hier festgehalten. Ich war 1979 als Experte zu einer Diskussionsrunde über »Neonazismus« im NDR-Fernsehen geladen, unter Moderator Ivo Frenzel. Zu Beginn wurde ein Dokumentarfilm über »Neonazis in Berlin« vorgeführt. Da mir mit diesem Film irgend etwas nicht zu stimmen schien, fragte ich versuchsweise den neben mir sitzenden Autor des Films: »Wieviel habt ihr denn diesen beiden Deppen fürs Nazi-Spielen gezahlt?« Da er mich, wegen der Sitzordnung, für einen »vom Haus« hielt, grinste er: »165 Mark ...« Kaum war unsere Runde auf Live-Sendung geschaltet, nützte ich das, um dem Fernsehpublikum mitzuteilen, daß der Hersteller des voraufgehenden »Dokumentarfilmes« mir soeben gestanden habe, zwei Berliner Halbstarken 165 DM für das Mimen von »Nazis« gezahlt zu haben. Der zur Salzsäule erstarrte Sünder war so erschrocken, daß er nicht die Geistesgegenwart hatte, zu leugnen — er stieß bloß mit hochrotem Kopf hervor: »Ja, aber 165 DM für beide zusammen ...« Herr Frenzel hat mich nie mehr zu einer seiner Sendungen eingeladen.

Übrigens teilte Frenzel dem Publikum gegen Ende der Sitzung mit ehrlich betroffenem Gesicht mit, es sei schon schlimm, das Studio sei während der Sendung gut vierzigmal von anonymen Personen mit »Heil Hitler!« angerufen worden. Da Frenzels Schmerz über den seelischen Zustand seiner Landsleute echt schien, suchte ich ihn nach der Sendung mit der Bemerkung zu trösten: »Vierzig Heil-Hitler sind doch selbst für eine kleine Desinformations-Einheit eine simple Angelegenheit — man braucht doch nur eine ei-

nigermaßen abgelegene Telefonkabine und genügend Zehnpfennigstücke...« Der Medienfachmann für aktuelle Politik schaute mich jedoch verständnislos an; offensichtlich wußte er gar nicht, wovon ich sprach.

6.8 Michel am Nullpunkt

Auf der Seite der Ankläger wird die Geschichte der Vergangenheitsbewältigung vom Gang der Weltpolitik bestimmt. Das macht diese Geschichte in ihrem Ablauf deutlich sichtbar. Sie hat exakt mit Jahreszahl zu fixierende Marksteine: deutsche Kapitulation 1945 — Truman-Doktrin 1947 — Camp David 1959 — Bitburg 1985...

Auf der Seite der Beschuldigten ist der Verlauf weniger dramatisch — er wird mäandrisch, unübersichtlich. Man zögert, präzise Jahreszahlen zu nennen. Das ist deutsche Binnengeschichte, Seelengeschichte. Nicht einmal der Beginn der Bewältigung ist bei den Deutschen eindeutig markierbar. Die Sieger waren mit festen VB-Konzepten, seit Beginn der 30er Jahre ausgearbeitet, in Deutschland einmarschiert. (Dabei werden die Historiker einmal die Rolle Willi Münzenbergs zu untersuchen haben.) Für die Deutschen, die in Deutschland geblieben waren, welcher politischen Richtung auch immer, war es schwierig, eine so eindeutige Einteilung in Gut und Böse zu übernehmen. 1945 war die zwölf Jahre lang gemachte Erfahrung, daß im Dritten Reich oft zwischen Gut und Böse gar nicht so leicht zu trennen war, noch allzu nahe. Gewiß hatte eine Minderheitsfraktion des doch sehr pluralistisch aufgespaltenen Nationalsozialismus den Deutschen ähnlich manichäische, schwarzweiße Schablonen aufzunötigen versucht, aber mit wenig Erfolg. Mitteleuropa ist nicht Asien; zwölf Jahre sind historisch eine recht kurze Zeitspanne...

Für die weitere Entwicklung der VB in Deutschland hatte es verhängnisvolle Folgen, daß der Deutsche von 1945, der doch so formbar gewesen wäre, mit einer manichäischen Weltsicht kon-

frontiert wurde, die ihm keine mit seinen Erfahrungen und seiner geistig-seelischen Verfassung übereinstimmende Reaktion erlaubte. Für Besiegte gibt es keine Nuancen. Die Deutschen hatten damals bloß die Wahl zwischen zwei Extremen und einem Ausweichen. Sie hatten die Wahl, entweder alle Beschuldigungen en bloc und im voraus zu akzeptieren oder alles als erfunden abzulehnen oder dann — einfach abzuschalten. Keiner, der eine nüchterne Sicht der menschlichen Natur hat, wird darüber erstaunt sein, daß die Mehrheit instinktiv den dritten Weg wählte. (Wobei anzumerken ist, daß das Abschalten durchaus mit Lippendienst vereinbar war — in jener Nachkriegszeit wurden die Deutschen, vielleicht erstmals in ihrer Geschichte, zu Schlaumeiern.)

6.9 Väter und Söhne

Auf der Seite der Sieger werden die Stationen der Vergangenheitsbewältigung mit weltpolitischen Trompetenstößen markiert. Auf der Seite der Besiegten geht die korrespondierende Entwicklung schleichend vor sich. Auf deutscher Seite sind zwischen 1945 und heute zwei Wenden der VB feststellbar. Bei der ersten kann man nicht einmal ihren zeitlichen Verlauf genau festlegen: das beginnt irgendwo in der ersten Hälfte der 60er Jahre, dringt in deren zweiter Hälfte an die Oberfläche und versandet dann. Das hat wohl damit zu tun, daß diese Wende äußerlich die Form eines Generationskonflikts annahm. Hinzu kam, daß die in Abschnitt 4.4 bereits geschilderte Verdünnung der VB zu einer immer abstrakteren Angelegenheit in diesem Zeitraum einen ersten Höhepunkt erreicht. (Wir hüten uns, vom einen zum andern eine voreilige Kausalverbindung zu ziehen — so simpel geht es im Dschungel der Geschichte nicht zu.) Die VB ist inzwischen für eine wachsende Anzahl von Menschen aus einer Betroffenheit zu einem Instrument, ja zu einer Waffe geworden. Bisher hatten sich nur die Sieger dieses Instruments bedient; damit ließen sich die Deutschen gängeln. Von den Deutschen selbst hatten sich bisher nur einzelne Indivi-

duen zur Regelung ihrer persönlichen Angelegenheiten des VB-Instrumentariums bedient. Doch mit dem gelungenen Wiederaufbau von Restdeutschland fiel der Zwang zum Konsens weg. Man konnte auf den Augenblick warten, in dem eine geschlossene Gruppe der deutschen Gesellschaft zu dieser Waffe greifen würde, um sich durchzusetzen.

Die »Kulturrevolution«, die in der zweiten Hälfte der 60er Jahre an den westdeutschen Universitäten aufflammte, war eine Revolution der Ideen. Es fehlte ihr das, was echte Revolutionen ausmacht: es floß kaum Blut. (Das haben wir bei Georges Sorel gelernt.) Eine gewisse Rasanz (wenn auch eine ihrer Natur nach zeitlich begrenzte) hatte sie gleichwohl, weil sie emotional ein Aufstand der Söhne gegen die Väter war. Tüchtige Väter können für ihre Söhne eine Last sein. Die Männer, welche erst für Hitler den Zweiten Weltkrieg führten und dann, soweit sie überlebten, nach 1945 das deutsche Wirtschaftswunder schufen, waren außergewöhnlich tüchtige Väter. Was die Väter zu viel hatten — Erfahrung —, war bei den Herren Söhnen Mangelware. So probten sie den Aufstand zunächst mit einer ziemlich stumpfen Waffe, dem Neomarxismus. Damit kamen sie über die Minorität der Minoritäten, die der Intellektuellen, nicht hinaus. Die Theorien der Großväter aus der »Frankfurter Schule« über die »autoritäre Persönlichkeit« waren allzu feingehäkelt. Mit einem verdünnten Aufguß von Marx kam man nicht an gegen den perfektesten Sozialstaat der deutschen Geschichte (nicht der Theorie), den die Gründerväter der Bundesrepublik inzwischen errichtet hatten. Und Vietnam, die Misere in den Entwicklungsländern — das war so weit weg. Diese »Übernächstenliebe«, dieser »Fremdnationalismus« vermochten nur den Blätterwald aus Papier zum Rauschen zu bringen. Tief in die Seele hinein ging das nicht.

Die richtige Waffe fanden die Söhne erst, als sie sich der Achillesferse der Älteren erinnerten. Wann hatten sie die so schrecklich tüchtigen Väter einmal verunsichert erlebt? Als die Rede auf die KZs kam. Da begannen die Väter verlegen zu stottern — da fielen ihnen keine schlüssigen Argumente mehr ein. So legte man denn die Seziermesserchen aus der Firma Adorno, Horkheimer & Co. weg

und griff zur Auschwitz-Keule: zu jenem kautschukartig zerdehnten »Faschismus«-Begriff, mit dessen Hilfe sich alles bürgerliche Streben als Vorbereitung des »nächsten Auschwitz« denunzieren ließ. Das war eine wirkungsvollere, weil primitive Waffe. Im »Großen Konsens« (2.14) des Dritten Reiches litt jeder Deutsche, soweit er nicht emigriert war oder im KZ saß, unter dem »Janus-Syndrom« (2.17) und mußte seine Kompromisse machen. Das heißt im Klartext: jeder Deutsche, der älter als vierzig Jahre war und weder über den Emigrations- noch den KZ-Bonus verfügte, war erpreßbar. Das Werkzeug dazu war der auch von den westdeutschen Universitäten willig übernommene stalinistische »Faschismus-Begriff«: eine sehr pflegeleichte Waffe, denn sie bedarf keines anderen Treibstoffes als der zu nichts verpflichtenden moralischen Entrüstung über die älteren Mitbürger. Von den 600 000 lebend aus dem Krieg zurückgekehrten Männern der Waffen-SS — natürlich alles Schwerverbrecher — lebten damals ja noch genügend, die man als Schießbudenfiguren verwenden konnte. (Was wörtlich zu nehmen ist: Emigrant Sebastian Haffner empfahl ihre sofortige Erschießung den Alliierten schon im August 1942 in der »World Review«.)
So hat ein erheblicher Teil der unbelasteten (zum mindesten NS-unbelasteten) Generation in den 60er Jahren die perfekt durchinstrumentalisierte VB als recht effektive Nachhilfe beim Generationenwechsel und überhaupt als Hebel beim sozialen Aufstieg entdeckt. Ein Aufstieg, bei dem den Söhnen der Schweiß der Väter weitgehend erspart blieb. Von dieser rüden Instrumentalisierung zu sehr irdischen Zwecken hat sich die VB in den Herzen und Köpfen der Deutschen nie wieder erholt.

6.10 Ein Exempel: die Kampagne gegen Diwald

Es ist nützlich, sich eine der Bewältigungskampagnen im Detail anzuschauen. Die Deutschen haben allenfalls Einfluß darauf, *wie* sie bewältigen. *Ob* sie bewältigen müssen, wird vorerst noch von außen entschieden. Das Jahr 1979 wurde zu einem Höhepunkt der

VB, weil ein sehr heftiger Anstoß von außen und einer von innen sich gegenseitig hochschaukelten. Der Anstoß von außen war die Ausstrahlung des amerikanischen »Holocaust«-Filmes im westdeutschen Fernsehen. Der Anstoß von innen war die Kampagne gegen den Historiker Hellmut Diwald. Die Kampagne ist in ihren Ungereimtheiten und Überraschungseffekten recht typisch für die Degeneration der VB.
Gegenstand des Streites war die 1979 im Propyläen Verlag — also im Verlagskonzern von Axel Springer — erschienene »Geschichte der Deutschen« von Diwald, 764 Seiten stark und keine leichte Lektüre, da diese Geschichte von heute nach rückwärts erzählt wird. Die Kampagne traf keineswegs einen »revisionistischen« Außenseiter unter den Historikern, sondern einen amtierenden Universitätsprofessor. Allerdings einen recht eigenwilligen. Er galt als linkslastig und, wegen seiner scharfen Kritik an Adenauers Deutschland-Politik, als »neutralistisch«. Die erste Kritik des Buches, in der »Welt«, deckte ihn vorsichtig im Hinblick auf dieses Ärgernis ab. Diwald schien einer jener Alibi-Linken zu sein, die gerade von Managern des Springer-Konzerns hofiert wurden, weil man sich davon eine Abschwächung der regelmäßig anrollenden Kampagnen linker Medien gegen den konservativen Konzernherrn versprach. Der Herausgeber einer Monatsschrift für Geschichtsvulgarisierung, ein Deutschnationaler von altem Schrot und Korn, setzte seinen leitenden Redakteur fristlos auf die Straße, weil dieser ohne seine Erlaubnis im Heft das Buch des »linken« Diwald gelobt hatte. Der alte Herr verstand die Welt nicht mehr, als wenige Tage später in den Medien eine wirbelsturmartige Kampagne gegen Diwald losbrach, in der dessen »Geschichte der Deutschen« als »nazistisch« verdächtigt wurde. In gleicher Weise irrte sich die führende Zeitschrift der jüdischen Emigranten in der USA, der New Yorker »Aufbau«: dort lobte Chefredakteur Steinitz persönlich das Buch sehr — das Signal zur Hexenjagd gegen Diwald hatte ihn nicht rechtzeitig erreicht.
Das Halali zu dieser Jagd war vom »Spiegel« geblasen worden, und die anderen deutschen Medien, durch den »Holocaust«-Film sensibilisiert, waren froh, endlich einen »richtigen« Nazi jagen zu

können, und erst noch einen von Format. Wer allerdings die paar »belastenden« Sätze, die der »Spiegel« aus 764 Seiten vorzeigen konnte, unbefangen las, fühlte sich von der Denunziation unangenehm berührt — sie wirkte sektiererisch verklemmt. Man fühlte sich an einen prüden Zensor erinnert, der die Unsittlichkeit eines Romans nachweisen möchte und darum froh ist, endlich eine bloße Wade gefunden zu haben. Eine solche Kritik, wie sie Diwald da an einer einseitigen Vergangenheitsbewältigung vorgebracht hatte, die nur weiteres Böses erzeuge, hatten auch andere unabhängige Köpfe bereits geäußert, ohne deswegen nun des Nazismus beschuldigt zu werden.

Aber der »Spiegel«-Redakteur Georg Wolff, genannt »Orje«, der das Feuer auf Diwald eröffnet hatte, ist ja auch ein ganz besonderer Heiliger. Die in den Medien über ihn umlaufende Legende war die eines aufrechten, aber in sich gegangenen Mannes, der als Jüngling ein wenig mit dem Nationalsozialismus geliebäugelt hatte, dann wie hunderttausend andere als einfacher Mann der Waffen-SS diente (und zwar in Norwegen), heute aber mit seinen Aktionen verhindern wolle, daß neue Verführer auftauchten wie jene, die einst ihn selbst verführt hatten. Eine Legende, die Orje mit freundlichem Schweigen bestätigte (und die er wohl selbst gestrickt hatte). In Wirklichkeit gehörte er der schwarzen, der »richtigen« SS an, im Rang eines SS-Sturmbannführers (was dem Major entspricht) und zwar im RSHA (Reichssicherheitshauptamt) in Berlin. Dort arbeitete er in dem berühmten Amt VII, dessen Aufgabe die »Weltanschauliche Überwachung Andersdenkender« war (insbesondere von Intellektuellen). Nun, diese Tätigkeit übte Herr Wolff in der Bundesrepublik auch weiter aus, bloß in umgekehrter Richtung. So kann man seiner Berufung treu bleiben.

Inzwischen waren die Herren des Springer-Konzerns durch Wolffs durchschlagende Kampagne in einen Gewissenskonflikt zwischen Gesinnung und Geschäft geraten. Einerseits verbot ihnen der bemühte Philosemitismus ihres Hauses jede Beteiligung an einer noch so dezenten Kritik der VB. Andererseits war der keineswegs billige Wälzer Diwalds gerade durch die Kampagne mit Blitzesschnelle ein Bestseller geworden, die Leser hofften Verbotenes

drin zu finden, die Drucker kamen mit dem Drucken nicht mehr nach. Der Autor aber hatte es abgelehnt, die vom Verlag gewünschte Umarbeitung des ganzen Buches vorzunehmen. Er fühlte sich von seinem Verleger Siedler im Stich gelassen und hatte jede Kommunikation mit dem Verlag, ob brieflich oder telefonisch, abgebrochen. In dieser Klemme kam den Managern des Konzerns ein rettender Einfall: sie ließen eine von Dritten retuschierte Ausgabe drucken, schickten aber jedem, der es wünschte, den Wortlaut der gestrichenen Stellen zu. Manche Buchhändler erhielten diese »Zugabe« ganz automatisch, ohne vorherige Aufforderung von ihrer Seite, mit dem Band geliefert.
Zu jenen Retuschen an Diwalds Buch gehörte übrigens auch die Hinzufügung einer Fotografie mit KZ-Leichen, was in dem Band bisher gefehlt hatte. Die historischen Fachkenner erstarrten allerdings beim Anblick dieser Abbildung. Die »Bearbeiter« hatten unglücklicherweise eine Aufnahme aus dem KZ Nordhausen nach einem alliierten Luftangriff auf dieses Lager erwischt: sie zeigt die aufgereihten Leichen von KZ-Häftlingen, welche diesem Bombardement zum Opfer gefallen sind. Eine Aufnahme, die denn auch von den NS-Amtsstellen bereits ausgiebig zu antiamerikanischer Stimmungsmache verwendet worden war.

6.11 Die überdrehte Schraube

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse nahm sich für viele Deutsche das Jahr 1979 als »absoluter Höhepunkt der VB« aus (etwa nach dem Motto »schlimmer kann's nicht kommen«) — zumal 1980 der Druck deutlich nachließ. Doch bald zeigte sich, daß die VB sich in der Art eines pneumatischen Prozesses fortsetzte: ein Push führte zu einem neuen Höhepunkt, dann ließ die Spannung wieder etwas nach und die Entwicklung schien in ruhigere Bahnen einzulenken, doch war die nächste Welle schon im Anrollen. Von der Mitte der 80er Jahre ab folgten sich die Höhepunkte in immer kürzeren Abständen: 1984 waren es die alliierten

Feiern zum 40jährigen Jubiläum der Invasion, 1985 der weltweite Streit um den Besuch des amerikanischen Präsidenten auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, dann der Streit um die geplante Aufführung des Theaterstücks »Der Müll, die Stadt und der Tod« von Rainer Werner Fassbinder in Frankfurt, 1986 der Streit um die Präsidentschaftskandidatur von Kurt Waldheim in Österreich. Auch die Plagiatsaffäre von 1985 um den Feuilletonchef der »Zeit« in Hamburg, Fritz J. Raddatz, gehört hierher: noch nie wurde in dieser Deutlichkeit öffentlich vorgeführt, daß die Mechanik der VB leider oft Menschen in Führungsstellen hißt, die dem weder ihrer Bildung noch ihrem Charakter nach gewachsen sind.
Diese Häufung von Paukenschlägen hat unter den Deutschen zur zweiten Wende in der Vergangenheitsbewältigung seit 1945 geführt. Sie ist schwer zu beschreiben, da sie sich nicht offen artikuliert. Wie soll man feststellen, was in einem Volk vorgeht, das nun seit 1933, wenn auch unter wechselnden Zensoren, unter Gesinnungskontrolle steht? Am besten trifft die Situation vielleicht die Vorstellung von einer Schraube, die zunächst durchaus packte, dann aber überdreht wurde und nun im Leeren ihre Kreise zieht. Nach meinen Erfahrungen und nach denen von Beobachtern, auf deren Urteil ich etwas gebe, haben die Westdeutschen bis Mitte der 80er Jahre in ihrer Mehrheit die Vergangenheitsbewältigung als ihre Aufgabe akzeptiert. Mit dieser »Akzeptanz« ist es nun vorbei. Was ist an ihre Stelle getreten? Es ist sicher mehr als die bloße Trotzsituation des »jetzt reicht's aber«. Die veränderte Einstellung der Deutschen zur VB läßt sich fassen, wenn wir uns bewußt machen, was sich auf der Seite derer, die ihre Gedanken und Gefühle offen äußern dürfen, in diesen 80er Jahren in Sachen VB verändert hat (oder auch nur massiv verstärkt hat).

6.12 Die Juden und der Holocaust

Was sich auf jüdischer Seite nicht verändert, sondern als Ergebnis der VB herausgebildet hat, wird in einem mutigen Buch ausgesprochen: Michael Wolffsohn, »Ewige Schuld? 40 Jahre deutsch-jüdisch-israelische Beziehungen« (1988 in der Serie Piper, München). Schon die biographischen Daten von Wolffsohn sind kompliziert: 1947 in Tel-Aviv geboren, als Sohn deutsch-jüdischer Emigranten, lebt seit 1954 in der Bundesrepublik, 1967-70 Wehrdienst in Israel (also wohl israelischer Bürger), »Mischehe« (der Begriff kommt oft vor in dem Buch) mit einer nichtjüdischen Deutschen, seit 1981 Professor für neuere Geschichte an einer Bundeswehr-Hochschule, Leiter eines Forschungsunternehmens über die deutsch-israelischen Beziehungen. Die »innere Biographie«, die Wolffsohn seinem Text voranstellt (8), ist noch komplizierter: »... die Ketten, die Deutsche, Juden und Israelis verbinden und gleichzeitig schmerzen, spüre ich auch, weil ich mit allen drei Seiten verbunden bin: den Deutschen, den Israelis und den Diasporajuden. Ich bin etwas, das es seit 1933 kaum noch gibt: ein in Israel geborener deutsch-jüdischer Patriot, genauer: ein bundesdeutsch-jüdischer Patriot, zu dessen deutschem Wir-Gefühl die DDR oder die ehemals deutschen Ostgebiete nicht gehören. Ein deutsch-jüdischer Patriot ist im Grunde genommen ein wandelnder Anachronismus, und er gefällt weder den ganz Rechten noch den ganz Linken.«
Wolffsohn sieht das Verhängnis der VB, ihre radikale Instrumentalisierung, sehr klar (51): »Die nationalsozialistische Vergangenheit ist schon längst nicht mehr reine Geschichte, sie wurde zum politischen Instrument. Bei Bedarf bedienen sich Nichtdeutsche dieses Instruments, seien diese Nichtdeutschen nun Juden oder Nichtjuden. Von dem realen Deutschen und dem realen Deutschland ist dieses Instrument längst abgelöst, aber gerade deshalb ist und bleibt es so wirksam — und wer läßt sich freiwillig ein bewährtes, weil erfolgversprechendes politisches Instrument aus der Hand schlagen?« Vom Kniefall Willy Brandts im Warschauer Ghetto läßt Wolffsohn sich nicht rühren (38 f.): »Demonstrierte und de-

monstrative Normalität war eher die Sache Scheels (des Außenministers), Sühnesymbolik die Brandts (des Kanzlers). Das war die Arbeitsteilung der Regierung Brandt-Scheel (...) Brandt war für die Höhen der Geschichtspolitik zuständig, Scheel für die Niederungen der Tagespolitik.« Nicht zufällig stellt Wolffsohn (109) dieser Haltung die von Adenauer gegenüber: »Trotz gegenteiliger Legenden fehlte es Adenauers Wiedergutmachungspolitik nie am ›aufrechten Gang‹ (...) Adenauer gestand der israelischen Seite kein aus der Vergangenheit ableitbares Moralmonopol gegenüber Deutschland und Deutschen zu.«

Wolffsohn sieht die »politische Mechanik« (52) recht nüchtern, die heute die VB beherrscht: »Offenbar ist historische Erinnerung ohne verfälschende Verallgemeinerung und kollektive Schuldzuweisung nicht möglich ... Daß die Deutschen, besonders die nach 1945 geborenen, heute auf diese politische Mechanik national-kollektiver Schuldzuweisung immer ärgerlicher reagieren und morgen noch ärgerlicher reagieren könnten, ist nicht unverständlich. Verständlich, weil sie eben nicht individuell schuldig wurden. Verständlich, weil es wirklich ernsthafte und aufrichtige Bemühungen gab oder gibt, ein nichtbraunes Deutschland aufzubauen oder zu festigen. Verständlich wegen des biologischen und generationellen Wechsels und verständlich, weil der Antigermanismus letztlich, ebenso wie der Antisemitismus, eine politische Abart der Biologie darstellt. Dieser politische Biologismus ordnet Menschen aufgrund ihrer geburtsbedingten nationalen und religiösen Herkunft, nicht aufgrund ihrer Eigenschaften oder Verhaltensweisen, den Mächten des Lichtes oder den Mächten des Dunkels zu — ein für allemal. Er ist damit radikal gegen die Tradition der Aufklärung gerichtet, die für den Einzelmenschen die Fesseln der Geburt sprengen wollte ...«

Gerade weil Wolffsohn die instrumentalisierte VB im Namen der Aufklärung so eindeutig verurteilt, liest man mit um so größerer Beklemmung seine düstere Prognose: seiner Meinung nach hat sich die VB auf jüdischer Seite in verhängnisvoller Weise in eine pseudoreligiöse Sackgasse verrannt (51): »Das Instrument des Antigermanismus ist ebenso wirksam wie das des Antijudaismus,

der sich ebenfalls von seinem Objekt verselbständigt hat. Der Antijudaismus hat mit dem realen Juden und dem realen Judentum, wenn überhaupt, nur sehr wenig gemein. Der Antigermanismus zeichnet, verzeichnet und überzeichnet das heutige Deutschland ebenso wie einst der Jude nur als Fratze dargestellt wurde. Seit Jahrtausenden leben die Juden mit dem Antijudaismus, die Deutschen werden sich, wohl oder übel, an die Allgegenwart des Antigermanismus gewöhnen müssen (...) Ähnlich wie die Juden rund zweitausend Jahre als Christusmörder gebrandmarkt wurden, bleibt der Holocaust, der Judenmord, für Jahrhunderte an den Deutschen haften...«

Zwar sieht Wolffsohn auch positive Entwicklungen auf israelischer Seite; er zählt Symptome einer »Entkrampfung« auf. Das überraschendste darunter ist (163) der Hinweis auf die sogenannte »Orientalisierung« (Majorisierung der europäischen Juden durch die aus dem Orient zugewanderten Juden), etwa in Frankreich und vor allem in Israel selbst. Da der Holocaust für diese orientalischen nur eine ferne Sage sei, führe das, »das Wortungetüm sei erlaubt, zu einer Entholocaustisierung, einem psychischen Abnabeln vom Holocaust«.

Doch Wolffsohn läßt uns diese Hoffnung nicht. Der Hauptstrom der Entwicklung auf jüdischer Seite, weit über Israel hinaus, ist für ihn vielmehr das Gegenteil davon, die Verholocaustisierung (54): »In einer weitgehend unreligiösen Welt stiftet das Judentum als Religion bei der Mehrheit keine jüdische Identität mehr; die Geschichte, die Leidensgeschichte ihres Volkes, besonders der Holocaust, prägt die Identität der Juden, die sich an den Holocaust sozusagen klammern müssen, um ihre religiös entjudaisierte Identität durch die jüdische Geschichte wieder zu judaisieren; sie brauchen hierfür nicht zuletzt ein Deutschland mit dem Kainszeichen des Holocaust...« Im Klartext heißt dies, daß Hitler auch für die Juden nur noch ein Alibi ist. Auch für sie sind die Toten der Vergangenheit zu einem Instrument ihrer Durchsetzung in Gegenwart und Zukunft geworden.

6.13 Die Deutschen nach Bitburg

Was hat den »Ruck in der deutschen Seele« bewirkt, der zwar in Sachen der Bewältigung noch nicht artikuliert worden, aber indirekt überall zu spüren ist? Zweifellos ist es nicht bloß — wie so vieles in der Geschichte — ein Abnutzungsphänomen. Mitgewirkt haben dürfte in beträchtlichem Umfange, daß die VB in den 80er Jahren auf Felder vorgestoßen ist, die sie bis dahin gemieden oder doch nur gestreift hat. Vier solcher Felder stechen besonders ins Auge.

Erstes Feld. Die Kampagne gegen Kurt Waldheim, den österreichischen Staatspräsidenten, hat die Auseinandersetzung um die VB in überraschender Weise internationalisiert. Die Versuche, erst die Kandidatur Waldheims zu verhindern, dann den vom Volk gewählten Präsidenten zum Rücktritt zu zwingen, wurden auch in nichtdeutschen Teilen Europas als bedenklicher Angriff auf die Souveränität eines selbständigen Staates empfunden. Gerade von Freunden der jüdischen Sache wurde die Kampagne gegen Waldheim — mag einem dieser nun sympathisch sein oder nicht — als arge politische Entgleisung aufgefaßt. Der durchschnittliche Staatsbürger in unseren Breiten fühlt sich nicht in Weltkongressen oder in Gesinnungsinternationalen verwurzelt. (Bei Intellektuellen mag das anders sein.) Es gibt nur zwei soziale Gebilde, in die er sich wirklich eingebunden fühlt: seine Familie und seine Nation. (Schwierig wird's schon, wenn Nation und Staat nicht identisch sind.) Der durchschnittliche Zeitgenosse fühlt sich von diesen beiden Entitäten, Familie und Nation/Staat, getragen und motiviert, jeden Angriff auf Familie und Nation erfährt er als eine Gefährdung seiner Existenz. Das mag nicht zeitgemäß und was sonst noch sein. Gleichwohl sollte auch der »Jüdische Weltkongreß« des Herrn Bronfmann diesen Zeitgenossen nicht als quantité négligeable betrachten und behandeln. Wenn der common man sich in seiner Existenz bedroht fühlt, wenn er sich in eine ausweglose Situation manövriert glaubt, kann er furchtbar sein (selbst wenn er einem Kleinstaat angehört). Darauf bauen die verschiedenen Ver-

schwörungstheorien, nicht nur der Antisemitismus, auch die antifreimaurerischen, antijesuitischen, antiplutokratischen Lehren. Ihre nach wie vor wirkungsvollste Waffe ist die Lehre von den »überstaatlichen Mächten«, welche angeblich die natürlichen Schutzwälle der einfachen Menschen zerstören, um sie als willenlose Ameisen für ihre Zwecke zu mißbrauchen. Es ist töricht, wenn ausgerechnet jüdische Organisationen den abgeklappertsten antisemitischen Schlagworten zu neuer Virulenz verhelfen.

Zweites Feld. Daß bisher die Mehrheit der Deutschen die VB akzeptierte, hing wohl damit zusammen, daß man annahm, sie werde einmal ein Ende haben — nach jahrelangem Büßen, nach so viel Wiedergutmachung auch materieller Art, und vor allem nach dem Wegsterben der letzten Deutschen, welche das Dritte Reich noch selbst erlebt hatten. Seit 1984 hagelt es von der Anklägerseite mehr oder weniger laute Bekundungen, daß damit niemals zu rechnen sei. Es wurde betont, daß alle Deutschen, ohne Ausnahme, zu bewältigen hätten. Das war eine kalte Dusche vor allem für die inzwischen älter gewordenen »Achtundsechziger«, welche ihre tüchtigen Väter so wirkungsvoll mit der VB geschurigelt hatten. Sie hatten geglaubt, sich zum Lager der Sieger zählen zu können, weil sie ja die Organisatoren so vieler Treibjagden auf ihre älteren Landsleute waren. Nun bekamen sie zu hören, daß auch sie mit ihrer ganzen Nation haftbar blieben; kein noch so später Jahrgang bewahre sie wie auch ihre Kinder und Kindeskinder davor, das Kainsmal zu tragen. Die von ihnen mitkonstruierte Falle war nun auch über ihnen selber zugeschnappt. So erkannten sich — um eine berühmte Formel des Heidelberger Politologen Hans-Joachim Arndt zu verwenden — »die Befreiten als Besiegte«. Das, was Max Weber schon nach dem Ersten Weltkrieg gefürchtet hatte: daß die Deutschen zu einer »negativ privilegierten Nation« gestempelt würden, schien nun eingetroffen zu sein. Durch das deutsche Denken zieht sich als roter Faden durch alle Jahrhunderte hindurch die Vorstellung der Welt als eines ewigen Werdens und Wandels; aus ihr bezogen die Deutschen nach allen Katastrophen ihrer Geschichte immer wieder Kraft und Mut zu

neuem Anfang. Die Vorstellung hingegen, man wolle sie auf Generationen hinaus in einem Vasallen-Status festfrieren, könnte in ihnen Reaktionen wecken, die sich besser keiner ihrer näheren oder ferneren Nachbarn wünscht.

Drittes Feld. Die Deutschen fürchten nicht nur für ihre Zukunft, sie fürchten auch für ihre Geschichte. Dem scheint die von Beobachtern oft notierte »Geschichtsferne« oder gar »Geschichtslosigkeit« der Deutschen von heute zu widersprechen. Eine solche Blockierung kommt jedoch nicht von ungefähr. Kein Volk kann existieren ohne einen gewissen Stolz auf das, was hinter ihm liegt — was ja die Kritik, die Einsicht in Fehler, die Einsicht in Schuld nicht ausschließt. Wer so viel erlebt hat wie die Deutschen seit 1914, der weiß auch, daß Schuld und Verbrechen nicht so einseitig verteilt sind, wie das die Hohen Priester der VB (die deutschen wie die nichtdeutschen) wahrhaben möchten. Es gibt kein Land und keine Epoche der Geschichte, in denen nicht neben Hohem unvermittelt Niederes stünde (und umgekehrt!). Die Deutschen haben in diesem Zeitraum vieles falsch gemacht und Schuld auf sich geladen. Aber sie haben in dieser Zeit, das Dritte Reich eingeschlossen, auch außergewöhnliche Leistungen vollbracht, eine immense Leidenskraft bewiesen und gezeigt, daß die hohen Tugenden keineswegs untergegangen waren. Wer ihnen nicht erlaubt, darauf stolz zu sein, tut dasselbe wie ein Mann, der einem andern die Sehnen zerhaut, um ihn am aufrechten Gang zu hindern. Leute, die den Deutschen ein Geschichtsbild einreden wollen, das auf der einen Seite nur weiß und auf der andern nur schwarz sieht, sind unehrlich. Sie tun das, was sie Hitler vorwerfen: sie bereiten das nächste Genozid vor. Nur eben diesmal an den Deutschen. Auch das ist eine Haltung, welche die Deutschen zur nackten Notwehr drängt. Allerdings muß gesagt werden, daß das Heer von Schamanen, die Tag und Nacht den Haßgesang von den bösen Deutschen herunterbeten, mindestens zur Hälfte aus — Deutschen besteht. Auf die Nationalsozialisten sind die Nationalmasochisten gefolgt; der Grundtypus ist der gleiche geblieben. Und es überrascht den Kenner der menschlichen Psyche nicht, daß es gerade Vertreter der frü-

heren Gegner waren, die sich in den 80er Jahren am deutlichsten gegen jenes primitive Geschichtsbild wendeten. Der französische Staatspräsident Mitterrand wagte am 6. Juni 1984 in einer in Stalingrad gehaltenen Rede von den in Rußland gefallenen deutschen Soldaten und ihren Verbündeten zu sagen: »Als Söhne nobler Völker haben sie alle ihren Platz...« In denselben Tagen erinnerte der französische Minister für Frontkämpfer (das gibt es in Frankreich), Laurain, im deutschen Soldatenfriedhof von Lacambe in der Normandie daran, daß die Ehrung der Gefallenen, die sich für ihre Nation geopfert haben, eine Kraftquelle für jedes Volk sei: »Der Kult der Toten ist ein Zeichen der Zivilisation. Sorgen wir dafür, daß unsere toten Soldaten nicht zu Waisen der Geschichte werden.« Am 8. Juni 1984 legten die Überlebenden der vier Jahrzehnte früher an der Invasionsfront eingesetzten 90. US-Infanteriedivision, ehe sie ihre eigenen Toten ehrten, an den deutschen Gräbern in Lacambe einen Kranz nieder. Auf der Schleife stand: »Als Ehrung für unsere tapferen Gegner.«

Viertes Feld. Wohl am tiefsten verstörte die bislang der VB aufgeschlossenen Deutschen der Streit um die Soldatengräber in Bitburg. Der mit Medien-Tricks unternommene Versuch, Gefallene der Waffen-SS zu kriminalisieren, verletzte das tief im Menschen verankerte Gefühl, daß der Streit der Menschen an Gräbern zu enden habe. Selbst für den durchschnittlich unreligiösen Menschen unserer Gesellschaft ist ein Nichtbeachten dieses Gebots ein instinktiv erkannter Verstoß gegen die Allmacht des Todes in seiner Unbedingtheit und Unwiderruflichkeit. Er ist für ihn schlicht unmenschlich. Der Versuch, die Problematik mit Hilfe der Geburtsdaten zu entschärfen (bis zu welchem Alter ist ein Toter der Waffen-SS ein verführter Jugendlicher, von welchem Alter an ist er ein voll verantwortlicher und damit kriminalisierbarer Erwachsener?), ist nicht viel besser als jener Tabu-Bruch. In beiden Fällen handelt es sich um Verhaltensweisen, für die es in einer normalen, unkorrumpierten menschlichen Gemeinschaft keine Entschuldigung gibt.

Auf allen vier Feldern haben die Methoden der instrumentalisierten VB mit Vorbedacht in Bereiche übergegriffen, die von der noch auf die Würde des Menschen bedachten Vergangenheitsbewältigung der ersten Jahre sorgsam respektiert und ausgespart worden waren und das nicht zuletzt aus nüchterner politischer Überlegung. Letzteres sagen wir, um nicht mißverstanden zu werden. Das vorliegende Buch hat sich zum Ziel gesetzt, weder zu theologisieren noch zu moralisieren. Hier wird nicht gejammert, den Deutschen geschehe Unrecht. Vielmehr wird nüchtern festgestellt, daß seit Bitburg wohl die Mehrheit der Deutschen die Vergangenheitsbewältigung in ihrer heutigen Form als einen erstickenden Würgegriff an ihrem Hals erleben. Auch Nichtdeutsche sollten sich nüchtern überlegen, ob man sich heute, mehr als vierzig Jahre nach Kriegsende, mitten in Europa einen solchen Seelenzustand eines großen Volkes, mit all seinen möglichen Folgen, politisch noch leisten kann.
Hierin ist der Verfasser sogar mit einem evangelischen Theologen, dem inzwischen verstorbenen Helmut Thielicke, wirklicher Hitler-Gegner im Dritten Reich, einig. Thielicke hat am 10. 5. 1985 in der »Welt« einen Aufsatz »Schreckliche Instinktlosigkeit« veröffentlicht. Anlaß war eine *deutsche* Reaktion auf die Feiern zum 40. Jahrestag der deutschen Kapitulation von 1945: eine von Franz Alt verantwortete ARD-Sendung, welche zwei Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland den KZ-Mördern gleichsetzte. Thielicke schrieb: »Die deutsche Neigung zum Extrem feierte wieder einmal Triumphe. Was der Besinnung dienen sollte, blockierte sie. Was der allgemeinen Verdrängungstendenz entgegenwirken sollte, kurbelte die Verdrängung gerade an. Was bestimmt war, der Unfähigkeit zum Trauern abzuhelfen, setzte an die Stelle der Gleichgültigkeit den Widerwillen. Dieser Tag, vor allem aber die Art, wie wir ihn zu Tode ritten, hinterläßt in den Seelen einen grausamen Flurschaden. Wir ermangeln in einem Maße des politischen Instinktes und der Sensibilität für das Zumutbare, daß man nur in tiefer Entmutigung auf diese Tage zurückblicken kann . . .«

7. SOZIOLOGIE DER VERGANGENHEITS-BEWÄLTIGUNG

Die Vergangenheitsbewältigung ist nicht bloß eine Idee, die durch einige Köpfe geistert. Sie hat sich verkörpert: größere Schichten unserer Gesellschaft haben sie übernommen. Dadurch wurde die VB verändert, und in der Auseinandersetzung mit ihr haben sich auch jene sozialen Gruppen selbst verändert. Dieses Modell gilt natürlich nur für die westdeutsche Gesellschaft, als dem eigentlichen Schauplatz der VB. Sofern sich Mitglieder anderer Gesellschaften als Inspiratoren, Installateure und Aufseher mit der VB befaßten, tun sie das als Einzelpersonen oder als zahlenmäßig begrenzte Lobbys — sie bleiben außerhalb dieser Soziologie.

7.1 Eine recht Große Koalition

Im populären Verständnis gilt die VB meist als eine Affäre zwischen den Deutschen und den Juden. Diese Vereinfachung wurde verstärkt, als im Bitburg-Jahr 1985 und dann im Streit um Kurt Waldheim sowohl die Sprecher einiger internationaler jüdischen Organisationen wie auch diejenigen des Staates Israel sich als Verfechter eines unerbittlichen Festhaltens an den Ritualen der VB erwiesen. (Was die Mehrheit der über die Welt verstreuten Juden von diesen Dingen hält, läßt sich nur schwer feststellen.) Das darf jedoch nicht den Blick dafür verstellen, wieviele nichtjüdische Gruppen und vor allem wieviele deutsche Gruppen die gleiche orthodoxe Haltung einnehmen. Nicht nur sind es recht zahlreiche Gruppen — sie tun es auch aus recht verschiedenartigen (und zuweilen überraschenden) Gründen, und oft sind sie einander spinnefeind. Aber das ändert nichts daran, daß sich da eine, allein

schon durch ihre Quantität wirkungsvolle Große Koalition von Befürwortern und Nutznießern der VB zusammengefunden hat. Sie gleicht einem schwer lastenden Felsen, der die nicht Angepaßten in ihrer freien Bewegung und mehr noch in ihrem freien Denken lähmt.

Die Ausmaße und Umrisse dieser Koalition scheinen noch kaum ins öffentliche Bewußtsein gedrungen zu sein; noch kaum einer hat sich an eine Bestandsaufnahme der buntscheckigen Motive gemacht. Vor allem darf man nicht glauben, die Deutschen seien bloß auf der einen Seite (der passiven, erleidenden Seite) der VB zu finden. Beobachter aus innerlich geschlossenen Nationen nehmen das oft als selbstverständlich an und sind dann über den abweichenden Befund ziemlich verwundert. Eine sehr große Zahl von Deutschen hat die VB »verinnerlicht«. So ist diese nicht bloß ein den Deutschen auferlegtes System des Denkens, Fühlens und Verhaltens. Wäre sie nur das, so wäre sie längst erledigt.

Unter den Beweggründen für die deutsche »Akzeptanz« der VB wird der vermutlich ausschlaggebende meist schamhaft verschwiegen. Was der VB Dauer in den deutschen Köpfen und Herzen verleiht, ist ein verlockendes Angebot. Sie verspricht dem einzelnen Individuum Geschenke, wenn es darauf verzichtet, sein Leben so auszurichten, wie es das nach alteingerasteten Vorstellungen seinen Nachkommen und seiner Nation schuldig wäre. Ein Soziologieprofessor des Jahrgangs 1938, Robert Hepp, hat das in seinem Buch »Die Endlösung der Deutschen Frage/Grundlinien einer politischen Demographie« (1988 im Hohenrain-Verlag, Tübingen) mit erbarmungsloser Schärfe festgestellt. Das Angebot besteht im Genuß *jetzt*, in Form der Wohlstandsgesellschaft — gleichgültig, was später kommt. Man versteht den Erfolg der VB in Westdeutschland nicht, wenn man übersieht, daß sie — auf einer bestimmten Ebene — für die Deutschen nicht nur eine Plage ist. Für viele ist sie Verführung zur Bequemlichkeit, ja sogar eine Rechtfertigung ungehemmten Genusses. Gerade die gebildeteren Schichten hielten sich in ihrer großen Mehrheit an die Maxime: »Machen wir das VB-Ritual mit — dann haben wir nachher unsere Ruhe . . .«

7.2 Schriftgläubigkeit

Wie erzwang sich die VB ihre Fleischwerdung in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft? Das Einfallstor war die Schriftgläubigkeit. Seit ihrer als Befreiung interpretierten Niederlage von 1945 hatte sich die Mehrheit der Deutschen in ihrer Panik in eine zeitweisen Schutz gewährende Schriftgläubigkeit geflüchtet. Da im 20. Jahrhundert die Geschlagenen nicht einfach Geschlagene sind, sondern auch schlechte, ja böse Menschen, hielten es die überlebenden Bewohner der von den Westmächten besetzten deutschen Provinzen 1945 für das Beste, die Weltanschauung dieser Sieger zu übernehmen. Und zwar als »Paket«, voll und ganz. Und vor allem: wörtlich. Für die meisten von ihnen war das eine Wendung um 180 Grad. Dadurch erhielt diese Wende ihre besondere Vehemenz: gewisse Aufsteigerschichten des geschlagenen Reiches brachten sich mit gewohntem Schmiß als 200prozentige Demokraten in Sicherheit. Und an Kitt (Schmiß allein genügt nicht) war auch kein Mangel: ihn lieferte die bereits erwähnte Erfahrung, daß die Anpassung sich für den Einzelnen durchaus lohnte. In der besonderen Atmosphäre von 1945/46 kam die Überlegung, das könnte auf Kosten künftiger Generationen, auf Kosten der Nation gehen, gar nicht auf. Mit dem Bekenntnis zum westlichen Liberalismus (in seiner angelsächsisch-pietistischen, nicht der französisch-pathetischen Version) hatte man sich ja die Eintrittskarte zum Reich der Freiheit und Gleichheit erkauft. Dieses kopflose Verhalten hat die Bundesrepublik mitten in die »Aporien der Aufklärung« hineingeführt. Aus diesen Sackgassen — griechisch »aporia« heißt Verlegenheit, Ausweglosigkeit — hat sie bis heute nicht herausgefunden.

7.3 Gehegter Liberalismus und Radikalliberalismus

Bei der Entscheidung für den westlichen Liberalismus hatten die deutschen Wortführer übersehen, daß er in den angelsächsischen Ländern und in Frankreich nur deshalb Erfolg haben konnte, weil er dort nie wörtlich, nie »total« genommen wurde. Darin unterscheiden sich die angeblich »cartesianischen« Franzosen keineswegs von den Angelsachsen. Für beide ist der Liberalismus in erster Linie ein Exportartikel. Man deckt mit ihm eigenes unliberales Verhalten nach außen ab; man macht mit seiner Hilfe den Gegner weich. Im Inland ist er für die Festtage da; für einen selber dient er höchstens als fernes Richtmaß. Das merkt der Ausländer nicht, wenn er sich nur in Oxford oder am Washington Square aufhält. Man muß lange unter Franzosen oder Angelsachsen gelebt haben, um zu spüren, mit welch instinktiver Sicherheit man dort weiß, daß jede konsequente liberale Praxis ganz einfach am Wesen, an der »Natur« des Menschen scheitern würde.
In Paris genau so wie in London oder Boston — die Unterschiede sind so groß nicht — schützen ein noch intaktes Staatsbewußtsein und tief eingerastete Gewohnheiten vor der radikalliberalen Versuchung. Die liberalen Wünschbarkeiten als Sollvorstellungen in die Verfassung aufzunehmen und sie zu einklagbaren Gütern zu machen, fällt keinem französischen Verfassungsrechtler ein. Und für einen englischen Juristen erledigt sich die Angelegenheit schon damit, daß es dort gar keine geschriebene Verfassung gibt. Der westdeutsche Versuch, das liberale Paradies durch ein »Grundgesetz« (welch anmaßender Begriff!) auf die Erde herunter zu zwingen, ist für beide ein belächelnswertes Beispiel des »typisch deutschen Perfektionismus«. Aber aufregen tut sich darüber weder der Engländer noch der Franzose: der tapsige deutsche Bär ist leichter zu lenken, wenn er sich von unlösbaren Aufgaben absorbieren läßt.

7.4 Bewegungsfreiheit für die Politik

Mit ihrem distanzierten, vorwiegend »instrumentellen« Verhalten gegenüber den rhetorisch durchaus geschätzten »allgemeinen Ideen«, etwa Freiheit oder Gleichheit, haben die Angelsachsen wie die Franzosen den Raum frei gehalten für die politische Entscheidung. Ohne sie bleibt kein Staat, keine politische Einheit lebensfähig. Risikofrei ist das natürlich nicht — Leben besteht jedoch wesentlich darin, Risiken einzugehen. Der Versuch, dem Risiko durch eine Vorausregelung allen Tuns bis ins letzte Detail zu entkommen, wird in einer Wirklichkeit, in der alles anders kommt, als man denkt, auf die Dauer zum größeren Risiko als der Entschluß, dem Staatsmann Raum zu politischem Handeln freizulassen. Dem durch die Niederlage verstörten Nachkriegsdeutschen ist es meist schwer gefallen, die Notwendigkeit eines solchen »politischen Raumes« einzusehen — eines Raumes, in dem selbständig, verantwortlich und vor allem *auf die konkrete Situation bezogen* entschieden wird. Weil ihn die VB verschüchtert hat, stehen bei ihm Politiker, Exekutive, Täter unter dem Dauerverdacht, »Missetäter« zu sein.

Daß der Mensch auch die »Freiheit zum Bösen« hat, ändert jedoch nichts daran, daß wir neben dem Bereich des »recht oder unrecht« auch des Bereiches von »error and trial« bedürfen, in dem sich im Wechsel von Irrtum und neuem Versuch die schöpferische Kraft des Menschen ihren Weg sucht. Diesem Risiko müssen wir uns stellen, und zwar ohne die üblichen maximalistischen Scheuklappen: solange das Paradies auf Erden nicht verwirklicht ist, haben wir uns in dieser Welt für das geringste Übel zu entscheiden. Gegen ein allzu starkes Selbstherrlichwerden der Exekutive gibt es im Rechtsstaat zwei Sicherungen: die eine ist die reinliche Trennung der drei Gewalten (Legislative — Exekutive — Justiz), die andere besteht in der Vorsorge, daß die Exekutive zwar Zeit für ihre Bewährung bekommt, dann aber radikal abgewählt werden kann.

Auch hierbei hat der deutsche Nachkriegsmusterknabe in seinem Übereifer genau das Gegenteil des Angestrebten bewirkt. Er be-

hielt die beiden Sicherungen bei, nicht aber das, wogegen sie sicherten — den politischen Freiraum für den Staatsmann. Damit wurde natürlich die politische Entscheidung nicht abgeschafft — sie wurde nur abgedrängt in eine Sphäre jenseits der drei Gewalten: man gab sie in die Hände von Leuten, die weder kontrolliert noch abgewählt werden können. Es gehört zu den Paradoxien der staatlich-gesellschaftlichen Entwicklung der Bundesrepublik, daß durch den hybriden Versuch, den besten Rechtsstaat aller Zeiten zu schaffen, gerade diese beiden essentiellen Sicherungen des Rechtsstaates gesprengt worden sind. Es rächt sich bitter, wenn eine ganze Führungsschicht sich in Planspiele verrennt, die ohne jeden Bezug auf die Wirklichkeit entworfen worden sind.

7.5 Versuch einer Totaljuridifizierung

Planspiele ohne Realitätsbezug bleiben ungefährlich, soweit sie nicht über das stille Kämmerlein hinausgehen. Und da mögen sie sogar ihre therapeutische Nützlichkeit haben. Anders ist es, wenn eine ganze Führungsschicht sich in die Rhetorik flüchtet, statt die konkreten Aufgaben sachgerecht und wirkungsvoll anzugehen. Die bundesrepublikanische Angst vor der politischen Entscheidung führte zu dem Versuch einer Totaljuridifizierung der menschlichen Existenz — und zwar sowohl derjenigen des Einzelnen wie auch derjenigen der ganzen Gesellschaft. Der Versuch wurde, unter den wachsamen Augen der kritisch abwartenden Sieger, unter zwei Leitsätzen unternommen. Den ersten haben wir bereits umschrieben; im Klartext lautet er: »Na, denen wollen wir mal zeigen, was ein Rechtsstaat ist...« Der zweite ist der VB entnommen und bezieht sich auf Hitler: »Das soll sich nicht wiederholen!« Bei jeder Situation, die geregelt werden muß, fragt man sich zunächst, wie Hitler sich wohl verhalten haben könnte. Dann entscheidet man sich für das Gegenteil. Daß eine dritte Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen wird, läßt den manischen Hintergrund dieses fatalen, überstürzten Entweder-oder-Denkens deutlich hervortreten.

In beiden Leitsätzen wird eine bundesrepublikanische Überschätzung der Möglichkeiten einer Gesetzgebung erkennbar. Auf dem Weg, durch ein Laufgitter aus Paragraphen jede persönliche Verantwortung zu verhindern und damit das Böse in der Welt abzuschaffen, sind wir an dem Punkt angelangt, wo man gegen eine Note im Schulzeugnis klagen kann oder dagegen, daß der Sprößling vom Lehrer zum Nachsitzen verknurrt wurde (was ja bekanntlich der erste Schritt zum »nächsten Auschwitz« ist). Es ist durchaus möglich, daß Angehörige jüngerer Jahrgänge gar nicht verstehen, weshalb für den Schreibenden das Klagen gegen Zeugnisnoten oder Nachsitzen absurd ist. Da hilft nur die Erfahrung. Wohin dieser Weg führt, ist auch bereits abzusehen: eines Tages wird die ganze in Gang gesetzte Justizmaschinerie mit einem letzten Quietschen stillstehen, weil sie in der Masse der Verfahren erstickt und in keinem Verfahren mehr eine Entscheidung noch in diesem Jahrhundert erhofft werden kann.

7.6 Die Allgemeinheiten und ihre Interpreten

Nicht alles, was der Juridifizierungswahn produziert, führt sich von selbst ad absurdum. Wie alle Massenspinnereien ist auch diese für geschickte Reiter ein Vehikel, das sie zu ihrem höchst privaten Nutzen zu gebrauchen wissen. Die Mißachtung des alten juristischen Grundsatzes »entweder klare Gesetze oder dann lieber gar keine« hat ganz konkrete Auswirkungen in unserer Gesellschaft.

Rechtsstaatliche Gesetzgebung befaßt sich mit Handlungen oder mit dem Unterlassen von Handlungen, also mit eindeutig Feststellbarem. Sie befaßt sich nicht mit Meinungen. Oder, um es eine Etage höher zu formulieren: sie befaßt sich nicht mit geistigen Inhalten. Solche Inhalte sind nicht eindeutig faßbar; sie variieren je nach dem Standort der Beteiligten. Das Wort »Freiheit« beispielsweise nimmt sich in der Präambel einer Verfassung gut aus; es ist jedoch ein Unfug, es in einen einklagbaren Verfassungs- oder Ge-

setzes-Paragraphen aufzunehmen. In einer pluralistischen Gesellschaft gibt es unmittelbar nebeneinander recht unterschiedliche Verständnisse von »Freiheit«: das liberale unterscheidet sich vom marxistischen und dieses wiederum von dem eines überzeugten Christen. Es wird dann zur politischen Frage, nach welchem Freiheitsverständnis der Richter zu entscheiden hat. Wem an einer sauberen Trennung von Politik und Justiz gelegen ist — im Interesse sowohl der Justiz wie der Politik —, muß auf eindeutig formulierten Tatbeständen beharren, die jeden Interpretationsstreit ausschließen.

Die Gründerväter der Bundesrepublik haben gegen diesen Grundsatz in verhängnisvoller Weise verstoßen, als sie die ihnen als Ideal vorschwebende staatliche und gesellschaftliche Ordnung inhaltlich in der neuen Verfassung festzuschreiben suchten, und zwar so, daß sie nie wieder geändert werden konnte. So ist das Grundgesetz auf weite Strecken eine Sammlung von Wünschbarkeiten geworden. Diese Wünschbarkeiten seien hier gar nicht diskutiert: es waren achtbare Wünsche; sie betrafen wichtige Probleme, die einer Lösung bedürfen. Es geht hier allein darum, daß so die Verfassung mit Allgemeinheiten belastet wurde, die juristisch nicht abgrenzbar sind — und die deshalb die Interpreten in wilden Schwärmen anziehen. Man denke an den Artikel 2 der Grundrechte. Er proklamiert in seinem ersten Satz die Rechte des einzelnen Bürgers und die davon abzugrenzenden Rechte der Gemeinschaft so schön und erhaben, daß ein geschickter Interpret daraus alles ableiten kann: ein autoritäres Regime so gut wie die permissive Gesellschaft. Und diese schönen Allgemeinheiten sind keineswegs folgenlos. In einem Verfassungs-Kontext, der keine wirkliche politische Entscheidung zuläßt, legt sie alle Entscheidungen in die Hand einer Vierten Gewalt, jenseits von Legislative, Exekutive und Justiz. Es sind die Leute, die darüber entscheiden, wie die Allgemeinheiten gemeint sind.

7.7 Aufstieg der Vierten Gewalt

Seit etwa zwei Jahrhunderten gibt es in Deutschland eine Bevölkerungsschicht, deren ausschließliche Tätigkeit die Erzeugung von Meinungen ist. Sie hat sich mit großer Anpassungskunst durch unterschiedliche Regime geschlängelt und in diesen Serpentinen konstant ihre Konsistenz verstärkt. Die Passage durch das Dritte Reich hat sie keineswegs geschwächt: der größere Teil der vor 1945 tätigen »Kulturschaffenden« und Medienleuten hat nach der Niederlage, unter blitzschneller Häutung zu einem Block von Superdemokraten, seine Tätigkeit in den deutschen Teilstaaten fortgesetzt. In der Bundesrepublik erkannte diese Schicht sogleich ihre besondere Chance. Die geschilderte Entwicklung schuf für die Meinungsmacher eine Treppe zur Macht, wie sie ihnen bis dahin noch in keinem Regime angeboten worden war. Sie haben die Chance genützt. Sie haben die Treppe nicht in einem Zug, sondern mit Zwischenhalten bestiegen — das im einzelnen darzustellen, ist Aufgabe einer künftigen Geistes- und Sozialgeschichte der Bundesrepublik.
Eines allerdings steht bereits fest: diese Meinungsmacher haben inzwischen — gegen die Kirchen, gegen die Universität — das Monopol der Interpretation und Auslegung der offiziellen Allgemeinheiten an sich gerissen. Diejenigen Geistlichen und Professoren, die da mithalten wollten, schafften das nur durch Übernahme des Jargons und der Affekte der Meinungsmacher — womit sie nicht nur ihre Herkunft verrieten, sondern schlimmer, zur Unterordnung der bisherigen drei Gewalten unter eine neue, die Vierte Gewalt beitrugen.
Aufschlußreich ist das wichtigste, weil erfolgreichste Instrument, das diese Vierte Gewalt zur Festigung ihrer Herrschaft einsetzt: es ist die Psychologie, die während ihrer Blütezeit als »praktische Wissenschaft« im Dritten Reich geschickt zu einem Werkzeug der Gesellschaftsmanipulation ausgebildet worden war. Mit Hilfe dieses Werkzeugs hegt und pflegt man in allen anderen Schichten der Gesellschaft permanent ein schlechtes Gewissen und hat sie so »sicher im Griff«. Die Ersatzteile liefert die VB: die Vierte Gewalt

tritt auf als die einzige Kraft, welche den »nächsten Hitler« und das »nächste Auschwitz« zu verhindern vermag. Deshalb wird es diesen »neuen Klerus«, den Helmut Schelsky so drastisch geschildert hat, solange geben, solange es eine Vergangenheitsbewältigung gibt.

Die Schicht der Meinungsmacher und, nicht unwichtig, der Meinungswahrer ist derjenige Teil der bundesrepublikanischen Bevölkerung, der sich am stärksten und entschiedensten mit der VB identifiziert. Sie ist eine relativ kleine Minderheit, die sich jedoch, in der Funktion der Pilotfischchen, geschickt in größere Gruppen von VB-Nutznießern eingebettet hat. Allerdings ist es angesichts des Mangels zeitlicher Distanz gar nicht so leicht, das komplexe soziale Gefüge zu beschreiben, das sich da herausgebildet hat. Da das Gemisch von Demut und Genuß, von Buße und Belohnung mit seinem makabren Duft alles im Umkreis der VB prägt, fühlt man sich zu einem Rückgriff auf einen Visionär, Veblen, verlockt. Dieser von skandinavischen Einwanderern abstammende Amerikaner wies um die Jahrhundertwende als erster auf die breit zerfließende »Leisure Class« (Müßiggänger-Klasse) hin, die in der modernen Gesellschaft eine stetig wachsende Bedeutung gewinnt. (Thorstein Veblen, »The Theory of the Leisure Class — An economic study of institutions«, 1899 bei Macmillan in New York.) Seit dem Genie-Blitz Veblens ist jedoch, von wenigen Ausnahmen abgesehen (z. B. Schelsky), eine systematische Beschäftigung mit der Leisure Class ausgeblieben. Offensichtlich gilt es als »unsozial«, sich mit dem Faktum zu beschäftigen, daß eine immer größere Zahl von Menschen von der Arbeit einer immer geringer werdenden Zahl von Menschen lebt. (Schon bei Veblen umfaßt diese Müßiggänger-Schicht nicht bloß reiche Leute.) Wir haben noch keine brauchbaren Begriffe zur Erfassung der permissiven Gesellschaft.

In dieser Situation beschränken wir uns auf eine soziologische Bestandsaufnahme ohne gewaltsame Konstruktionen. In dem fluktuierenden Bereich der Gruppen, welche der Vierten Gewalt der Meinungsmacher zu einer breiteren gesellschaftlichen Einbettung verhelfen, sind zwei Menschentypen festzustellen, die durch bewußte

Verwendung von Bewältigungs-Formeln und Bewältigungs-Ritualen auffallen. Sie haben sich nicht in einer traditionellen Gruppen der Gesellschaft konzentriert, sondern verteilen sich querbeet über die bisherigen Abgrenzungen hinweg. Sie haben gemeinsam, daß die VB für sie nicht Lebensinhalt ist wie für die Vertreter der Vierten Gewalt, sondern eher Mittel zum Zweck.

7.8 Die Vergangenheitsbewältigung der Tüchtigen

Man könnte auch von einer VB der traditionellen Führungsschichten sprechen. Sie ging aus von jenen tüchtigen Leuten aus Verwaltung, Wehrmacht, Wirtschaft, Universität, die sich 1945 nicht in den Schmollwinkel stellen mochten, sondern, ihrem Ethos entsprechend, sich auch in der zweiten Republik engagierten. Ihnen fiel das Umschalten von der alten auf die neue Loyalität nicht so leicht wie den wendigen Intellektuellen. Sie nahmen die seit Kriegsende stetig anschwellenden Nachrichten über deutsche Greueltaten zum Anlaß, das Dritte Reich zu einer Art von »Ausnahmezustand der Geschichte« zu erklären — zu etwas, was mit nichts anderem in der Geschichte vergleichbar sei; zum Einbruch von etwas völlig Unerklärlichen aus einer anderen Welt, und vor allem zu etwas, was weit über die Köpfe der einzelnen Menschen hinwegging, die nach dem Zusammenbruch wie aus einem bösen Traum erwachten. Damit wird das ohnehin nicht Bewältigbare in dämonische Hinterwelten abgeschoben — und der kleine einzelne Mensch kann sich an seine Arbeit begeben. So ist der tüchtige Bundesbürger entstanden: arbeitsam, unpolitisch bis in die Knochen, unbequeme Themen vermeidend und die großen Entscheidungen über das Vaterland den anderen (vor allem dem Ausland) überlassend.

7.9 Die Vergangenheitsbewältigung der Untüchtigen

Der VB der Tüchtigen entspricht spiegelbildlich eine der Untüchtigen und Zukurzgekommenen. Auch diese Bewältiger sind von Grund auf unpolitisch, denn bei ihnen geht es hochmoralisch zu. Sofern sie das Dritte Reich erlebt haben, litten sie dabei nicht sonderlich, sind auch nicht Angehörige von Opfern. Für diesen Typus des Bewältigers ist kennzeichnend, daß er kaum oder gar nicht erlebnismäßig mit dem Dritten Reich verbunden ist. Es handelt sich einfach um Leute, denen das Dritte Reich und Hitler willkommene Anlässe (und nicht mehr) sind, sich den Mitmenschen gegenüber aufs hohe Roß zu schwingen und für einige süße Augenblicke die eigene Bedeutungslosigkeit zu vergessen. Was der andere auch sagt — es gibt einen wohlerprobten Fundus an Redensarten, die auf jede Situation passen: von »das gab es doch schon einmal« über »wir wissen ja nun, wohin so etwas führt« bis zu einem überlegenen »ich will ihnen ja zugute halten, daß Sie sich der Tragweite dessen, was Sie eben sagten, nicht bewußt sind«. Ob der so angesprochene nun Nationalsozialist war oder nicht — darauf kommt es gar nicht an; er kann sogar erst nach 1945 geboren sein. Hauptsache ist, daß derjenige, der sich so mit dem Weltgewissen identifiziert, dies einigermaßen überzeugend mimt. In der durchneurotisierten Atmosphäre, in der sich solche Auseinandersetzungen unter Deutschen abspielen, wird dann auch den Unbefangensten ein Schauer aus Scham und Schuld befallen, und er wird den »Hitler in uns selbst« verspüren. Das Bewältigen als Gesellschaftsspiel und unverbindliche seelische Entlastung — auch das gibt es...

8. DER ALLTÄGLICHE ANTIFASCHISMUS

Die Vergangenheitsbewältigung ist nicht nur, wie oben gezeigt, sozial gut eingebettet. Eine solche Abstützung ist auch ideologisch vorhanden. Die VB ist nämlich ein Sproß (eigens für die Deutschen gezüchtet) des viel älteren Antifaschismus. Dieser hat ebenfalls seine Geschichte — und sie ist genau so wie die Geschichte der VB verlaufen: Ein achtenswerter Anfangs-Elan wurde im Lauf der Jahre mehr und mehr instrumentalisiert. Der »Antifaschismus«, mit dem wir heute täglich konfrontiert werden, hat nichts mehr mit der Abwehr des Faschismus zu tun. Er ist vielmehr zu einer skrupellos verwendeten Allzweckwaffe in den Niederungen der Tagespolitik geworden; sie wird gegen jeden geschwungen, der sich der genormten Einheitsmeinung von heute zu erwehren sucht.

8.1 Ein zerdehnter Begriff

Der Durchschnittsdeutsche scheut sich, etwas gegen den vollmundigen Pseudo-Antifaschismus zu sagen, mit dem er heute bombardiert wird. Er fürchtet, dann als »Faschist« bezeichnet zu werden. Diese »Antifa-Falle« funktioniert vorerst noch ganz vorzüglich. Das Komische an dieser Situation ist, daß es dabei weder den Fallenstellern noch den Fallenopfern um den historischen Faschismus geht. Von dem wissen beide Seiten nicht mehr viel — nur ein paar mediale Verkürzungen sind hängen geblieben.
Wer vom »deutschen Faschismus« spricht, ist mit Vorsicht zu behandeln. Er nimmt — ob als trojanischer Esel oder bewußt — an einem kommunistischen Desinformations-Unternehmen teil. Das

Wort »Faschismus« hatte ursprünglich einen konkreten Inhalt: es bezeichnete historische Phänomene wie das Italien von Benito Mussolini oder von diesem inspirierte Bewegungen wie die Falange von José Antonio Primo de Rivera in Spanien oder die British Fascists von Mosley. Hitlers Bewegung jedoch nannte sich nicht zufällig Nationalsozialismus. Sie trug zwar in ihren Anfängen faschistische Züge. (Vgl. dazu unsere Untersuchung »Der faschistische Stil« von 1974; Neufassung 1990 in A. Mohler, »Liberalenbeschimpfung«, bei Heitz & Höffkes in Essen.) Als Staatspartei des Dritten Reiches entwickelte dieser Nationalsozialismus Strukturen und eine Dynamik, welche ihn eher dem Stalinismus verwandt erscheinen lassen. Der kurzlebige Hitler-Stalin-Pakt war, auf beiden Seiten, nicht bloße Taktik. (Und für die liberale Welt war er ein Alptraum.)
Nach dem Zusammenbruch dieser von General Haushofer und anderen erträumten Koalition der drei »Havenots« (Deutschland — Rußland — Japan) gegen die liberale »Plutokratie« wurde den Sowjetrussen jene Verwandtschaft peinlich, und sie begannen, sich ihrer auf semantischen Wegen zu entledigen. Sie hatten schon früh dazu angesetzt, alles, was nicht leninistisch-stalinistisch war, als »faschistisch« zu verketzern; den Anfang machte die Denunziation der braven Sozialdemokraten als »Sozialfaschisten«. Und 1945 wollten sie natürlich Europa nicht von einem (National-)Sozialismus, sondern vom Faschismus befreien. Wieviel Erfolg die Sowjetrussen damit bereits hatten, läßt sich an der Zahl der westdeutschen Professoren, Studienräte und Medienleute ablesen, die heute nur noch vom »deutschen Faschismus« sprechen oder allenfalls zum Volksmund-Kürzel »die Nazis« Zuflucht nehmen. (So wie man sich das Dilemma »Friedrich II.« — »Friedrich der Große« durch den »Alten Fritz« erspart.) Das Ergebnis ist ein ins völlig Beliebige zerdehnter »Faschismus«-Begriff, in dem sogar Helmut Schmidt und Helmut Kohl untergebracht werden können.

8.2 Drittes Reich und Tradition

Die Perversion des politischen Denkens durch den Pseudo-Antifaschismus ist am deutlichsten von dem Anfang 1986 mit knapp fünfzig Jahren gestorbenen Ludolf Herrmann, einem der wenigen politischen Publizisten hohen Ranges im Umkreis der CDU, herausgearbeitet worden. Wir meinen seinen Aufsatz »Hitler, Bonn und die Wende« in Nr. 209 (Juli/August 1983) der von ihm geleiteten CDU-Zeitschrift »Die politische Meinung«. In ihm weist Herrmann nach, daß Hitler für die Erfinder des heutigen Pseudo-Antifaschismus ein Göttergeschenk ist: hinter dem breiten Führerrücken versteckt, können sie einen Feldzug führen, den sie offen nie wagen würden.
Ludolf Herrmann setzt an bei der auch von ihm geteilten Ansicht, das Dritte Reich sei zu einem erheblichen Teil ein normaler Staat wie jeder andere gewesen (vgl. unsere Abschnitte 2.13—2.17). Er weist das nach am Verhalten des Dritten Reiches zur Tradition: »Das Dritte Reich pflegte im großen und ganzen die bürgerlichen Gesinnungen und Gesittungen, wie sie sich etwa vom Beobachtungsposten Potsdam aus ansahen.« Der Nationalsozialismus sei »keine autonome, geschlossene Ideologie« gewesen, »die alle überkommenen Wertvorstellungen verdrängt oder zerstört hätte.« Und Herrmann fährt fort: »In der Praxis hat das Dritte Reich dort, wo es für seine Herrschaftszwecke notwendig war, Mythen und Kulte gefördert und Feindbilder bis in die schauerlichsten Extreme gezeichnet. An anderen Stellen jedoch wurden Anleihen bei preußischen, humanistischen und sogar christlichen Wertvorstellungen genommen, wie sie ohne weiteres mit einer Zustimmung durch die große Mehrheit der Deutschen rechnen konnten.« Wichtig ist dabei der Zusatz: »Das Problem war nicht die Zerstörung der gewachsenen Traditionen, sondern deren Sequestrierung. Kultur, Sittlichkeit, geistige Entwicklung bis hin zur Mode wurden angehalten, von angeblich schädlichen Einflüssen gereinigt und auf ihrem Status festgeschrieben. Auf Beobachter machte das Dritte Reich — ähnlich später die gesellschaftliche Szene in der DDR — den Eindruck einer folkloristischen Konserve. Es war nichts eigent-

lich Fremdes zu beobachten, aber auch nichts Neues. Die gesellschaftliche Dynamik konzentrierte sich ganz und gar auf die technische Entwicklung und die imperialistische Außenpolitik, während das kulturelle und soziale Leben auf einen äußerst reduzierten Standard zurückgebracht wurden.«
Herrmann beruft sich dabei auch auf die recht unkonventionellen Analysen des Dritten Reiches durch den Emigranten George C. Mosse. Nach dessen Meinung präsentierte sich der Nationalsozialismus »als Retter der bedrohten ›altmodischen‹ Tugenden von Anstand und Pflichterfüllung. Er trat überdies für die patriarchalische Familie ein mit ihrer klaren Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, zwischen Eltern und Kindern. Wie der Rassismus und der Nationalismus vor ihm stand auch der Nationalsozialismus für bürgerliche Wohlanständigkeit und half die Struktur einer bürgerlichen Gesellschaft gegen die Dekadenz zu erhalten, die viele in der Toleranz und Bindungslosigkeit des Berlin der Weimarer Zeit erblickten.« Diesem Zitat des früheren Berliners fügt Herrmann bei, daß nach Mosses Meinung im Dritten Reich »ein sehr ausgeprägter Jugendkult und eine Führerreligion, die keine anderen Religionen neben sich dulden mochten, beinahe schon die radikalsten Äußerungen« darstellten. Selbst der Antisemitismus habe »scheinbar bürgerliche Vorwände für seine Realisierung« gesucht.

8.3 Zäsur 1945 oder 1968?

Angesichts dieser Deutung des Dritten Reiches wundert nicht, daß Ludolf Herrmann Zweifel äußert, ob 1945 in Deutschland wirklich eine »Nullpunkt«-Situation bestanden habe. Er verweist auf die Dissertation der Schwedin Eberan über die Debatte der Schuldfrage von 1945—1949, in der sich folgender Satz findet: »In gewisser Hinsicht bedeutet die Studentenrevolution 1968 eine tiefere intellektuelle Zäsur in Westdeutschland als der Zusammenbruch 1945.« Herrmann unterstreicht das mit folgender Schilderung der

Lage von 1945: »Als die Naziherrschaft in sich zusammenbrach, verlor sich die braune Farbe im Rinnstein. Die Hakenkreuzfahnen wurden verbrannt, die nazistischen Schriften in die Aborte geworfen, die Führergläubigkeit wich einer verbreiteten Skepsis. Nicht allem wurde auf einmal abgeschworen, wichtig erschien es vor allem, die durch die Nazis nicht in der Substanz zerstörten Werte und Traditionen als kollektives Rückgrat zu bewahren.«
Im Zusammenhang der Vergangenheitsbewältigung ist für Ludolf Herrmann zentral wichtig, wie 1945 »aus den Trümmern der Diktatur unverletzte Werte der deutschen Geschichte als rettendes Erbe gesichert wurden. Goethe, das Christentum, der philosophische Idealismus, die Familie, das Gemeinwohl, das alles präsentiert sich einer zusammengewirbelten Nation als geistige Heimat. Wer von der Stunde Null oder gar der ›Gnade des Null-Punkts‹ spricht, wie es im Rückblick immer wieder der Fall ist, der verkennt die damalige Lage. Deutschland erhob sich aus einer tiefen Verirrung, es fand sich besiegt, geteilt und fremdem Willen ausgeliefert. *Aber orientierungslos empfand man sich nicht.* Moralisch existierte Deutschland nach dem Zusammenbruch nicht im Nirwana. *Die Kraft zum Wiederaufbau wurde nicht erst durch die ohnehin problematische Umerziehung eingepflanzt.* Sie war da und bedurfte nur der organisierten Freisetzung, um das Wirtschaftswunder zu vollbringen.«

8.4 »1968 muß bewältigt werden«

Die überraschende Quintessenz von Ludolf Herrmann lautet: »*Hitler haben wir, wenn auch vielleicht nicht endgültig, bewältigt. Nicht bewältigt aber haben wir die Bewältigung Hitlers*, wie sie zur Studentenrebellion von 1968 und zu den fundamentalen Umwertungen der Folgezeit geführt hat. 50 Jahre nach der Machtergreifung ist Hitler für uns ein Gegenstand der Geschichte, *unser Problem aber ist die Antwort auf ihn, wie sie in den sechziger Jahren gegeben worden ist.* Die Wende, die wir benötigen, besteht

nicht darin, daß wir ein weiteres Mal 1933 oder 1945 verdauen, sondern daß wir den *nachträglichen Ungehorsam* gegen Hitler überwinden. Wir haben uns geschichtlich von uns selbst entfremdet und müssen nun versuchen, diese Entfremdung aufzuheben.«

Die Warnung des CDU-Publizisten ist deutlich: er warnt vor der Kulturrevolution der Endsechziger Jahre, die mit ihrem »Antifaschismus« die Gesellschaft nicht schützen, sondern zerstören will. Und die schon viel von den Vorstellungen und den Institutionen zerstört hat, ohne die kein Staat und keine Gesellschaft lebensfähig sind — und das unter dem Vorwand, daß sie ja auch im Dritten Reich Geltung gehabt und gepflegt worden seien. Kennzeichnend ist ein 1984 erschienenes Buch der Politologen Dudek und Jaschke über den »Rechtsextremismus«. Auf dem Umschlag bildet es eine Art von Altar oder Gesetzestafel ab, auf der verzeichnet ist, was da, unter dem Beifall der Zunft, zum Abschuß freigegeben wird: »Vaterland — Ordnung — Ehre — Reinheit — Fortschritt — Moral — Nation — Heimat — Treue — Boden — Sitte — Kraft — Reich — Natur — Wachstum — Anstand — Kameradschaft.« Wir haben der Reihe nach zitiert, wie es auf dem Umschlag zu lesen ist; kein Wort wurde hinzugefügt und keines wurde weggelassen.

9. ZWEITES INTERMEZZO:

GENOZID AUF DER GRÜNEN INSEL

Im Kern des Problemknäuels »Vergangenheitsbewältigung« stoßen wir auf das Genozid, den »Völkermord«. Eines der Wörter, die viele im Munde führen, und die doch Abstractum, Schlagwort bleiben. Wir wollen ihm durch die genauere Darstellung eines Genozids etwas Wirklichkeit verschaffen. Zu diesem Zweck holen wir das Beispiel nicht aus der deutschen Geschichte, wo die Voreingenommenheiten sich schluchtentief eingegraben haben. Es wäre auch zu einfach, es aus dem Bereich des sogenannten »roten Totalitarismus« zu holen (Stalin, Pol-Pot). Wie steht es mit den von den Mongolen begangenen Genoziden, die Langendorf so anschaulich in unser Gedächtnis zurückgeholt hat? Vergl. Jean-Jacques Langendorf, »Über den Völkermord an sich/Ein Beitrag zum Historikerstreit«, im Jahrbuch »Der Pfahl«, Band I von 1987, bei Matthes & Seitz in München.) Man möchte sie in ihrer systematischen Konsequenz beinahe »singulär« nennen — aber sie liegen doch zu weit in geschichtlicher Ferne. Angesichts der heute so grassierenden Heuchelei im Umgang mit der Geschichte halten wir es für richtig, das Beispiel bei den Gründernationen des humanitär-liberalen Abendlands zu holen. Die Holländer haben im 17. Jahrhundert ganze Archipele in Ostasien zur Regulierung des Gewürz-Marktes entvölkert. Hier versperrt jedoch dem Schreibenden die mangelnde Kenntnis der niederländischen Sprache den Zugang zu den Quellen. Er entschied sich deshalb für die Engländer, die im gleichen 17. Jahrhundert nicht bloß den Gentleman erfunden haben.

9.1 Englands erste Kolonie

In ihrer Ausgabe vom 5. September 1983 berichtete die FAZ über einen Eklat des eigenwilligen Labour-Chefs von Greater London, Ken Livingstone. Er habe im Dubliner Fernsehen gesagt, »was Großbritannien den Iren über 800 Jahre zugefügt habe, sei schlimmer als das, was Hitler den Juden antat — nur hätten sich die Briten mehr Zeit genommen«.
Was mit diesem Spruch gemeint ist, kann nur verstehen, wer die blutig ineinander verzahnte englisch-irische Geschichte kennt (und zwar nicht nur in der meist etwas beschönigenden Sicht englischer Historiker). Ken Livingstone hatte jene »800 Jahre« nicht einfach so aus dem Ärmel geschüttelt, sondern genau gezählt. Der Zugriff Englands auf die Nachbarinsel Irland wird mit dem ersten englischen König aus dem Haus Plantagenet, Heinrich II. (1154—1189), ein fester Bestandteil der englischen Politik. Welche Antriebe steckten hinter diesem Zugriff? Zunächst einfach die Barbareninstinkte. Seit es im 7./8. Jahrhundert kultureller Mittelpunkt des Abendlandes gewesen war, blieb das frühe Irland ein reiches Land, dessen Plünderung sich lohnte. Als sich dann England allmählich in einen modernen Staat umzuwandeln begann, änderten sich wohl die Methoden, das Ziel blieb dasselbe. Heute ist die Feststellung erlaubt, daß die bewundernswerte Welt der englischen Schlösser und Gärten, der Reichtum von Englands Wohnkultur und seiner fabulösen Museen vom englischen Kolonialreich gespeist wurde. Aber es ist immer noch etwas »shocking«, dazu auch die »weiße« Kolonie Irland zu rechnen, die bis ins 19. Jahrhundert hinein nach Strich und Faden geschröpft wurde und sich im 20. Jahrhundert ihre Unabhängigkeit in einer Kette blutiger Aufstände erkämpfen mußte.
Die Engländer hatten allerdings schon früh auch höhere, nämlich strategische Motive, die mit dem Aufbau und Ausbau ihres Reiches zusammenhingen. Bei ihrer auf das europäische Festland gerichteten Außenpolitik wollten sie den Rücken frei haben. Irland sollte um keinen Preis Stützpunkt für Englands seefahrende Rivalen — seien es nun die Spanier oder die Franzosen — werden.

Raubgier sowie Ausbau der eigenen Macht dürften wohl auch der Antrieb des holländischen Genozids auf den Molukken gewesen sein. Hinter der von den Engländern in mehreren Anläufen versuchten Ausrottung der Iren steckt aber noch viel mehr. Das von den Engländern auf der Grünen Insel verübte Genozid hat in der Reihe der modernen Genozide einen besonderen Rang, weil seine Wurzeln in recht verzweigte Kellergewölbe der menschlichen Seele hinunterreichen.

9.2 Die »alternative Rasse«

Irland war seit seinen geschichtlichen Anfängen ein »Sonderfall«; es wirkte jeweils in seiner Umwelt auffällig »anders«. Das war sein Faszinosum seit altersher, im Doppelsinn von Anziehung und Abstoßung. Man hat dieses Anderssein oft zu definieren versucht. Die einen sahen es im Keltischen (obwohl nach Meinung der Anthropologen die Bevölkerung der Insel vor der ersten germanischen Landung nicht rein keltisch gewesen ist), andere wieder fanden es in dem Umstand, daß Irland das einzige katholische Land inmitten der angelsächsischen Welt ist. Was hatte es mit der »gälischen Kultur« der Iren auf sich, welche so lange Widerstand leistete, daß sie erst in den Blutbädern Cromwells und seines »Commonwealth« (1649—1653) ersäuft werden konnte? In seiner schönen Rekonstruktion der frühen Hoch-Zeit dieser Kultur, »Irland, Wegbereiter des Mittelalters« (Urs Graf Verlag, Olten 1961), weist Ludwig Bieler auf ihren Ausgangspunkt hin. Grundlegend sei, daß nie ein Römer die irische Insel betreten habe. Irland sei »das erste und im Altertum einzige Land, wohin das Christentum nicht auf den Spuren der römischen Kolonisten gelangt ist«. Außerdem wurde Irland ohne Gewalt (und fast ohne Märtyrer) christianisiert. Die Bevölkerung nahm die neue Lehre freiwillig an, und die frühe Kirche revanchierte sich, indem sie die einheimische geistige Überlieferung in sich aufnahm. So wurde Irland zum einzigen Land, in dem sich — im Gegensatz zur Bretagne oder zu Wales —

eine keltische Kultur frei über Jahrhunderte hinweg entfalten konnte.
Über die Kelten weiß man wenig, da ihre Kultur im Kern oral war und die starre Kodifizierung in der schriftlichen Festlegung scheute. In einer oralen Kultur geben die Weisen ihr Wissen mündlich an ihre Schüler weiter. Die geistige Überlieferung muß so immer wieder neu geschaffen werden, kann nicht in Buchstaben erstarren. Diese spontane, »kreative« Einstellung fand sich offensichtlich auf allen Lebensgebieten. Ein wissenschaftlicher Klassiker der wilhelminischen Zeit hält das wohl am besten fest: das zweibändige Werk »Die englische Kolonisation in Irland« (Cotta, Stuttgart 1906) des damals erst 33jährigen Nationalökonomen Moritz Julius Bonn, das bis heute die Grundlage jeder »unbequemen« Irland-Forschung geblieben ist. Vom Lebenslauf des 1933 emigrierten Frankfurters, der 1965 in England starb, fällt ein eigenartiges Licht auf dieses genialische Frühwerk, das ein Produkt einerseits jahrelangen Lebens unter Iren, andererseits aber auch intensivsten Quellenstudiums (mit vielen Entdeckungen in Archiven) war. Der frühe Bonn kümmert sich gar nicht um die englische Selbstinterpretation, die sonst in Deutschland so bereitwillig aufgenommen wird. Für ihn ist der typische Engländer eben nicht der undogmatische Pragmatiker, der aus der Vernunft der Situation heraus handelt. Er zeigt vielmehr, wie die Iren über Jahrhunderte hinweg die halb französischen Engländer erlebt haben: als Vertreter eines römischen Herrschaftsstils (ohne jedes Griechentum), welche die überquellende, chaotische Wirklichkeit in ein juristisch-bürokratisches Korsett zu schnüren versuchen.
Als die mit der Kunst der römischen Landvermessung vertrauten Angelsachsen nach Irland kamen, verstörte sie dort das Fehlen präziser Besitzabgrenzungen. Über das gälische Recht, die zwischen 700 und der Jahrtausendwende aufgestellten »Brehon Laws« (nach dem gälischen Wort für Richter), schreibt der sich auf M. J. Bonn stützende Robert Bauer (»Irland, die Insel der Heiligen und Rebellen«, 1938 bei Goldmann): »Die Übertragung des normannischen Feudalwesens nach Irland bedeutete den Zusammenstoß zweier grundverschiedener Rechtsauffassungen. Das bri-

tische Feudalrecht stieß auf ein halbkommunistisches Bodenrecht. Während nach dem englischen Rechtsdenken aller Grund und Boden dem König gehörte, der nach Belieben über ihn verfügen konnte und von diesem Recht Gebrauch machte, indem er seine Gefolgsleute als Entschädigung und zur Ermöglichung ihrer Dienstleistungen mit Land belehnte, war in Irland der Boden die von der Natur allen gegebene Lebensgrundlage und daher Gemeinbesitz der Stammesverbände.«

Ähnlich verhält es sich mit dem irischen Wahlkönigtum. Mit der Auffassung, daß die Wirklichkeit immer wieder neu erschaffen werden müsse, war die starre Erbfolge der Stammeskönigswürde vom Vater auf den ältesten Sohn (die Primogenitur des römischen Rechts) nicht zu vereinen. In der gälischen Welt wählten die Männer beim Tod des Königs aus den herrschenden Familien denjenigen zum Nachfolger, den sie für den geeignetsten hielten, und wahrten damit die Chance des ständigen Neubeginns. Die zwangsweise Einführung der Primogenitur war denn auch eine der Waffen, mit denen die Engländer die gälische Kultur zerstörten. Eine noch wirksamere Waffe war das ebenfalls erzwungene Einschleusen der am wenigsten spontanen, am meisten auf Regeln und Buchstabenglauben festgelegten Berufskategorie, der (von London ferngelenkten) Beamten. Sie suchten die widerspenstigen Iren in ein Netz von Abstraktionen, Allgemeinheiten und Verboten zu verstricken.

M. J. Bonn ist nicht unkritisch gegenüber den Iren. Er spricht von der »oft bemerkten widerstandslosen Weichheit«, der »Falschheit und Tücke des irischen Charakters«, die »aus den Lebensgewohnheiten von Sklavenvölkern« stamme (I, 11). Eine Seite weiter lesen wir: »Der Mangel an Selbstzucht, die Abwesenheit von Stetigkeit, der scheinbar unberechtigte Wechsel von jubelnder Heiterkeit mit brütendem Trübsinn, die blinde Treue, die plötzlich in Treulosigkeit umschlägt, werden mit mehr oder weniger Sachkenntnis in allen Schilderungen irischen Charakters aufgeführt; es fehlt nicht die kindlich-fromme Scheu gegenüber der Religion, dem Übersinnlichen, noch auch die heute noch so berückende Unmittelbarkeit. Das alles sind Eigenschaften, die der Kulturmensch zu jeder Zeit

beim Naturmenschen bewundert hat, die aber nicht Alleinbesitz des keltischen Volkes sind.«
Entsprechen die durchschnittlichen Engländer und die durchschnittlichen Iren ungefähr den hier skizzierten Typen, so kann ihre Begegnung nur sehr spannungsgeladen sein, und zwar sowohl nach der negativen wie nach der positiven Seite hin. Ein Engländer mag sich in ihr vorkommen wie ein bundesrepublikanischer Normalbürger, der sich plötzlich mit Chaoten und Spontis konfrontiert sieht. Es kann aber auch sein, daß es ihn in dieser Begegnung lockt, aus seinem Korsett auszusteigen und sich der warmen Strömung hinzugeben. Die englisch-irische Geschichte kennt unzählige Beispiele für die beiden Extreme. Bloße Normalität hingegen oder Gleichgültigkeit sind nicht zu finden.
Die gälische Kultur bewies gegenüber den verschiedenen Invasionswellen — seit 795 skandinavisch-dänische, seit 1169 normannisch-englische — eine erstaunliche Assimilationskraft. Solange sie in einigermaßen freiem Wettbewerb mit der Kultur der Eroberer stand, war sie eindeutig stärker. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, in dem es zum ersten großen Anziehen der englischen Schrauben kam, wurden regelmäßig große Teile der Einwanderer assimiliert. Spätestens in der zweiten Generation waren aus ihnen irische Patrioten (sogar gälisch sprechende) geworden, die sich gemeinsam mit den Autochthonen gegen die Ausbeutung durch die Engländer wehrten. Erst der blutige Einschnitt des Genozids machte dieser friedlichen »Verdauung« der Eindringlinge ein Ende.
Aber auch in den vier Jahrhunderten dauernder Iren-Verfolgungen, von der ersten Zwangssiedlung 1659 bis zur Gründung des Freistaats 1921, fanden sich immer wieder Engländer, die dem eigentümlichen Charme der irischen Welt verfielen — die sich insgeheim oder auch offen für die geknechteten Iren einsetzten. Die Geschichtsschreibung hat für diese Wanderer zwischen den Welten eigene Namen gefunden (»Anglo-Irish«, »Altengländer« u. a. m.). Selbst die irische Freiheitsbewegung wäre ohne sie nicht denkbar. So war Charles Stewart Parnell (1846—1891), ihr wichtigster Führer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der protestantische Sohn eines englischen Großgrundbesitzers.

Hält man sich dies alles vor Augen, so wird es verständlich (wenn auch nicht verzeihlich), daß sich sehr früh schon in englischen Köpfen die Meinung bilden konnte, das irische Problem sei nur durch die Ausrottung des irischen Volkes zu lösen. (Wobei das in früheren Zeiten mit größerer Unbefangenheit ausgesprochen wurde als heute — die anti-irische Pamphletliteratur ist dafür aufschlußreich.) Seit dem ausgehenden Mittelalter ist die Geschichte der ersten Kolonie Englands ein Stufenweg zum Genozid. Die auf das »Goldene Zeitalter« Irlands folgende 800jährige Leidensgeschichte der Iren gliedert sich nach den Vernichtungswaffen, die im Wechsel gegen sie eingesetzt wurden.

9.3 Die Erfindung der Apartheid

Die Weltgeschichte ist voll von Schlächtereien und Unterdrückung. Das ist sozusagen der Alltag der Geschichte. Das Genozid setzt sich davon ab durch die abstrakte Planung; es ist kein Ausbruch der Gewalt, sondern der Vernichtung aus Prinzip. Schon bei den Mongolen lief das, laut Langendorf, kühl wie eine gutgeölte Maschine. In Irland wird mit den sogenannten »Statuten von Kilkenny« von 1366 die Weiche in diese Richtung gestellt. Ein auf Druck des englischen Königs Eduard III. nach Kilkenny einberufenes irisches Parlament hat diese Statuten verfaßt, die als erste irische Verfassung angesehen werden können.
Der Belfaster Professor James Camlin Beckett schreibt in seiner »Geschichte Irlands« (2. Auflage 1982 in Kröners Taschenbuchausgabe) über die Statuten: »Die bedeutsamsten dieser gesetzlichen Bestimmungen zielen auf die Errichtung einer permanenten Rassenschranke zwischen Iren und Anglo-Normannen, denn man hatte erkannt, daß bei jeder Form ethnischer Verschmelzung der gälische Einfluß überwog. So wurden Verbindungen — sei es durch Heirat, Konkubinat oder Adoption — verboten. Weder die Engländer (d. h. die anglo-normannischen Siedler) noch die Iren, die mit den Engländern leben, durften Irisch sprechen. Die Eng-

länder durften außerdem auch keinen irischen Namen tragen, auch wurde ihnen irische Kleidung sowie das irische Recht verwehrt, und sie sollten nicht nach irischer Art ohne Sattel reiten.« Zum Glück für die Iren hatte der englische König damals noch nicht die Mittel, diese Bestimmungen in Irland auch in größerem Maßstab durchzusetzen.
Der zweite wie auch der dritte systematische Schritt zur Unterdrückung eines irischen Eigenlebens waren ebenfalls juristischer Art. Der »Poynings-Act« von 1494, nach einem Kommandeur der Besatzungstruppen benannt, war ein Gesetz, das die staatsrechtliche Definition Irlands als einer selbständigen Monarchie, die durch die Personalunion des Königs mit der englischen Monarchie verbunden ist, außer Kraft setzte. Nach diesem bis 1800 gültigen Gesetz bedurfte jede gesetzgeberische Tätigkeit des irischen Parlaments der Zustimmung des Königs und des Thronrats in London. Die dritte Stufe bildete die »Surrender and regrant«-Politik von 1540. In einer großangelegten Aktion wurde damals versucht, den irischen Adel dazu zu nötigen, seinen Landbesitz dem König abzutreten, um ihn dann von diesem als Lehen zurückzuerhalten. Dem König fehlte jedoch noch die Macht, um diesen Verzicht auf die gälische Rechtstradition in allen Provinzen Irlands durchzusetzen. Die Kolonisation wurde in dieser Periode noch nicht mit voller Kraft durchgeführt, was die Besatzungsmacht zu Schwerpunktbildung wie auch zu einer Politik des Intrigierens und der Bestechung zwang.

9.4 Vertreibungs- und Umsiedlungspolitik

Allmählich verlieren die Engländer die Geduld und gehen bei der Kolonisierung Irlands zur offenen Gewalt über. Seit 1549 setzten sie gegen die Iren die tödliche Waffe der Zwangssiedlungen (Plantations, Settlements) ein: irische Landbesitzer werden von ihrem Boden verjagt, der an englische Einwanderer (oder solche aus anderen Ländern, etwa der Rheinpfalz) verteilt wird. Vorwand ist die

erwiesene oder auch nur behauptete Beteiligung an Aufstandsversuchen; schon der Versuch zu Neutralität zwischen den Lagern kann die Enteignung einbringen. Die erste »Plantation« großen Stils wird 1549 bis 1557 in den Grafschaften Leix und Offaly durchgeführt; weitere große Schübe erfolgen 1586 in der Provinz Munster und 1608 bis 1610 in der Provinz Ulster. Diese sozialen Umschichtungen leiten eine Proletarisierung des irischen Volkes ein. Die aktivsten unter den Vertriebenen rotten sich in unwegsamen Gegenden zu Wegelagererbanden zusammen; die irische Landschaft ist für Guerilla-Taktik sehr geeignet. Am Ende eines ruhmreichen, aber erfolglosen neunjährigen Krieges gegen die Besatzungsmacht kommt es 1607 zur »Flucht der Grafen«: die kühnsten Vertreter des irischen Adels verlassen die Insel, um auf dem Kontinent in fremden Heeren zu dienen. In den Führungspositionen der europäischen Heere tauchen von nun an die Namen der O'Neill, Macdonald, Maguire, O'Donnell auf. Die Engländer haben solche Emigrationen militärischer Chefs dazu benützt, um sich gleich eine größere Zahl besonders kriegerischer Iren vom Halse zu schaffen. M. J. Bonn geht ein auf das Bestreben, durch freiwillige Auswanderung »die wehrhaften Teile des keltischen Volkes zu beseitigen«: »Alle Kapitulationen hatten den Offizieren gestattet, ihre Soldaten nach Spanien abzuführen; nach Petty wurden 34 000 Soldaten dorthin verschifft.« Für das irische Volk blieben nur noch die Priester als Anführer übrig.

9.5 Aktiengesellschaft Gotteskrieg

Wann haben die Engländer die Schwelle zum Genozid an den Iren überschritten? Es bedurfte dazu noch einer besonderen Vorbereitung der englischen Mentalität, die Robert Bauer so skizziert: »Auf der britischen Insel beobachteten wir einen gelassenen, schweigsamen, schwer zu bewegenden, aber — erst einmal in Bewegung geraten — auch schwer anzuhaltenden Menschen, der hartnäckig seine Ziele verfolgt, stolz bis zur Anmaßung der Welt

gegenübertritt, unlogisch auf ihre Notwendigkeiten reagiert, wo es um seine Vorteile geht, aber auch zum Kompromiß bereit ist, wenn er auf unüberwindbare Hindernisse stößt, und darum in den Händeln der Welt selten leer ausgegangen ist.« Diese so anschaulich geschilderte Mentalität bedurfte wohl nur noch einer Injektion von charismatischem Fanatismus, um ein von den Massen getragenes Genozid reifen zu lassen.

Bis zu König Heinrich VIII. (1509—1547) war ein solches Umschlagen in den englisch-irischen Auseinandersetzungen nicht notwendig angelegt; schließlich waren die Engländer und die Iren, bei aller Fremdheit, doch noch des gleichen Glaubens. Und was Heinrich in seiner »Reformation« an die Stelle der katholischen Kirche setzte, war ja nur ein romfreier Katholizismus, die anglikanische Hochkirche (paßte das nicht gut zu dem von Bieler diagnostizierten romfreien irischen Christentum?). Daß an der Zwangssiedlung in Ulster in großem Ausmaß schottische Presbyterianer, mit einer der High Church überlegenen Glaubensstärke, beteiligt waren, brachte zwar ein neues Spannungselement in die englisch-irischen Beziehungen. Aber noch handelte es sich um Gruppen, die in England minoritär waren.

Das änderte sich schlagartig mit der Großen Revolution in England (1640). Im englischen Bürgerkrieg war mit den Puritanern ein fanatischer und sendungsbewußter Protestantismus an die Macht gekommen, der sich von Gott beauftragt sah, die Feinde des wahren Glaubens auszurotten. Und dieser Puritanismus fand im ersten modernen Diktator, Oliver Cromwell (1599—1658), einen charismatischen Führer, der Glaubensinbrunst, Managerfähigkeiten und Geschäftssinn zu vereinen wußte. Dazu paßte wie das Pünktchen aufs i der von Calvin erfundene, extreme Prädestinationsglaube, welcher materiellen Erfolg mit der Gnade Gottes gleichsetzte. So waren alle Elemente beisammen, die es erlaubten, einen Glaubenskrieg im Stile einer Aktiengesellschaft zu führen.

Dies ist wörtlich zu nehmen: man konnte damals in der Tat in England Anleihen für den künftigen Feldzug gegen die »papistischen Iren« zeichnen, die mit beschlagnahmtem Boden im endgültig eroberten Irland beglichen werden sollten. Michael Freund, bester

neuerer Kenner dieser Dinge in Deutschland, schreibt in »Die große Revolution in England« (1951 bei Claassen, S. 569): »Die Hauptfiguren der großen englischen Revolution sind namhafte Aktionäre jenes großen Unternehmens, das Irland zurückerobern und die Zeichner der Irlandanleihe aus dem eroberten Land entschädigen will. Cromwell zeichnet eine ungewöhnlich große Summe. Wie der Schuldbegriff in Revolutionen aussieht, geht aus der gleich zu Anfang in Irland befolgten Praxis hervor. Jeder, der seinen Grundbesitz behalten hatte, wird als Teilnehmer an der irischen Revolte behandelt. Sonst hätte er ja seinen Grund und Boden nicht behalten können.« Cromwell entstammte übrigens einer durch beschlagnahmtes Kirchengut reich gewordenen und durch Spekulation wieder verarmten Familie; er war also schon um des eigenen Seelenheils willen auf Erfolg angewiesen. Damit war er der ideale Führer eines Glaubenskrieges, der nur gewonnen werden konnte, wenn er zugleich ein gutes Geschäft war.

9.6 Gulag und weiße Sklaven

Den Vorwand zum Genozid hatten die Iren selbst geliefert, als sie den englischen Bürgerkrieg zu einer eigenen Revolution benützten. Während dieses Aufstandes von 1641 erschlugen ihres Bodens beraubte Iren auf der ganzen Insel protestantische Siedler. Die Schätzungen der Zahl der Opfer bei diesen Protestantenmassakern variieren heute bei den Spezialisten für diese Zeit unter den englischen und irischen Historikern zwischen 7000 und 12000. Die puritanische Kampfpresse multipliziert die Opferzahlen sogleich in »singuläre« Höhen — auch die Medien zählten zu jenen moderneren Phänomenen, die in Cromwells Gottesstaat ihre erste große Blüte erlebten. Es kam damals in England zu einer wahren Flut von Schriften, die das Feindbild des Iren als des »papistischen Schlächters« errichteten. In der irischen Geschichte der Cambridge University Press von 1983 liest man: »1646 behauptete der Pamphletist Sir John Temple, es seien in Ulster 300000 Menschen

umgebracht worden«, also dreimal soviel, wie die Gesamtzahl der Protestanten zu jener Zeit, und die Zahl hat sich seither im Gedächtnis der protestantischen Massen festgesetzt. Der Historiker Lecky schreibt 1892 in seiner in London erschienenen Geschichte Irlands im 18. Jahrhundert resigniert: »Die irischen Massaker von 1641 scheinen mir eine der ganz großen Erfindungen (fictions) in der Geschichtsschreibung zu sein, obwohl damals eine wirklich große Zahl von Morden begangen worden sind. Der Konsensus der modernen englischen Historiker in dieser Sache ist jedoch so groß, daß es kaum möglich sein dürfte, den englischen Volksglauben wanken zu machen.«
Cromwells Feldzug quer durch Irland findet 1649—1650 statt. Zu diesem Kriegsbeginn liefert der Nationalökonom M. J. Bonn, der am Ausgang des Ersten Weltkrieges als Schulden-Experte der deutschen Delegation in Versailles attachiert war, eine makabre Pointe. Im zweiten Band seiner Kolonisationsgeschichte von 1906 spricht er vom »Staatsversprechen« Cromwells, »das den englischen Abenteurern irisches Land für ihre Vorschüsse geboten hatte, dessen Erfüllung sich schon so lange hingezogen hatte, daß dem Kapital Zinsen und Zinseszinsen zugeschlagen worden waren. Es war wünschenswert, die Vollziehung dieser Verpflichtung zu beeilen, da aus der Verzögerung beiden Teilen Verluste entstanden.« Allerdings schiebt Bonn gleich nach, der Hauptgrund für die Eröffnung des Krieges sei natürlich ein anderer gewesen: »Irland hatte versucht, einen national-katholischen Staat zu bilden und hatte mit fremden Mächten, mit dem Papst, den Königen von Spanien und Frankreich gegen England konspiriert.« Cromwells Zug durch Irland ist von Blutbädern markiert, die selbst das an Blut gewöhnte Irland vor Schrecken erstarren lassen. Als sich die Stadt Drogheda nach langer Belagerung ergibt, wird nicht nur die Besatzung, sondern auch die Zivilbevölkerung samt Frauen und Kindern niedergemetzelt. Nachdem eine zweite irische Stadt durch denselben Massenmord ausgelöscht ist, bricht im ganzen Land der Widerstand zusammen. Cromwell rechtfertigt seine Taten als »ein gerechtes Urteil Gottes über diese barbarischen Schufte«.
Cromwells Statthalter (darunter sein Sohn Henry) führen

1652—1653 im Namen des »Commonwealth« die erste große Massenvertreibung der modernen Geschichte durch. Kein Ire darf mehr Land östlich des Shannon besitzen; er hat nur die Wahl zwischen dem Tod oder der Deportation nach Connaught, der unwirtlichsten Provinz der irischen Insel. Ein schmaler Küstenstreifen ist dort allerdings den protestantischen Siedlern vorbehalten; er soll verhindern, daß die Insassen dieses überdimensionierten Konzentrationslagers Kontakte mit dem Ausland aufnehmen. Der englische Historiker W. E. H. Lecky, der 1895—1903 die Universität Dublin im Unterhaus in London vertrat (wohlverstanden als Vorkämpfer der englisch-irischen »Union«), schrieb: »Die Iren hatten das Gefühl, daß sie dem Auswurf Englands preisgegeben waren, der sich um ihr Geschick nicht mehr kümmerte als um das der Regenwürmer, die ihr Spaten durchschnitt.«

Der Menschenhandel blühte. Der Verkauf herumirrender Soldaten an auswärtige Mächte war ein Bombengeschäft. Außerdem wurden Tausende von irischen Jünglingen und Mädchen als Sklaven in die Karibik verkauft. Englische Historiker haben rückblickend diesen Handel mit weißen Sklaven im 17. Jahrhundert (!) abzumildern versucht; es habe sich um »indentured people« gehandelt, also Sklaven auf Zeit, die während sieben Jahren bei einem Pflanzer auf Barbados oder Jamaika die Kosten für ihre Schiffsfracht über den Atlantik abzuarbeiten hatten. Solchen Verharmlosungen hat 1975 das Buch eines englischen Autors mit irischen Vorfahren eine Ende gemacht, das gleichzeitig in London und in New York erschien und über das Lord O'Neill damals meinte: »Die Engländer, die sagen, sie könnten das Verhalten der Iren nicht verstehen, sollten dieses Buch lesen.« Sein Verfasser ist Peter Beresford Ellis, wie Livingstone Labour-Anhänger; der Titel des Buches lautet »Hell or Connaught! (Zur Hölle oder nach Connaught)/The Cromwellian colonisation of Ireland« (Neudruck 1988 bei der Blackstaff Press in Belfast). Ellis hat Briefe von englischen Sklavenjägern von damals abgedruckt. In einem wird ein Bedarf von 1000 irischen »Weibsstücken« gemeldet, die mit 1500 Soldaten als Siedler nach Barbados zu senden seien. Der Empfänger des Briefes antwortet, daß er sein Möglichstes tun wolle, ob-

wohl man dabei »Gewalt anwenden« müsse — aber es geschehe ja zum Wohl der Weibsstücke wie dem der Öffentlichkeit. Und er fügt gleich bei, daß er auch »1500 bis 2000 junge irische Knaben zwischen zwölf und vierzehn Jahren liefern« könne... Man kann heute noch in der Karibik auf Strohhütten stoßen, in denen rothaarige Nachkommen jener Sklaven aus Irland dahinvegetieren.

9.7 Das juristische Genozid

Daß das irische Volk damals nicht ganz ausgerottet wurde, hing wohl in erster Linie damit zusammen, daß das Commonwealth schon zwei Jahre nach Cromwells Tod 1660 durch die Wiederherstellung der Monarchie ein Ende fand. Unter der jakobitischen Restauration konnten die Iren etwas aufatmen — obwohl sie die Erfahrung machen mußten, daß auch einem katholischen König von England die britische Staatsräson den Vorrang vor dem Existenzrecht seiner irischen Glaubensgenossen hatte. Mit der zweiten englischen Revolution, der »Glorreichen« von 1688, setzten jedoch die Iren-Verfolgungen gleich wieder ein. Allerdings waren die Methoden etwas diskreter als bei Cromwells offenem Genozid. Man setzte nun auf die Langzeitwirkungen der juristischen Zwangsjacke. Die angeblich so pragmatischen Engländer, Erfinder des modernen »Liberalismus«, bauten einen riesigen Käfig aus Paragraphen und Schikanen, der den Iren alle Freude am Leben abschnüren sollte: die sogenannten »Penal Laws« (Strafgesetze), die von 1695 ab verkündet wurden. Ihr Zweck war, die Fellachisierung der irischen Bevölkerung zu vollenden — die Gulags unseres Jahrhunderts sind in ihnen bereits voll ausgebildet.
Liest man diese Penal Laws heute, so ist das eine wahrhaft surrealistische Lektüre, bei der man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. Mit ungläubigem Staunen liest man eine Bestimmung wie diese: »Kein Katholik darf ein Pferd besitzen, das mehr als fünf Pfund wert ist. Jeder Katholik muß ein Pferd verkaufen, wenn ihm ein Protestant dafür fünf Pfund gibt.« M. J. Bonn sieht dahinter

die englische Furcht, daß ein Pferd, das mehr wert ist als fünf Pfund, von einem Iren auch als Streitroß in einem Aufstand verwendet werden könnte. Bei anderen Gesetzen wird die Absicht deutlich, die kleinen Landpächter, welche die Mehrheit der irischen Bevölkerung ausmachen, ganz jenen Unternehmern auszuliefern, die für die meist drüben in England lebenden Gutshofbesitzer und für sich selbst aus dem verpachteten Land ein Maximum an »Ertrag« zu pressen suchen. Beispielsweise darf kein Ire ein Stück Land für länger als 31 Jahre pachten. Das heißt: sobald er aus dem Boden etwas gemacht hat, muß er ihn wieder abgeben. Unzählige Gesetzesbestimmungen sind dazu da, eine irische Führungsschicht nie wieder aufkommen zu lassen. Die irischen Schulen wurden geschlossen; die Iren mußten froh sein, wenn ein herumziehender Lehrer in einer »Heckenschule« draußen im Feld den Kindern wenigstens das Buchstabieren beibrachte. Kein Kind durfte zur Erziehung ins Ausland geschickt werden, die akademischen Berufe waren den Iren verschlossen, sie durften kein öffentliches Amt annehmen usw. usw. — die Liste der Gitterstäbe in Paragraphenform ist unendlich lang. Und das Wunder, ein wirklich irisches Wunder, bleibt dabei, daß nur eine ganz kleine Minderheit der Iren der Versuchung nicht widerstehen konnte, durch den Übertritt zur anglikanischen Hochkirche dem Würgegriff dieser »Strafgesetze« zu entrinnen. »Strafe« allein dafür, katholischer Ire zu sein ...
Im Übrigen gab es auch englische Repressionen, die alle in Irland Lebenden, auch die Protestanten, trafen. Das vielgerühmte Londoner Parlament des 17. und 18. Jahrhunderts, Wiege des modernen Parlamentarismus, verbrachte einen erheblichen Teil seiner Sessionen damit, jedes Aufblühen irgendeines Wirtschaftszweiges auf der Nachbarinsel Irland mit Gesetzeskraft im Keime zu ersticken. Wurden auf der Grünen Insel Kühe gezüchtet, die in England verkauft werden konnten, so unterband das sofort ein entsprechendes Gesetz (Cattle Act von 1663, Second Cattle Act von 1666). Produzierte man in Irland etwas, was sich in einem anderen Land absetzen ließ, so zauberte das Parlament in London sogleich einen Navigation Act aus dem Ärmel, der den irischen Schiffen untersagte, das Erzeugnis dorthin zu bringen.

Zum Ausgleich begann sich die britische Philanthropie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der proletarisierten Iren anzunehmen. Auf ihre besondere Weise. 1838 wurden durch Gesetz die in England längst bestehenden »Workhouses« auch in Irland eingeführt; sechs Jahre später gab es schon etwa hundert davon mit 70 000 Insassen. Wir kennen diese Institution aus Dickens, und wir haben sie diesem liebenswürdigen Erzähler nie geglaubt. Es gab sie jedoch wirklich; sie entsprang unmittelbar der Einsicht der calvinistischen Prädestinationslehre, daß Armut eine Sünde sei. Zitieren wir diese Beschreibung aus einem Geschichtslehrbuch für irische Gymnasiasten aus dem Jahre 1969: »Jedes Arbeitshaus war für 1000 Insassen bestimmt ... Es gab getrennte Quartiere für Männer und Frauen, so daß Ehepaare voneinander und von ihren Kindern getrennt wurden; Besuche waren verboten außer in Anwesenheit eines Masters.« Was dann im weiteren über die Lebensbedingungen in einem solchen Arbeitshaus berichtet wird, macht den Schlußsatz der Beschreibung verständlich: »Viele der Insassen waren berufsmäßige Bettler, weil Tausende von armen Bauern, für welche diese Häuser doch gedacht waren, es vorzogen, irgendwo draußen zu sterben, umgeben von ihren Familien und ihren Freunden.«

9.8 Der Große Hunger

In der Mitte des 19. Jahrhunderts trifft das irische Volk ein letzter großer Schlag: »the Great Famine«, der Große Hunger von 1845—1851. Diese Katastrophe wird von gedankenlosen Geschichtsschreibern gerne als »Schicksalsschlag« bezeichnet. Nichts war sie weniger — sie war vielmehr ein durchaus vorhersehbarer Langzeiteffekt der geschilderten, planmäßigen und justizförmigen Abwürgung aller Lebensgrundlagen für das irische Volk. Der sklavenmäßige Zustand, in dem die irische Landbevölkerung noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts gehalten wurde, zwang die Kleinpächter, mit ihren Familien fast ausschließlich von

Kartoffeln zu leben — einem billigen Nahrungsmittel, das sich auf kleinem Raum in Mengen erzeugen läßt. Eine so extreme Monokultur war eine Todesfalle, die bei der geringsten Kartoffelseuche zuschnappen würde. 1845 war es soweit: Eine Krankheit begann die Kartoffelstauden über ganze Grafschaften hinweg zu vernichten und die Hungersnot brach aus. Und dieser Totentanz wurde von einer üblen Farce begleitet. Als die Iren wie die Fliegen starben, trat die britische Philanthropie mit Hilfsprogrammen auf den Plan. Die Problematik dieser Programme war, daß die Arbeiten, mit denen die hungernden Iren sich ihre Notrationen verdienen mußten, ja nicht irgendeinen englischen Erwerbszweig beeinträchtigen durften. Also beschäftigte man die Hungergestalten beispielsweise damit, daß man sie tiefe Löcher graben ließ, die sie dann selber wieder zuschütten mußten.

Drücken wir die Katastrophe nüchtern in Zahlen aus. Vor dem Großen Hunger hatte die Bevölkerungszahl Irlands, trotz aller Not und trotz eines nicht abbrechenden Auswandererstroms nach England und nach Übersee, mit 8,3 Millionen den Höchststand seiner Geschichte erreicht. In der Katastrophe verlor die Insel durch Hunger und Auswanderung 1,8 Millionen Menschen. Und von da ab sank Irlands Bevölkerungszahl ständig, bis sie am Ende des Jahrhunderts bei 4,3 Millionen angelangt war. Es sah so aus, als ob das irische Volk diesen letzten großen Schlag seiner Geschichte nicht überstehen würde. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts fand die irische Nation dann doch die Kraft, sich mindestens ihre politische Unabhängigkeit zu erkämpfen — wenn auch um den Preis des Verlustes von Ulster. Doch das ist eine andere Geschichte.

Als Einstieg in den so schwierigen Problemkomplex des Genozids haben wir absichtlich ein Beispiel gewählt, das weder mit Juden noch mit Deutschland zu tun hat. Die Probleme übersteigen den deutsch-jüdischen Horizont. Außerdem ist das Beispiel Irland Geschichte und Gegenwart zugleich. Das über acht Jahrhunderte sich dramatisch hinziehende und aus unzähligen Quellen belegte Geschehen liegt mit kalter, unerbittlicher Klarheit vor uns, und zugleich hat es seine Intensität noch nicht verloren. Wer die Grüne In-

sel kennt (und liebt), weiß auch, daß das dort am irischen Volk verübte Genozid immer noch gegenwärtig ist. Man liest es ab an den Augen der Menschen, an den geduckten Häusern, den Ruinen aus langen Jahrhunderten. Man erfährt staunend, wie präsent im Mann von der Straße die Geschichte seines Volkes ist, wenn er dem vor einer Kirche stehenden Fremden berichtet, wie Oliver Cromwell in ihr seine Pferde unterbrachte. Der Name des Diktators hallt in ihm nach wie derjenige Hitlers in einem jüdischen Emigranten oder der Stalins in einem dem Gulag Entronnenen.
Das Studium der irischen Geschichte ist eine Einübung in Demut und zugleich in einen nüchternen Blick für geschichtliche Realitäten. Sie ist eine Lehre für alle diejenigen, die es sich im Streit um die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges zu leicht machen — nach der einen oder der anderen Seite.

10. SINGULÄRER NONSENSE

ODER: WIE MAN EIN VOLK IN DIE HYSTERIE TREIBT

Daß die Vergangenheitsbewältigung aus einem hohen moralischen Impuls zu einem Instrument des plattesten tagespolitischen Kampfes verkommen ist und mit der Vergangenheit gar nichts mehr zu tun hat — das hätte als Anstoß zum Schreiben dieses Buches nicht ausgereicht. Sein Lebenslauf hat dem Schreibenden eine skeptische Anthropologie beigebracht: er erwartet vom Menschen nicht zuviel (allerdings auch nicht zuwenig). Daß die VB für viele, für Einzelne wie für Kollektive, ein gutes Geschäft geworden ist, hätte auch nicht genügt. Das Faktum ist jedem Kenner der politischen Szene bekannt. Und man darf offen davon sprechen, seit der britische Oberrabbiner Jakobovits (Wolffsohn a. a. O., S. 152 f) die Geißel zur Austreibung der Händler geschwungen und gegen die »Vermarktung des Holocaust« gewettert hat. Diese sei ein »profitabler Industriezweig für Schriftsteller, Forscher, Filmemacher, Denkmalbauer, Museumsplaner und sogar Politiker« geworden, und selbst einige Rabbiner und Theologen erwiesen sich als »Partner dieses großen Geschäfts«. Vielleicht nimmt sich einmal ein großer Satiriker dieser Neureichen-Schicht mit makabrem Hintergrund an.

Der eigentliche Antrieb zum Schreiben dieses Buches war, zu zeigen, welche Deformation die VB in ihrer gegenwärtigen Ausdrucksform und mit ihrer gegenwärtigen Zielsetzung in den Seelen, im Denken und im Verhalten so vieler Zeitgenossen angerichtet hat. Von Zeitgenossen notabene, die in täglich wachsender Mehrheit nicht einmal zeitlich mehr etwas mit dem Dritten Reich zu tun haben. Und wir kommen um die Frage nicht herum, welche Folgen jene Deformationen haben können und haben werden.

10.1 Ein Taubstummen-Gespräch

Ein Aphoristiker kann unbefangen Dinge sagen, die, in eine Kontroverse eingebaut, schon nicht mehr »kommunikationsfähig« wären. Am 9. Dezember 1988 konnte man im FAZ-Magazin folgende Notiz von Johannes Gross lesen: »Um herauszufinden, ob etwas einzigartig ist, muß man vergleichen.« Ein Kommentar war nicht nötig. Jeder, der das Getöse um die Rede des Bundestagspräsidenten Jenninger vom 10. November 1988 noch in den Ohren hatte, wußte, was gemeint war. Und wohl jeder sagte sich: Recht hat er schon, der Gross. Der Historiker Ernst Nolte, Stein des Anstoßes im sogenannten »Historikerstreit«, sagt dasselbe seit Jahren — aber ihm hat man es nicht abgenommen.
Das ist ein schönes Beispiel dafür, daß die Auseinandersetzungen um die Vergangenheitsbewältigung in der Art eines Taubstummen-Gesprächs geführt werden. Kaum einer hört noch auf das, was der andere sagt, sondern redet in der einmal eingeschlagenen Richtung drauflos (oder, um im Bild zu bleiben: gestikuliert drauflos). Nolte nahm man die gleiche, vielleicht etwas weniger elegant formulierte Aussage nicht ab, weil jedermann glaubt, er wolle die deutschen Verbrechen »relativieren«. Nur die wenigsten wissen, daß er der allerhärteste Verfechter der These von der Singularität, Einzigartigkeit, der deutschen Verbrechen ist. Das liegt vermutlich daran, daß kaum einer, der über Noltes 600-Seiten-Buch »Der europäische Bürgerkrieg 1917—1945« (1987 im Propyläen Verlag) diskutiert, dieses Buch auch zu Ende gelesen hat. Erst auf den Seiten 516 ff. rückt Nolte mit seiner These heraus, die Deutschen hätten ein Verbrechen begangen, dessen sich keine andere Nation vor oder neben ihnen schuldig gemacht habe.
Diesem Liberalen ist schon ein Massenmord aus sozialen Gründen weniger verwerflich als ein Massenmord mit biologischer Begründung (S. 549) — also ob es für die Opfer weniger schmerzlich wäre, aus Klassenhaß statt aus Rassenhaß umgebracht zu werden. Nolte geht aber noch weiter. Mord an Juden hat für ihn eine ganz andere Dimension als Mord etwa an Zigeunern oder an Serben: er ist eine »transzendentale Vernichtung«. Diese neue Verbrechens-

kategorie hat Nolte im Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung zu immer stärkerer Intellektualität und Rationalität definiert, der eine von ihm supponierte Teleologie zu Grunde liegt. Die Nationalsozialisten hätten versucht, diesen Geschichtsprozeß durch die Vernichtung einer Menschengruppe, der Juden, zu stoppen; ihre besondere, »transzendentale« Schuld bestehe darin, daß sie für einen Prozeß, der gar nicht anders ablaufen konnte, eine bestimmte Gruppe von Menschen verantwortlich machten. Nolte überschlägt sich geradezu im Ausmalen dieses »Überschießens« in der »Endlösung«: »Als tendenziell vollständige Vernichtung eines Welt-Volkes unterscheidet sie sich wesentlich von allen Genoziden ... Aber gerade deshalb ist sie keine bloß (! A. M.) biologische Vernichtung, sondern sie bedeutet eine Entscheidung im Hinblick auf den Geschichtsprozeß im ganzen, eine Entscheidung gegen den Fortschritt ...« Damit ist Noltes Buch die beste Illustration für die VB als Taubstummen-Gespräch: über 600 Seiten gibt er sich der so perhorreszierten Tätigkeit des Vergleichens hin, aber das Ergebnis dieses Vergleichens ist gerade nicht die prophezeite Relativierung der deutschen Verbrechen, sondern die radikalste uns bekannte Zementierung ihrer »Singularität« ...
Allerdings dauerte es vier Jahrzehnte, bis die Auseinandersetzung um die Vergangenheitsbewältigung diesen Zustand emotional angeheizter Verwirrung erreicht hatte. In den ersten Jahren der VB war der »Diskurs« — die Art sich auszudrücken — noch eindeutig. Es ging zunächst um »Kollektivschuld ja oder nein?« und darum, daß die eigenen Verbrechen nicht gegen die der anderen »aufgerechnet« werden dürften. Die erste Verunklärung kam dann wohl über den Begriff der »Kollektivscham«. Er war der etwas fahrigen Jovialität des ersten Bundespräsidenten, Theodor Heuss, entsprungen und wurde damals als das Ei des Kolumbus begrüßt. Inzwischen haben wir erlebt, wie über diese »Kollektivscham« und die noch unbestimmtere »Kollektivverantwortung« sachte die »Kollektivschuld« wieder eingeführt wurde, über deren Unzulänglichkeit sich doch zum mindesten die Vernünftigen eine längere Zeit über einig gewesen waren.
Ähnlich zerredet wurde der Appell zum »Nicht-Aufrechnen«.

(Darüber wird noch zu sprechen sein.) Zudem wurden »Vergleichen« und »Aufrechnen« mehr und mehr als Synonyme verwendet, obwohl es sich dem traditionellen Wortsinne nach doch um zwei verschiedenartige Tätigkeiten handelt. Das Vergleichen allerdings fließt in seinen Verneinungsformen »nicht vergleichbar« und »unvergleichlich« in verschiedene Bedeutungsfelder auseinander: wenn zwei Dinge nicht dasselbe sind, so ist das etwas anderes als eine »unvergleichliche Frau«. Das seit einiger Zeit feststellbare Ersetzen der »unvergleichlichen Verbrechen« durch die »singulären Verbrechen« weckte zunächst Hoffnung auf größere Klarheit. Der Sprachkobold hat jedoch auch hier ein Bein gestellt: man rutschte mit der neuen Mode-Vokabel »singulär« in die Ambivalenz von »vereinzelt« und »einzigartig« ab.

Eine so komplexe und dehnbare Begrifflichkeit läßt natürlich jede »Klärung« zu einer Machtfrage werden. Bei jeder Beschäftigung mit der VB muß man sich bewußt sein, daß die konkrete politische Situation von heute darüber entscheidet, wie die Vergangenheit war. (In dieser Sicht allein hat die Vokabel »Vergangenheitsbewältigung« einen Sinn!) Selbstverständlich vergleichen die Sieger, um die »Singularität« der Verbrechen ihrer Kriegsgegner zu beweisen; außerdem rechnen sie zum gleichen Zweck auch ganz massiv auf. Und das Verbot an die Verlierer, nun aus ihrer Sicht zu vergleichen und aufzurechnen, heißt ganz einfach, daß sie die Ergebnisse des Vergleichens und Aufrechnens der anderen Seite widerspruchslos zu schlucken haben. Das ist die Lage.

10.2 Die kessen Bewältiger

Wie verhält sich die westdeutsche Führungsschicht — in den Medien und den Parteien — in solcher Lage? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten: man hat in der Bundesrepublik gelernt, sich bedeckt zu halten, wo es um ein Tabu-Thema geht. Drei Verhaltensweisen zeichnen sich jedoch in Umrissen ab. Der eine Typus sagt sich, daß an der geschilderten Sachlage nichts zu ändern sei; drum

sei es ratsam, sich durch »vorbeugenden Gehorsam« in dieser Sache Bewegungsfreiheit auf anderen Feldern zu verschaffen. Der zweite Verhaltenstypus ist mehr für das »Aussitzen«; er hofft, daß sich das Problem entweder von selbst erledigen oder, in veränderter Situation, sich zum mindesten entschärfen werde. Der dritte Typus hat noch sehr schummrige Umrisse. Zwar spürt er, daß die immer bedrohlicher werdende Entfremdung der Wählermassen von ihren Repräsentanten auch etwas mit der Handhabung der VB durch die Führungsschicht zu tun haben könnte. Er hat aber noch keine Strategie zur Überbrückung des tiefer werdenden Grabens entwickelt. Eine Zuteilung von Prozentsätzen an diese drei Verhaltenstypen wäre Hochstapelei — und zwar schon deshalb, weil man sich für jede dieser Verhaltensweisen aus ganz verschiedenen Motiven, ja sogar aus konträren Grundhaltungen heraus entscheiden (und deshalb je nach Situation die eine gegen die andere austauschen) kann.

Die erste der drei skizzierten Verhaltensweisen hat sich in einer Rollenfigur verkörpert, die dank der multiplizierenden Wirkung der elektronischen Medien zu ihrem täglichen Auftritt (und Verschleiß) auf der Bewußtseinsbühne des verkabelten Zeitgenossen kommt: die Rolle des kessen Bewältigers. Längst hat sich ein geschmeidiger Neudeutscher herausgeformt, der auf dem internationalen Parkett sich zu bewegen und mit weltmännischer Geste zu bewältigen weiß; zu seinem Reisegepäck gehört neben Reisepaß und Reiseschecks auch ein gefällig formuliertes, aber summarisches Schuldbekenntnis, mit dem er sich draußen vorstellt, um dann zur Sache zu kommen. Mit dem Anziehen der Bewältigungsschraube hat sich aus dieser Grundfigur eine Ausgabe für nationale Trauertage entwickelt, in der die smarte Lässigkeit zu Gunsten von gedämpftem Pathos und wissendem Blick zurückgenommen wird. Die Träger dieser Rolle, ob männlich oder weiblich, haben sich über die Mattscheibe als Seelenmasseure und -masseusen in jeder bundesrepublikanischen Familie installiert.

Allerdings haben sie sich dadurch auch den besonderen Risiken dieses Mediums ausgesetzt. Die Vergangenheitsbewältigung begann ihren Lauf während der ersten Nachkriegsjahre in halbzer-

störten Kirchen und Hörsälen; die Kommunikation wurde allenfalls gestützt durch kratzige Mikrofone aus Kriegsbeständen, die genau so authentisch waren wie die physisch und seelisch mühsam wieder zusammengeflickten Menschen. Die »Trauerarbeit«, die heute durch das Fernsehen dem Staatsbürger zum Nachtessen serviert wird, stumpft nicht nur durch ihre Quantität ab. Auch qualitativ ist sie etwas anderes als die Trauer von damals. Heute unterstreicht das Fernsehen mit seiner Poren-Genauigkeit und seinen sensiblen Tonträgern jeden falschen Ton; seinen Kameras entgeht keine Scheinheiligkeit in Geste und Mienenspiel. Unversehens sieht man, daß der Offizialbewältiger sich den Büßer-Umhang eine Spur zu elegant überwirft. Und man überhört die Routine des Tremolos nicht, mit der er einmal mehr die »Singularität« der Verbrechen seines eigenen Volkes unterstreicht.
Von diesem Hintergrund her sind die Sympathiewellen aus dem gleichen Volk zu verstehen, die Philipp Jenninger entgegenschlugen, als er von seinen Parlamentarierkollegen als dummer August den Medien zum Fraß vorgeworfen wurde. Wobei auffällt, daß der »gekippte« Bundestagspräsident Zuspruch sowohl von solchen erhielt, in deren Augen er ein ehrlicher Bewältiger ist, wie auch von solchen, für die er unvermutet zum genauen Gegenteil geworden war. Es gibt Auftritte, bei denen man dem Akteur allein schon dafür dankbar ist, daß er nicht über die ausgekochte Routine des Showmasters verfügt.

10.3 Der »Fall Jenninger«

Als am 10. November 1988 der Lärm um Philipp Jenningers Rede im Bundestag zum 50. Jubiläumstag der brennenden Synagogen losbrach, war ich froh, diesen Mann aus früheren Jahren zu kennen — es erleichterte mir das Verständnis dieses Tumultes, in dem sich recht verschiedene Vorgänge und Affekte verknäuelten. Jenninger war noch persönlicher Referent von Franz Josef Strauß in Bonn, als wir im Mai 1968 zusammen einer kleinen Reisegruppe

der CSU nach Rumänien angehörten. (Mein verstorbener Freund Marcel Hepp, damals Straußens Persönlicher Referent in München, hatte Caspar v. Schrenck-Notzing und mir, zwei Nicht-Parteimitgliedern, die Teilnahme an dieser ersten CSU-Fahrt in ein kommunistisches Land ermöglicht.) Auf einer solchen Reise lernt man sich kennen. Ich kannte damals schon viele Berufspolitiker. Von der Normalausgabe eines solchen unterschied sich Philipp Jenninger deutlich. Nicht nur ging ihm damals schon der Ruf voraus, nicht korrumpierbar zu sein. Er war kein Gschaftlhuber und keine Revolverschnauze, sprach überlegt, manchmal zögernd, und es waren keine vorgestanzten Phrasen, die er von sich gab. Vielmehr leistete er sich, bei seinem damaligen Amt nicht selbstverständlich, durchaus persönliche und treffsichere Meinungen über Situationen und Personen; sie zeichneten sich durch Gerechtigkeitssinn aus. Er hatte etwas Spröde-Klobiges, Aufrechtes, das mir gefiel. Zusammen mit dem genial begabten Marcel Hepp bildete er ein Referenten-Duo, über das Strauß froh sein konnte. Als man nach der Blamage mit Rainer Barzel den Präsidentenstuhl des Parlamentes mit Jenninger besetzte, leuchtete mir diese Wahl sogleich ein. Nicht verschweigen möchte ich, daß er sich in diesem Amt für mein Gefühl zu sehr dem Bewältigen hingab — doch bei ihm war das mehr als Routine, es war ehrlich.

So vorbereitet fiel es mir leicht zu erkennen, weshalb sich die Mehrheit seiner Parlamentskollegen durch seine Rede mehrfach vors Schienbein getreten fühlte. Offensichtlich war Philipp Jenninger das Thema der Vergangenheitsbewältigung zu ernst, um es im Tremolo zu ersäufen — er hielt den Ton nüchterner Sachlichkeit für richtig. Das war seine erste »Sünde«: der Bundestagspräsident verfehlte damit jene ölige Mischung aus Demut und Genuß (7.1), die bei solchen Themen Gewohnheit geworden ist.

Die zweite Sünde war, daß Jenninger beim Passus über die während des Krieges begangenen Verbrechen zu sehr »in's Detail ging« — so genau wollen die kessen Bewältiger das gar nicht wissen. Einem Mann wie Jenninger kann die ebenso globale wie summarische Erledigung des Themas, seine Abschiebung in die Abstraktion, nicht liegen: er will offen davon sprechen. Für Jenningers

Bemühung um Objektivität spricht, daß die in seine Rede eingeflochtene Mordszene die Tätigkeit der Ohlendorfschen Einsatzgruppen dokumentieren will, die wohl kein »revisionistischer« Zeitgeschichtler anzweifeln wird. Sein Pech ist, daß er dazu einen »montierten« Text jenes Schwindlers H. F. Gräbe verwendet, über dessen Machenschaften im »Spiegel« Nr. 53 von 1965 nachzulesen ist. (Der Massenmord, über den mir 1942 mein Berliner Freund berichtete — vgl. 2.18 — gehörte wohl in denselben Zusammenhang.)
Jenningers dritte Sünde war die schlimmste. Es war offenkundig, daß in seiner Rede — ob er sich nun der Kunstform der »erlebten Rede« bediente oder nicht — auch Jenningers Gerechtigkeitssinn zum Ausdruck kam. Gerade weil er so schonungslos über von Deutschen begangene Verbrechen sprach, hielt er sich nicht nur für berechtigt, sondern auch verpflichtet, von der Schuld im Lager der Sieger zu sprechen. Er wagte zu sagen, daß das Dritte Reich weder fixfertig vom Himmel fiel noch ein Produkt der deutschen Tradition oder Mentalität war — er wagte sogar anzudeuten, daß es die Folge jener Flut von Demütigungen, Ausplünderungen und Unterdrückung war, welche die Deutschen nach der Niederlage von 1918 über sich ergehen lassen mußten. Das meinte Philipp Jenninger, als er am Abend nach seiner Rede im Fernsehen trotzig sagte, er wisse, daß man heute in Deutschland von gewissen Dingen nicht sprechen dürfe. Damit verletzte er die Spielregeln, und er mußte gehen.
Übrigens waren die Reaktionen auf Jenningers Rede genau so verknäuelt wie die Rede selbst. Man darf sich darüber nicht durch den Umstand täuschen lassen, daß man sich mehrheitlich auf die Formel einigte, Jenninger sei zwar »ungeschickt« gewesen, habe »es aber gut gemeint« — das kann man, wie die Rede selbst, so oder so auslegen. Wenn der CDU-Abgeordnete Jenninger seit seinem Sturz von den Wählern im Main-Tauber-Kreis wie ein Märtyrer gefeiert wird (was nur noch wenigen Parlamentariern widerfahren dürfte), so ist er den verschiedenen Wählern wohl Märtyrer für recht verschiedene Ziele.
Aufmerksam registriert wurden die Reaktionen jüdischer Spre-

cher auf die Jenninger-Rede. Auf dieser Seite regte sich Widerstand gegen die »Lynchjustiz« an Jenninger und damit auch gegen das von Heinz Galinski, dem Vorsitzenden der westdeutschen Juden, betriebene Hochpeitschen der VB (bis hin zu dem Vorschlag, den Tag der »Reichskristallnacht« von 1938 künftig in Deutschland alljährlich als Staatstrauertag zu zelebrieren). Am schärfsten äußerte sich ein Israeli, und zwar im ersten sonntäglichen ARD-»Presseclub« nach der Rede. Dort hatte der Bonner Korrespondent eines der größten Blätter Israels, ein Mann mit Offiziersgesicht, nur Worte der Verachtung für jene Bonner Parlamentarier, die erst mit den Füßen auf ihrem Präsidenten herumgetrampelt und dann gesagt hätten: »Aber er ist ein ehrenwerter Mann.« Und derselbe Israeli antwortete auf den Versuch eines nichtjüdischen Teilnehmers in der Runde, ihn in die Anti-Jenninger-Stimmung hineinzuziehen, schneidend scharf: »Ich lasse mir von niemandem, auch nicht von einem Deutschen, vorschreiben, wann ich mich ›betroffen‹ zu fühlen habe!« Daß Galinskis Stellvertreter Fürst bereits am Abend nach der Rede Jenninger in Schutz genommen hat und es darüber zum Bruch zwischen dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter gekommen ist, zeigt an, wie sehr man sich auch unter den westdeutschen Juden beunruhigt fragt, wohin die endlose Spirale der Bewältigung führen wird.

10.4 Auch ein Fall: Martin Broszat

Der Fall Jenninger hat eine seltsam diffuse Stimmung hinterlassen — ein Gemisch aus Gereiztheit, Hohn und Überdruß. Und dabei ohne genaue Zielrichtung; nicht einmal die Einschätzung der Person von Philipp Jenninger ist eindeutig. Klar ist nur eines: er hat ausgelöst, worüber die einen sich freuen, die andern sich ärgern — was aber offensichtlich keinen unberührt gelassen hat. Das will etwas heißen in der permissiven Gesellschaft, in der so vielen so vieles »völlig Wurscht ist«.

Unter den von intellektueller Seite unternommenen Versuchen, den Fall Jenninger auf einen Begriff zu bringen, war wohl der häufigste der, er habe versucht, das Dritte Reich zu »historisieren«, aber das sei vorerst nicht möglich. Das bezieht sich auf den Essay »Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus« in der Mai-Nummer 1985 der Zeitschrift »Merkur«, in dem vorgeschlagen wurde, das Dritte Reich denn doch allmählich wie ein normales Stück Geschichte zu behandeln. Das hatten schon andere gefordert — das Sensationelle an dem Essay im »Merkur« war sein Verfasser: Martin Broszat, seit 1972 Direktor (und dann nach einem vorübergehenden Duumvirat wieder einziger Direktor) des »Institut für Zeitgeschichte« in München. Dieses Institut ist die offizielle bundesrepublikanische Institution zur Erforschung von Nationalsozialismus und Drittem Reich (und bei diesem Schwerpunkt ist es, trotz Ausweitung des Forschungsprogramms auf andere Gebiete, bis heute geblieben).

Vom Standpunkt der Wissenschaft aus ist das »IfZ« bis heute ein doppeltes Ghetto geblieben. Erstens: theoretisch gilt zwar für das Institut auch bei NS-Themen das Prinzip der Freiheit der Wissenschaft, aber selbstverständlich kann es sich keine Forschungsergebnisse leisten, die allzu sehr abweichen würden von dem Bild des Dritten Reiches, auf das sich »die Gruppen der Gesellschaft«, wie man so schön sagt, nun einmal geeinigt haben (und das sie im Grundgesetz zu fixieren suchten). Zweitens: das »IfZ« ist kein Universitätsinstitut und schon gar kein Forschungsinstitut der Max-Planck-Gesellschaft; es vermochte den akademischen Vorbehalt, es betreibe weisungsbedingte Forschung, nie ganz auszuräumen. (Die Honorarprofessur des inzwischen verstorbenen Broszat an der Universität München mag für diesen ein Pflästerchen gewesen sein, ändert aber nichts am Tatbestand.) Diese Situation wirkt sich natürlich bei der Rekrutierung des Nachwuchses für das Institut nachteilig aus. Kennzeichnend ist, daß jener Universitätshistoriker, der auf Druck konservativer Kräfte Broszat als Co-Direktor beigeordnet wurde, sich bald auf einen Universitätslehrstuhl weglocken ließ.

Broszat war eher grüblerischer Natur — kein Mann, um sich mit

Windmacherei über diese mißliche Situation hinwegzumogeln. Erschwerend kam hinzu, daß er persönlich durchaus über die typische »Historiker-Ader« verfügte — das machte es ihm nicht so leicht wie den Nachwuchsforschern in seinem Haus, von denen die meisten aus autobiographischen Gründen genau wissen, was sie im Dritten Reich finden wollen. Ein Deutscher des Jahrgangs 1926, wie Broszat, der im Dritten Reich aufwuchs, nach dem Krieg zunächst in der sowjetischen Besatzungszone studierte, dann nach der Promotion in Köln neun Jahre lang an der »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa« mitarbeitete (die erst Jahrzehnte später der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde) — ein solcher Deutscher kann es sich nicht so leicht machen mit den NS-Themen. Und es zwingt ihn zu einem ständigen Zickzackkurs zwischen dem Dienst an der Wissenschaft und der ständigen Vorsicht, sich die Kaste der Meinungsmacher nicht zum Feind zu machen.

Wo Broszat im Lauf der Jahre mit Rücksicht auf die geschichtliche Wahrheit gewissen zeitgeschichtlichen Legenden ein Ende machen mußte, hat er das denn auch in knappster Form getan und seine Belege nicht bekanntgegeben. So war es am 3. Mai 1979, als er im Prozeß gegen Erwin Schönborn zugab, daß es sich bei der Zahl von sechs Millionen umgebrachter Juden um eine »symbolische Zahl« handle. So war es auch bereits früher gewesen, als er in einem Kurzbrief (!) an die »Zeit« (19. 8. 1960) feststellte, daß es in den KZs auf Reichsboden (in den Grenzen von 1937) keine Tötungen durch Gas gegeben habe. (Erst 1987 wurde bekannt, daß das die Alliierten Untersuchungskommissionen, Sowjetrussen inbegriffen, schon 1948 für die Justiz verbindlich festgestellt hatten und befahlen, bei Zeugen ein Beharren auf anderslautenden Aussagen als »falsche Zeugenaussage« zu ahnden. Das Dokument von 1948 wurde 1987 von dem Österreicher Emil Lachout veröffentlicht, der damals kommunistischer Funktionär gewesen war.)

In den mehr als drei Jahrzehnten, die Broszat im IfZ tätig war, hat er nie die Gesamtdarstellung des Komplexes »Drittes Reich und Verbrechen« geschrieben, die man von ihm erwartet hatte, sondern nur eine lange Kette von theoretischen Aufsätzen über das

Thema, wie eine solche Darstellung im besonderen und Zeitgeschichte im allgemeinen zu schreiben sei. In Sachen »Historisierung des Dritten Reiches« hielt sich Broszat bedeckt, seit ihm der »Merkur«-Aufsatz von 1985 einige deftige Medien-Schüsse vor den Bug beschert hatte. Im Historikerstreit reihte sich der IfZ-Chef trotz jenes Aufsatzes unter die orthodoxen Verfechter des Status quo in der Zeitgeschichtsschreibung ein.
Eine erstaunliche Aussage von Martin Broszat zu unserem Thema liegt allerdings vor — auch wenn man sie sich selbst zusammensetzen muß. Wir verdanken sie Broszats Mitarbeitern, die 1986 zum 60. Geburtstag ihres Chefs einen 326 Seiten starken Sammelband mit seinen programmatischen Aufsätzen von 1957 bis 1986 herausgebracht haben (»Nach Hitler/Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. Beiträge von Martin Broszat«, Verlag R. Oldenbourg). Beim Anblättern dieses Bandes — an Aufsatzsammlungen geht man ja für gewöhnlich etwas unlustig heran — hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. Ich stieß auf einen einzelnen, gar nicht in die üblichen Schablonen passenden Satz, der einen bestimmten Sachverhalt aus dem Dritten Reich hellsichtig traf. Dieser Satz war jedoch von beiden Seiten her durch konformistische Aussagen im gewohnten Stil und Vokabular in Watte gepackt. Als mir das beim Blättern etwa zum fünften oder sechsten Male passiert war, machte ich mich an eine systematische Lektüre der Festschrift. Dabei entdeckte ich, daß der Band fast in regelmäßigem Abstand mit solchen jähen Einsichten gespickt war. Würde man sie aus den dämpfenden Puffern lösen und aneinanderreihen, so ergäben sie ungefähr dasjenige Bild des Dritten Reiches, das ich im zweiten Kapitel des vorliegenden Buches zu zeichnen versucht habe.
Diese Feststellung heißt keineswegs, daß Martin Broszat ein sich tarnender »zeitgeschichtlicher Revisionist« war. Er war sicher subjektiv ehrlich — es funktioniert eben die automatische Selbstkontrolle recht gut in ihm. Wir kennen das »Janus-Syndrom« bereits aus dem Dritten Reich (2.17). Der Bewältigungs-Betrieb hält es vier Jahrzehnte später in der Bundesrepublik am Leben. Der Historiker in Broszat erkennt die einzelnen Tatbestände und Situatio-

nen recht deutlich, doch ehe er sie zu einem Gesamtbild zusammensetzt, meldet sich in ihm der erst durch die sowjetische, dann durch die angelsächsische Reeducation passierte Zeitgenosse. Der weiß, in welche Zusammenhänge er das einzelne Erkannte zu stellen hat. Und vor allem weiß er, wie er es zu interpretieren und zu werten hat. Die existenzsichernde und existenzerhaltende Funktion des »Janus-Syndroms« bestätigt sich auch hier. Die »zwei Seelen ach in seiner Brust« erlaubten es Broszat einerseits, sein Historikergewissen zu beruhigen, ohne dabei in die Medienschußlinie zu geraten oder ausgegrenzt zu werden. Außerdem hätte er, wenn sich ein objektiveres Bild des Dritten Reiches zu seinen Lebzeiten doch einmal durchgesetzt hätte, in Ruhe sagen können: das habe ich ja längst alles selber schon geschrieben, lesen Sie doch meine Aufsätze der 80er Jahre mal etwas genauer . . .

10.5 Ausnahmsweise Schweigen im Medien-Wald

Die Forderung von Martin Broszat nach einer »Historisierung« von Nationalsozialismus und Drittem Reich bleibt bestehen, auch wenn er selbst diesen Weg nicht zu gehen wagte. Sie ist der einzige Weg, jener »deutschen Neurose« ein Ende zu machen, welche die Deutschen zu einer auf alles und jedes hysterisch reagierenden Hammelherde und damit zu einem Sicherheitsrisiko für ganz Europa hat werden lassen. Aber schon der Anlauf zu einer solchen Historisierung ist verrammelt. Und man kommt nicht darum herum, die aufgerichteten Hindernisse beim Namen zu nennen. Wenn wir dabei Geschichten erzählen, so hat das seinen guten Grund. Wer etwas ändern will, darf sich nicht mit Allgemeinheiten begnügen — die Wahrer des Status quo hätten dann leichtes Spiel, ihn als Schwarzseher oder Aufbauscher beiseite zu schieben.

Als 1981 mit Franz Schönhuber ein hochrangiger Mann aus den Medien die Solidarität der Bewältigungs-Nutznießer durchbrach und mit seinem autobiographischen Bestseller »Ich war dabei«

(Langen Müller Verlag) die Vergangenheits-Heuchelei brandmarkte, kostete ihn das seine Karriere. Vorwand war, daß er 1942 als 19jähriger Jüngling freiwillig zur Waffen-SS ging. Ein im Ansatz ähnlicher Fall verlief völlig anders. 1981 entdeckte jemand, daß Professor Theodor Eschenburg ein halbes Jahrhundert früher, nach Hitlers erfolgreicher Machtergreifung, in die SS eingetreten war. Und zwar nicht in die feldgraue Waffen-SS, in die man abkommandiert werden konnte — nein, in die »richtige« SS, die im schwarzen Rock, bei der man sich um die Aufnahme sehr bemühen mußte. Die nahmen nicht jeden — auch bei Eschenburg durfte die überdurchschnittliche Körperlänge allein nicht genügt haben. Wie sein Kamerad in der schwarzen Uniform, Hans Egon Holthusen, einmal ehrlich zugab: es war damals, nach dem Umsturz, einfach schick, in der SS zu sein. Und Eschenburg war beim Eintritt in die SS ein Jahrzehnt älter als Schönhuber beim Eintritt in seine wesentlich harmlosere Waffen-SS. Schön ist die Begründung, die der große Politologe und Star-Schreiber der »Zeit« für seine Mitgliedschaft im Schwarzen Korps gab, als man ihn 1984 danach fragte: »Er sei von der SA verfolgt worden und habe sich dieser Verfolgung durch den Eintritt in die SS entziehen wollen« (Auskunft Eschenburgs an das Lexikon »Prominente ohne Maske«, München 1984). In der Bundesrepublik hat er dann Karriere gemacht mit dem Image des »jungen Mannes von Stresemann«. Das war er, vor dem Dritten Reich, sicher auch. Deutsch sein heißt, immer am Drücker bleiben.
Was ist der im Rahmen unserer Untersuchung wesentliche Unterschied zwischen Fall Schönhuber und Fall Eschenburg? Der erstere ist harmloser; deshalb konnte sich Schönhuber die angewiderte Abwendung vom Bewältigungsbetrieb leisten. Der Fall Eschenburg lastet nicht nur deshalb schwerer, weil er kaum mehr als »Jugendsünde« abgehakt werden kann — schwerer wiegt, daß Eschenburg in jedem Regime sich zur Führungsspitze gedrängt hat: in der Weimarer Republik in die Nähe ihres bedeutendsten Staatsmannes, im Dritten Reich in dessen Prätorianergarde, in der Bundesrepublik in die Spitzengruppe der zehn wichtigsten Meinungsmacher. In der Universität und in den Medien gleich erfolg-

reich, war er in der Umerziehung seiner deutschen Landsleute nach 1945 zweifellos der Oberste Macher — über seinen Bekanntenkreis unter Siegern und Besiegten, über seine Schlüsselstellung in den Medien, über die an seinem Tübinger Lehrstuhl gezüchteten Politologen. Der Kern der von ihm gelehrten Staatsbürgerkunde für Deutsche war die angelsächsisch inspirierte Lehre, die Deutschen hätten kein Recht mehr auf eine Existenz als normale Nation, weil sie einmal Hitler und dessen SS nachgelaufen seien.
Der Lebenslauf von Theodor Eschenburg ist Wasser auf die Mühle derjenigen, welche der Meinung sind, die Hauptantriebskraft der VB auf deutscher Seite seien Männer, die bis zum 30. Januar 1933 100prozentige Demokraten waren, bis 1945 200prozentige Nazis, dann von der Niederlage ab wieder Demokraten, doch diesmal 300prozentige. Franz Schönhuber, der dieses Spiel nicht mitmachen wollte, wurde von den Medien viele Monate lang in den Dreck gezogen und blieb bis heute eine »Unperson«. Der — zum mindesten nach den Zielsetzungen der VB — weit ernsthaftere Fall Eschenburg kam über einige nonkonformistische Blätter von geringer Reichweite nicht hinaus. Den großen, sich des Instruments der VB täglich bedienenden Medien, welche die weit weniger »belasteten« Bundespräsidenten Lübke und Carstens hartnäckig mit Schmutz beworfen hatten, war die SS-Mitgliedschaft Eschenburgs keine Zeile und keine Sendesekunde wert. Dafür berichteten sie ausführlich, wie Eschenburgs 80. Geburtstag im Oktober 1984 mehrtägig wie der eines Königs gefeiert wurde, und auch die Verleihung eines hohen Ordens durch den Bundespräsidenten anno 1986 war eine von den Medien unterstrichene Station im Leben des vielseitigen Professors.
Der Fall Eschenburg ist nur einer unter vielen. Zwar gibt es hie und da einen Ausrutscher auch bei den großen Medien: es kann vorkommen, daß sich ein Redakteur vom Nachrichtenwert einer Meldung verleiten läßt, über Dinge zu berichten, die unter das große Tabu fallen. So staunte man darüber, daß der »Spiegel« am 6. Oktober 1980 in einem ausführlichen Artikel über die Untersuchung eines Teils des Manuskripts von Anne Franks Tagebuch durch das Bundeskriminalamt berichtete. Dabei war mit chemi-

schen Untersuchungsmethoden festgestellt worden, daß größere Teile des Textes mit einer Kugelschreiberpaste geschrieben waren, die es erst seit 1951 gibt (Anne Frank starb im März 1945 in Bergen-Belsen). Fazit des »Spiegels«: »Vor diesem Resultat betrachtet, würden frühere Schriftgutachten sogar den Schluß nahelegen, daß sämtliche Aufzeichnungen erst nach 1945 angefertigt wurden, mithin das ›Tagebuch‹ nicht authentisch ist.« Doch keine der großen bundesrepublikanischen Zeitungen ging auf das Thema ein. Schweigen im Walde. Etwas mehr als zwei Monate später ein Vorgang, der nur in Fetzen und verzerrt bekannt wurde. Um den 17. Dezember 1980 herum meldeten einige Blätter, der Bundesgerichtshof habe ein Urteil eines Oberlandesgerichtes gegen einen Mann aufgehoben, der das Franksche Tagebuch als Fälschung bezeichnet hatte. Gleichzeitig warnte ein Bundesrichter summarisch davor, aus dem Urteil »irgendwelche Schlüsse auf die Echtheit des umstrittenen Tagebuchs zu ziehen«. Da wußte höchstens ein »Spiegel«-Leser, worum es ging. Doch auch ihm mußte unklar bleiben, ob die beiden Vorgänge in Kausalzusammenhang standen.

Man muß sich darüber klar sein, daß von den Medien keinerlei Hilfe bei einer »Historisierung« der VB-Themen zu erwarten ist. Im heutigen Bewältigungsrummel kommt es gar nicht darauf an, wie sich einer im Dritten Reich verhielt, sondern nur darauf, wie er sich heute verhält. Hat er sich der richtigen Clique angeschlossen, so passiert ihm — siehe Eschenburg — nichts. Die Opfer von damals sind der VB von heute völlig gleichgültig. Der zur Gebetstrommel gewordene Aufruf zur »Trauerarbeit« ist bloß noch ein Hebel, mit dem man heute Politik macht. All das, was diese Hebelwirkung verstärkt, wird bis zur totalen Ermüdung ausgewalzt. Über alles hingegen, was die Deutschen entlasten könnte, breitet sich das Schweigen im sonst so geschwätzig raschelnden Blätterwald der Medien.

10.6 »General-Alibi Hitler«

Durch die modernen Massenmedien ist Hitler auf dem ganzen Erdball zweifellos zur bekanntesten Figur des Jahrhunderts geworden — weder Stalin noch Gandhi noch Mao-Tse-Tung können ihm da das Wasser reichen. Diese Omnipräsenz Hitlers, mehr noch in den Seelen als in den Köpfen, hat natürlich ihre Folgen — und zwar nicht nur bei den Deutschen, deren Seelenleben der tote Hitler stärker bewegt als das dem lebenden je gelungen ist. Auch außerhalb Deutschlands ist es durch die Effizienz der international genormten Unterhaltungsindustrie zu einer Art von Allgegenwart Hitlers in den Seelen und Träumen gekommen.
Eines der Felder, auf dem dies besonders deutlich wurde, ist die Einstellung zum Verbrechen. In jahrzehntelanger Arbeit hat es der Bewältigungsrummel fertiggebracht, daß »Hitler« und »Verbrechen« fast Synonyme geworden sind. Jedes konkrete Verbrechen aus unserer Zeit verliert an Dämonie und Realität, wenn man es mit den in »sentimentaler Verkürzung« (4.4) projizierten Verbrechen Hitlers vergleicht. Der schwarze Glanz Hitlers überstrahlt alle Bösewichte von heute und macht sie fast zu Biedermännern. Von diesem »General-Alibi Hitler« profitierten nicht nur rote Diktatoren (man wagte das Wort »Diktator« für die Herren des Gulag kaum mehr anzuwenden), sondern auch jeder sonstige Gewaltherrscher dieser Erde — sofern er nicht das Pech hat, aus nomenklatorischen oder anderen Gründen auf Hitler rückführbar zu sein.
Daß auch unpolitische Verbrecher Nutznießer des Hitler-Alibis sein können, zeigt Hans Werner Neulen in seinem Buch über die internationalen Freiwilligen »Auf deutscher Seite« (Universitas Verlag, München 1985) an einem wallonischen Freiwilligen namens Ferdinand Kaisergruber. Dieser hatte sich mit 19 Jahren freiwillig an die Ostfront gemeldet und wurde nach seiner Rückkehr nach Belgien zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt, obwohl er keiner Kriegsverbrechen beschuldigt wurde. Neulen (S. 91): »... Kaisergruber sollte 1946 mit einem Mörder vom Gefängnis zum Gericht gebracht werden. Als der Mörder sich weigerte, mit dem zur Un-

person gewordenen Freiwilligen transportiert zu werden, stellte die Gefängnisleitung dem Schwerverbrecher ein Taxi zur Verfügung.« Da sind offensichtlich die Maßstäbe genau so durcheinander geraten wie bei Norbert Blüms Gleichsetzung der deutschen Landser an der Ostfront mit KZ-Henkern (2.19).
Dem ungeheuren moralischen Druck, der eine solche »Umwertung der Werte« bewirkt, kann einer, der nicht zu den Siegern zählt (und das auch nicht zu simulieren versucht), sich nie ganz entziehen. Der Deutsche (oder der für die Deutschen Eintretende) sollte sich gerade bei der Vergangenheitsbewältigung keinen Illusionen über seine Lage hingeben. Er geht in jede Auseinandersetzung über VB mit einem Handikap, das er kaum aufholen kann. Wenn er einmal im Recht ist, so wird die Gegenseite selten der Versuchung widerstehen, das im Hinblick auf die Gesamtrechnung für ungültig und, schlimmer noch, für »schamlos« zu erklären. Das ist der Grund, weshalb so viele Deutsche zur VB schweigen — und so wenige Deutsche sich an Versuchen beteiligen, etwas in ihr ins Positive zu wenden. Ein Deutscher, der sich kritisch mit der VB beschäftigt, gilt eo ipso als »unmoralisch«, und er ist auf dem besten Wege, eine Unperson zu werden. Auch für seine Landsleute ...
Ein Beispiel aus dem Bewältigungs-Alltag, nicht dramatisch, aber hochtypisch. Ein Universitätsprofessor der Soziologie, politisch unverdächtig als Sohn eines Vaters, der am Tag nach dem 20. Juli 1944 von der Gestapo abgeholt wurde, entdeckt in einer der großen bundesrepublikanischen Tageszeitungen einen historischen Fehler. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Erziehung hält er sich für verpflichtet, den Fehler zu korrigieren. Auf die Behauptung im Artikel eines Redaktionsmitgliedes, die Frau des Sozialistenführers Karl Kautsky sei 1944 in Auschwitz ermordet worden, schreibt er an den Redakteur: »Meines Wissens ist diese Behauptung falsch. Nach dem Bericht eines Mithäftlings, der im Dezember 1945 in der ›Wiener Arbeiterzeitung‹ erschienen sein soll und der in der einschlägigen Literatur überall zitiert wird, soll Frau Luise K. am 4. 12. 44 in Birkenau eines natürlichen Todes gestorben sein. Nach dieser Quelle soll die alte Frau K., die im August

1944 bereits krank in Birkenau ankam, in dem Lager sogar mit Vorzug behandelt worden sein; sie soll u. a. eine spezielle Krankenkost und ein eigenes Zimmer erhalten haben. Der Fall K. ist von allgemeiner Bedeutung, zeigt er doch, daß gewisse Mythen über die ›Vernichtungslager‹ revisionsbedürftig sind. Es geht heute nicht mehr an, jeden Tod in einem KZ — auch nicht in einem ›Vernichtungslager‹ — unbesehen als Mord zu buchen.«

Die Aufforderung des Professors, den Fehler zu berichtigen, kam der Redakteur jedoch nicht nach: »Sie haben recht mit Ihrer Feststellung, daß Luise Kautsky in Birkenau im Krankenrevier gestorben ist. Dieses Krankenrevier war das Krankenrevier eines Vernichtungslagers. Ich halte Ihre Formulierung, Frau Kautsky sei ›eines natürlichen Todes‹ gestorben, für einen Euphemismus. Völlig unerklärlich ist mir, wie Sie über ›gewisse Mythen über die Vernichtungslager‹ sprechen können. Daß man eine alte Frau erst in ein Vernichtungslager schleppt, um sie dann ›mit Vorzug‹ zu behandeln, ist ein Zynismus ohnegleichen. Es ist abwegig, dies zum Anlaß zu nehmen, die nationalsozialistischen Konzentrationslager in der Rückschau in einem etwas milderen Licht erscheinen zu lassen.«

Dieser Antwortbrief ist ein Prototyp der Briefe, mit denen die Verfechter des zeitgeschichtlichen Status quo jeden kritischen Anlauf im Keim zu ersticken suchen: durch moralisches Pathos und den Hinweis, Einzelheiten hätten angesichts des Ganzen keinerlei Bedeutung. Das widerspricht allerdings dem wissenschaftlichen Ethos. Für den Wissenschaftler sind kleine Unwahrheiten schon so unwahr wie große; nach den ersten zehn Hinweisen auf kleinere Unwahrheiten auf demselben Feld wird er stutzig; nach der fünfzigsten beginnt er sich zu fragen, ob nicht etwas am Gesamtbild (er sagt: »Modell«) verändert werden sollte. Außerdem läßt sich dem Brief des Redakteurs ablesen, daß Bewältigen auch ganz privat Lust verschaffen kann. Zwei Lüste sind eindeutig ablesbar. Die eine bestand darin, daß er dem Professor die eigene moralische Überlegenheit beweisen konnte. Die andere war fast ebenso süß: mit seinem Brief ersparte sich der Redakteur, unter dem hämischen Lächeln seiner Redaktionskollegen öffentlich einen Fehler eingestehen zu müssen.

Die Blockade durch die Medien und die moralisierenden Pressionen von seiten jener Mitbürger, die »das Gute« in Erbpacht haben, sind nicht die einzigen Widerstände gegen eine kritische Befassung mit der »Bewältigung«. Ebenso wirksam ist die Drohung mit der Strafjustiz. In unserer Zeit kann nur derjenige den Kampf mit der Zensur aufnehmen, der die Medien — oder wenigstens einen Teil von ihnen — auf seiner Seite hat.

10.7 Der »zeitgeschichtliche Revisionismus«

Man stelle sich vor, es erschiene ein Buch, das mit naturwissenschaftlich-technischen Untersuchungen nachweisen möchte, es habe in der französischen Revolution gar keine Guillotinen gegeben. Was in den französischen Museen und Zeughäusern unter diesem Namen als angebliche Tötungsmaschinen vorgezeigt werde, seien dilettantische Attrappen, welche erst nach dem Ende der Revolution und nach der Rückkehr der adeligen Emigranten aus Koblenz und London fabriziert worden seien, um die kalte, abstrakte Unmenschlichkeit der Revolutionäre zu symbolisieren. Gewiß seien während der Revolution viele Tausende von Franzosen umgebracht worden, aber auf die damals übliche Art, durch Beil oder Strang, oder dann durch Ertränken. Natürlich kann heute kein Zweifel daran bestehen, daß es die Guillotinen anno 1792 gegeben hat und daß sie damals ihre blutigen Dienste leisteten. Gleichwohl würde ein solches Buch heute mit Hallo begrüßt, und man würde die Experten um ihr Urteil über die vorgelegten Untersuchungen bitten — in der Zuversicht, daß die Existenz der Guillotinen dadurch erst recht bestätigt würde. Und man wäre sich darüber einig gewesen, daß man einer solchen These über einen immer noch heiß umstrittenen Teil der nationalen Geschichte zum mindesten ihre gründliche Falsifizierung geschuldet habe.
Im Jahr 1988 hat sich etwas Vergleichbares abgespielt. In Kanada stand ein dort lebender Auslandsdeutscher zum zweiten Male wegen zeitgeschichtlicher Behauptungen vor Gericht, die von den

heute gängigen Meinungen erheblich abwichen. Ein Kreis von Freunden wollte ihm dabei mit einem Experten-Gutachten zu Hilfe kommen. Man entsann sich, daß in den USA seit 1924 und bis heute Hinrichtungen in Gaskammern durchgeführt werden. Nachfragen bei den Gefängnisbehörden ergaben, daß der 45jährige Ingenieur Fred A. Leuchter Jr., Inhaber einer technischen Firma in Boston, zur Zeit als der beste Fachmann auf diesem Gebiet gilt. Er hat selber solche Hinrichtungsanlagen für amerikanische Gefängnisse geplant und errichtet; er kennt die großen Schwierigkeiten, welche bei den US-Installationen bisher nicht bewältigt werden konnten (etwa in der Frage der Wasserdichte). Leuchter nahm den Auftrag des genannten Kreises an, die als Vergasungskammern geltenden Gebäude sowie die Krematorien in Auschwitz, Birkenau und Majdanek zu untersuchen. Nach vorbereitendem Studium des in den USA vorliegenden Materials (Grundrisse der KZs und der einzelnen Gebäude, Luftaufnahmen, Fotos von der Erde aus, bereits vorhandene Literatur usw.) hielt er sich vom 25. Februar bis zum 3. März 1988 mit einem kleinen Team (eine Sekretärin, ein Zeichner, ein Video-Kameramann, ein polnischer Dolmetscher) in den drei genannten KZ-Anlagen auf; nach der Rückkehr in die USA faßte er seine Untersuchungen auf den 192 Seiten des »Fred Leuchter Reports« zusammen.
Dieser Report besteht in der Hauptsache aus minutiösen naturwissenschaftlich-technischen Beobachtungen und Analysen — damit werden sich die einschlägigen Fachleute zu befassen haben. Was ist Leuchters Ergebnis? Seiner Auffassung nach können die an den genannten Orten als Vergasungsräume vorgestellten Gebäude niemals als solche gedient haben; hätte man es versucht, so hätten sie zum Teil die Bedienungsmannschaft und die Aufsicht getötet, teils wären sie in die Luft geflogen. Selbst der Laie staunt über die von Leuchter festgestellten und genau dokumentierten technischen Unsinnigkeiten. Schon sie allein legen die Vermutung nahe, daß hier nachträglich und auf recht dilettantische Weise Vergasungsanlagen simuliert wurden.
Das meiste Interesse erregten jedoch die chemischen Analysen von 32 Gesteins- und Mörtelproben aus den untersuchten Gebäuden,

die, in Unkenntnis des Herkunftsortes, von Dr. James Roth, Professor für analytische Chemie in Boston, vorgenommen wurden. 31 davon waren den als Vergasungskammern geltenden Räumen und Krematorien entnommen. Die 32. Probe stammt aus einem Raum, der unbestritten als Entlausungsraum gedient hat. Alle 32 Räume, denen die Proben entnommen wurden, dienen heute als Museumsräume und sind seit Kriegsende nie anderen Zwecken zugeführt worden. Aufschlußreich sind die Unterschiede bei der Feststellung der Spuren von Zyan-Gas (mit dem in den Kzs die Vergasungen durchgeführt worden sein sollen). Der einzige Raum, in dem nennenswerte Zyan-Reste festgestellt werden konnten, war Gebäude Nr. 32, die ehemalige Entlausungskammer Nr. 1 in Birkenau, in der nachweislich Zyan zur Entwesung (Desinfektion) von Kleidern verwendet worden war. Hingegen sind die Zyan-Spuren in den angeblichen Vergasungsräumen so gering, daß sie höchstens von einer einmaligen Desinfektion stammen können. Hätten diese Räume auch nur einige Zeit lang die behauptete Benutzung gefunden, so müßte der Zyan-Gehalt dort um das Vielfache höher sein als in der Entlausungskammer.
Fred Leuchter beschränkt sich strikt auf naturwissenschaftlich-technische Beobachtungen und enthält sich jeder politischen Aussage (Historisch-Politisches scheint diesen Ingenieur überhaupt nicht zu interessieren); er geht auch nicht auf die Frage nach der Zahl der jüdischen Opfer ein. Indirekt aber ist sein Report hochpolitisch. Daß in den KZs auf Reichsboden keine Vergasungen stattgefunden haben, ist inzwischen auch von der offiziellen Geschichtsschreibung anerkannt worden. Sollte es auch in den in Polen liegenden KZs (den sogenannten »Vernichtungslagern«) nicht zu Massentötungen in Gaskammern gekommen sein, so wäre das das Ende der These von der »Singularität der deutschen Verbrechen«, die sich ja vor allem aus den Horror-Visionen von den Gaskammern nährt. Die nicht anzweifelbaren Massenmorde der Ohlendorfschen Einsatzgruppen (über deren Opferzahl noch gestritten wird) sind zwar schauerlich — aber sie unterscheiden sich nicht (auch quantitativ nicht) von dem, was sich andere kriegführende Nationen im Zweiten Weltkrieg geleistet haben. Und die

Gas-Autos scheinen nicht über vereinzelte Versuche hinaus entwickelt worden zu sein.
Die Wirkung des Leuchter-Reports ist kennzeichnend für die Lage des Revisionismus. Seit Mitte 1988 zirkuliert der amerikanische Text des Reports in der Bundesrepublik, desgleichen eine autorisierte französische Fassung des ganzen Textes. In deutscher Sprache liegt im Buchhandel mindestens die etwa 30 Seiten starke zusammenfassende Einleitung des Reports vor — allerdings bei einem kleineren, im sogenannten »nationalen Ghetto« beheimateten Verlag (Verlag für Volkstum und Zeitgeschichtsforschung, Vlotho, Postfach 1643). Doch für die Medien ist auch der Leuchter-Report keine Nachricht wert. Man vertraut dort offensichtlich darauf, daß der Report für die Öffentlichkeit nicht existiert, solange die Medien von ihm nicht Notiz genommen haben. Diese Strategie ist kurzsichtig: das Verhältnis der geschichtlich Interessierten in der Bundesrepublik zur »revisionistischen Geschichtsschreibung« hat sich mit dem Leuchter-Report zu verändern begonnen. Der zeitgeschichtliche Revisionismus, der sich gegenüber dem von den Siegern aufoktroyierte Geschichtsbild kritisch verhält, nahm deutlichere Gestalt an. (Im Herbst 1990 erschien im Propyläen Verlag der von U. Backes, E. Jesse und R. Zitelmann herausgegebene Sammelband »Die Schatten der Vergangenheit/Impulse zur Historisierung des Nationalsozialismus«, der über den gegenwärtigen Stand der Forschung unterrichten will. So sollte auch erstmals eine weitere Öffentlichkeit über den Leuchter-Report unterrichtet werden. Das ging jedoch daneben: der betreffende Sachbearbeiter wagte nicht, einleitend die Thesen von Leuchter zu resümieren — wer sich den so seltenen Report bisher nicht hat beschaffen können, weiß also gar nicht, wogegen sich die 27 Seiten Detailkritik von Werner Wegner, einem Sozialoberrat a. D. des Jahrgangs 1907, eigentlich richten. Desinformation oder Desorganisation?)

10.8 Eine gefährliche Polarisierung

In seinen Anfängen konzentrierte sich der »zeitgeschichtliche Revisionismus« auf Textanalysen, auf die Exegese von Akten, anderen geschichtlichen Dokumenten, auf die Kritik von Zeugenaussagen. Das war ein hochspezialisiertes Arbeitsergebnis, das ein jahrzehntelanges Training im Umgang mit Akten aus geschlossenen Gesellschaften (2.17) voraussetzte. Kein Wunder, daß es weitgehend zu einer Domäne von Außenseitern mit asketischem Arbeitseifer wurde. Wie sehr sich einzelne Vertreter der offiziellen Zeitgeschichtsforschung diese Mühe sparten, machte 1980 ein Skandal um Eberhard Jäckel, Jahrgang 1929, seit 1967 Ordinarius für Neuere Geschichte an der Universität Stuttgart, deutlich. Jäckel hatte damals im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte die langerwarteten »Sämtlichen Aufzeichnungen 1905—1924« Hitlers (vor Erscheinen von »Mein Kampf«) herausgegeben. Bald darauf mußte das Institut in seiner Zeitschrift bekanntgeben, daß diese »Dokumentation rund sechzig (!) gefälschte Dokumente oder fälschlicherweise Hitler zugeschriebene Texte enthielt«. Jäckel hatte sich sogar ein bekanntes HJ-Lied als Hitler-Text unterjubeln lassen, das jedem bekannt ist, der einmal in den Liederbüchern von damals geblättert hat.
Später griffen die »Revisionisten« auch auf andere Arbeitsgebiete aus. Beispielsweise nützten sie bei der Diskussion der Opferzahlen betriebswirtschaftliche Untersuchungen von Transportkapazitäten oder das Instrumentarium der Bevölkerungsstatistik. Doch auch das war eine hochspezialisierte Forschung, bei welcher der »normale« Historiker oder gar der interessierte Laie nicht mitkam. So gab es, außerhalb des engeren Kreises der Betroffenen, wenig Aufregung, als die bundesrepublikanische Zensur die bekanntesten Bücher der »Revisionisten« — die der Franzosen Rassinier und Faurisson, des Amerikaners Butz, des Deutschen Stäglich — beschlagnahmte und einstampfte. Dies ist ein Beispiel für das Auseinanderklaffen von Verfassungsbuchstabe und Verfassungswirklichkeit in der Bundesrepublik: der Artikel 5/I/3 des Grundgesetzes legt fest, daß eine Zensur nicht stattfinde; die Funk-

tion der Zensur hat die von Rudolf Stefen geleitete und zum Geschäftsbereich des Bundesministeriums für Familie und Gesundheit gehörende »Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften« in Bonn übernommen. Sie entzieht nichtkonforme politische Literatur den Augen der mündigen Staatsbürger und wird dabei von den (sonst für die »bürgerlichen Freiheiten« kämpfenden) Medien nicht gestört, da es sich meist um »rechte« Schriften handelt. Weil »Betroffene«, Individuen und Institutionen, ihnen mißfallende politische Autoren bei der Bundesprüfstelle denunzieren können, müssen sich solche Schriftsteller vor diesem Tribunal ihre Publikationsfreiheit zu erkämpfen suchen — sofern sie sich die Anwaltskosten leisten können. Franz Schönhuber schildert in seinem Buch »Freunde in der Not« (1983 bei Langen-Müller, S. 76—90, mit Fotos von der Verhandlung), wie er sich gegen den Versuch politischer Gegner wehren mußte, sein nun wirklich harmloses Buch »Ich war dabei« auf diesem Wege aus dem Buchhandel zu entfernen.
Mit dem Leuchter-Report beginnt sich die Lage für die bisher so wirkungsvoll ausgegrenzten »Revisionisten« zu verändern. Es geht hier um ein den Tüfteleien der Fachleute entzogenes konkretes Problem, greifbar und sichtbar geworden in 32 Gebäuden, die den KZ-Touristen vorgeführt werden; es geht um chemische und thermodynamische Messungen, die überprüft werden können — und vor allem geht es um eine These, die im Falle ihrer Verifizierung die Deutschen von dem ihnen aufgezwungenen »Kainsmal« zu befreien vermag. Nur so ist zu erklären, weshalb sich die Nachricht vom Leuchter-Report, trotz des Schweigens der Medien, so schnell in recht verschiedene Bevölkerungsgruppen verbreiten konnte.
Erschwerend wirkt sich für die »Revisionisten« allerdings aus, daß der den Vordergrund beherrschende Widerstand gegen ihre Forschungen nicht einfach der Naivität oder der Ignoranz entspringt. Es steckt vielmehr eine eiskalte Strategie dahinter, über die hier bereits gesprochen wurde (10.2). Ausgehend von einer pessimistischen Einschätzung der deutschen Möglichkeiten, sich des von außen kommenden Druckes zu erwehren, sieht sie das Heil darin,

das heute offiziell geltende Bild des Dritten Reiches sozusagen »festzufrieren« und Korrekturen dieses Bildes als sinnlos gar nicht erst zuzulassen. Es ist kein Zufall, daß diese Strategie mit besonderer Emphase von Zeitgenossen verfochten wird, die auf Grund ihres Lebenslaufes erpreßbar sind. Von dem in seiner Jugend durch eine der NS-Eliteschulen passierten Chefredakteur eines der größten Printmedien bekam ich schon 1982 schneidend zu hören: »Es will mir überhaupt nicht einleuchten, daß Sie ›mangels Sachkenntnis‹ zum Auschwitz-Mythos des Richters Stäglich keine Stellung nehmen wollen. Ich finde, soviel Sachkenntnis müßte inzwischen jeder Zeitgenosse haben, der des Lesens kundig ist, daß er dazu Stellung beziehen kann.«
Juristischer Ausdruck dieser Einstellung ist die »Lex Engelhard« von 1984: das von Bundesminister Engelhard in aller Naivität durchgedrückte »Gesetz gegen das Leugnen und Billigen des nationalsozialistischen Völkermordes«, volkstümlich das »Gesetz gegen die Auschwitz-Lüge« genannt. Dieses Gesetz sucht die in den Medien gängigen Auffassungen über das kriegführende Deutschland als ein für alle Mal gültigen »Wissensstand« zu kodifizieren. Die dem vagen Gegenstand entsprechende Verschwommenheit des Gesetzestextes gibt den interessierten Gruppen ein Instrument in die Hand, um jede Deutschland entlastende zeitgeschichtliche Forschung mit Hilfe des Strafrechts zum Schweigen zu bringen. Bezeichnenderweise ist es schwierig, sich ein Bild über das bisherige Funktionieren des Gesetzes zu machen. Die zuständigen Büros in den Ministerien verhalten sich gerade bei der Lex Engelhard sehr zugeknöpft bei Auskünften. Bei den auf die Unabhängigkeit der Justiz, auf das Zurückweisen jeglicher politischen Bevormundung bedachten Juristen scheint das Kopfschütteln über das Gesetz vorherrschend zu sein; man hält es dort für eine juristische Todsünde, irgendeine Meinung oder Aussage über historische Vorgänge, selbst wenn sie nachweislich falsch wäre, bestrafen zu wollen. Es gibt denn auch Generalstaatsanwälte, die Wert darauf legen, daß in ihrem Amtsbereich bisher kein einziges Verfahren auf Grund der Lex Engelhard durchgeführt worden sei. Süddeutschland scheint in der Anwendung wesentlich zurückhal-

tender zu sein als etwa die Frankfurter Agglomeration oder das Rheinland. Die uns bekannt gewordenen Verfahren richteten sich ausschließlich gegen sogenannte »kleine Leute« oder dann gegen radikal in den Lunatic fringe abgedrängte Personen, die dann wohl als Ausweis dafür dienten, »daß etwas getan wird«. Es zeichnet sich da eine Polarisierung ab, die den mit politischen Wetterumschlägen Vertrauten nur mit Besorgnis erfüllen kann.
Dabei ist gerade bei den Verbrechen, um die es hier geht, eine mittlere Linie das sachlich allein Mögliche. Wer mit Verantwortungsgefühl und nicht mit den üblichen Mythologien an diesen Problemkomplex herangeht, kann nur feststellen: was Deutsche im Zweiten Weltkrieg angerichtet haben, ist schlimm genug — man sollte deshalb nicht noch Dinge hinzuerfinden, die sie wirklich nicht getan haben. Darum teile ich Noam Chomskys Meinung, die eigentlich Meinung jedes Wissenschaftlers sein sollte: daß es auch beim Komplex dieser Verbrechen kein Frageverbot geben darf. Die ganze Freiheitsrhetorik, unter der die Deutschen umerzogen worden sind, wird unglaubwürdig, wenn ausgerechnet dasjenige Stück Zeitgeschichte der Kritik entzogen wird, aus dem man die Berechtigung zur Entmündigung der Deutschen abgeleitet hat. Falsche Geschichtsbilder erledigt man nicht, indem man sie sekretiert, sondern, indem man sie in der Öffentlichkeit sachlich widerlegt. Der Deutsche, der aus Opportunismus oder Feigheit jede Aussage über deutsche Verbrechen unbesehen schluckt, leistet einer verhängnisvollen, explosiven Polarisierung Vorschub. Er trägt bei zur Spaltung der Deutschen in zwei Lager, zwischen denen es keine Verständigung mehr gibt: in das Lager derjenigen, die unbesehen jede Anklage gegen Deutschland als unbezweifelbare Wahrheit nehmen (und deshalb ihre Verbündeten im Ausland haben), und in das andere Lager derer, die vorerst noch schweigen, aber ebenso unbesehen jede solche Anklage für eine Lüge halten (und deshalb ebenfalls Partner im Ausland finden werden).

10.9 Die beweglichen Zahlen

Das »Festfrieren« des Wissensstandes über Drittes Reich und Zweiten Weltkrieg hat seine Schwierigkeiten. Je mehr die Zahlen der Opfer des Nationalsozialismus zu »symbolischen Zahlen« erklärt werden, die nicht angezweifelt werden dürfen, desto mehr überraschen diese Zahlen im Schatten solcher Tabuierung durch eine ihnen innewohnende Tendenz zur permanenten Vermehrung. Die Zahl der »sechs Millionen« hat magische Wirkung. Ein Beispiel dafür ist die Biographie »Adolf Hitler« des Amerikaners John Toland, die durch ihren Materialreichtum und ihr Bemühen um Sachlichkeit auffällt. Auf Seite 953 der deutschen Ausgabe (1977 im Lübbe Verlag) findet sich der Himmler zugeschriebene Satz »Sechs Millionen Juden wurden getötet«, der einer Rede des Reichsführers-SS vom 26. 1. 1944 entnommen sein soll. Er steht jedoch weder im amerikanischen Originaltext der Biographie noch auf der als Referenz angegebenen Seite 201 der »Geheimreden« Himmlers (1974 im Siedler Verlag). Nicht bedacht hat der für den Satz Verantwortliche, daß die Vernichtungslager in Polen nach jenem Januar 1944 noch ein ganzes Jahr tätig waren und eine Hochrechnung eine Gesamtzahl von ungefähr acht Millionen Opfer ergäbe. Auch Bundeskanzler Kohl suchte sich der symbolischen Zahl zu bedienen. Er nahm 1985 im Streit um die Bitburger Begegnung zum Beweis seines guten Willens auch noch sechs Millionen ermordeter Russen auf die deutsche Kappe. Da es dabei »bloß« um Russen ging, war es Sachkennern (so Wolfgang Venohr in der FAZ vom 18. 4. 1985) möglich, in der Öffentlichkeit die Unsinnigkeit dieser neu »ins Spiel gebrachten« Zahl nachzuweisen — sie wurde von Regierungsseite weder wiederholt noch dementiert. Interessierte Gruppen manipulierten seither fröhlich, unter Berufung auf des Kanzlers guten Namen, mit dieser Zahl.
Daß jede öffentliche Kritik der in der VB verwendeten Opferzahlen für unanständig gilt, hat zur Folge, daß jede von irgendeiner interessierten Gruppe in die Welt gesetzte Zahl, sofern sie die Deutschen belastet, von den Medien bedenkenlos übernommen wird. Deshalb ist es gut, daß die kaum des Rechtsextremismus verdäch-

tige FAZ einmal eine solche Rechnung im Detail aufgemacht hat — und zwar auf einem Feld, das sie nicht mit dem Strafgesetz in Konflikt bringen konnte, weil es sich um italienische Opfer handelte. Es ging um das in Italien zu einem Widerstandsmythos gewordene Massaker von Marzabotto. Im September 1944 war dort die kommunistische Partisanen-Brigade »Stella Rossa« (Roter Stern) in einen erbitterten Kampf mit Einheiten der Waffen-SS verstrickt. Am 14. Januar 1985, anläßlich der Affäre des angeblichen Kriegsverbrechers Reder, spezifizierte in der FAZ deren Italien-Korrespondent Heinz-Joachim Fischer: »Die Partisanen der kommunistischen Brigade kämpften nach eigener Einschätzung und der ihrer Gegner unter Einbeziehung der Zivilbevölkerung als Schutzschild tapfer ›bis zum letzten Mann‹ ...« Anfänglich war in der Kriegsliteratur die Rede von 270 Toten (Partisanen plus Zivilbevölkerung) auf italienischer Seite und 24 bei der Waffen-SS. Aber in den Zeitungsartikeln um Reder war überall die Zahl von insgesamt 1830 Toten zu lesen.

Eine solche allmähliche, von Jahr zu Jahr sich steigernde Zahl von Opfern läßt sich bei den meisten Kriegsverbrechen feststellen, die den Deutschen zur Last gelegt werden — auch der Prozentsatz der Steigerung im Fall Marzabotto ist keineswegs ungewöhnlich. Die Medien lassen das durchgehen: wer mag schon feststellen, statt 400 Toten seien es »nur« 200 gewesen? Um so auffälliger ist, daß die FAZ in der genannten Ausgabe zu einer Korrektur ansetzt, wenn auch indirekt. Zur Steigerung von 270 auf 1830 Opfer kann sie die italienische Zeitschrift »Gente« zitieren: »Man erstellte lange Listen, in denen alle diejenigen eigenmächtig eingetragen wurden, welche zwischen dem 8. September 1943 und dem 25. April 1945 im Sotto- oder Reno-Tal (bei Marzabotto) aufgrund einer Krankheit starben, durch englisch-amerikanische Bombenangriffe oder durch Minenexplosionen getötet wurden, welche als Faschisten oder mutmaßliche Faschisten von Partisanen ermordet oder als nichtkommunistische Partisanen von kommunistischen Partisanen getötet wurden.« Bei dieser Aufzählung wundert man sich wirklich, weshalb nicht auch die Gefallenen der Waffen-SS hinzugezählt wurden.

Wer sich die Misere der Zeitgeschichtsschreibung über VB-Themen vor Augen führen will, greife zum nächstbesten Nachschlagewerk. Bei uns war es die Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 12 von 1971, die als relativ untendenziös gilt. Dort lesen wir auf Seite 208: »In Marzabotto wurden vom 29. 9 bis 1. 10. 1944 von dt. Truppen 1830 Menschen, fast ausnahmslos (!) Alte, Frauen und Kinder, mit der Begründung ermordet, die abwesenden Männer seien in der Widerstandsbewegung tätig.« Als Quelle genannt ist eine kommunistisch gefärbte Geschichte der italienischen Widerstandsbewegung, 1964 in Florenz erschienen.

10.10 »Dachauer Modeschau«

Die Misere der Zeitgeschichtsschreibung über das kriegführende Deutsche Reich im Zweiten Weltkrieg hat ihre Wurzel darin, daß sie auf den Aktenpublikationen über die Kriegsverbrecherprozesse der ersten Nachkriegsjahre beruht. Zu den Vorzügen des bereits zitierten Buches (5.1) des amerikanischen Historikers Arthur L. Smith über Ilse Koch gehört, daß es auch Einblick bietet in das Zustandekommen der Zeugenaussagen, auf Grund derer damals die Urteile gefällt wurden.
Über die von vielen Gerüchten umwobenen »Modeschauen« im befreiten KZ Dachau hat man viel von Deutschen gehört, die dort über die Bühne getrieben wurden. Deshalb ist die Existenz dieser seltsamen Veranstaltung auch oft bestritten worden. Smith legt nun (Seite 113 f.) eine Dokumentation ausschließlich aus amerikanischen Quellen vor: »Die Zeugen, sämtlich ehemalige Insassen von Buchenwald, zahlenmäßig mehrere Hundert, drängten sich dicht an dicht in eine heiße Halle mit niedriger Decke. Nachdem man ihnen in deutscher Sprache nahegelegt hatte, ihren früheren Peinigern etwas von dem heimzuzahlen, was man ihnen selbst angetan hatte, wurden die Beschuldigten auf eine Art Bühnenrampe geführt. Dann kam der Ermittlungsbeamte seinerseits und schrie auf die Beschuldigten ein, höhnte und verspottete sie, und er forderte die Zuschauer auf, das

Gleiche zu tun. Im Handumdrehen brach ein Höllenlärm los. Inmitten der Schwüle und des Gestanks verlor die Menge ihre Selbstkontrolle ... In schneller Folge wurde er, der Angeschuldigte, mehrerer Verbrechen angeklagt und ›mit Bestimmtheit‹ von einer ganzen Reihe von Zeugen identifiziert.« Diese Zeugen rekrutierten sich mehrheitlich aus den Kriminellen unter den Lagerinsassen — die KZs waren ja nicht nur für Juden und politische Gegner Hitlers gebaut worden. Der US-Offizier Poullada, Pflichtverteidiger im Prozeß des KZ Nordhausen, wies (S. 114) darauf hin, »daß viele Zeugen selbst über ein langes Strafregister verfügten, das irgendwo in Deutschland in den Archiven schlummerte. Diese Personen nutzten die Unkenntnis der Amerikaner aus und versuchten sich einzuschmeicheln, um mehr wertvolle Lebensmittel zu bekommen, auch erhielten sie Zigaretten und Alkohol und bauten damit einen umfangreichen Schwarzhandel auf.«

Smith berichtet dann über Tricks, mit denen man in jener chaotischen »Trümmerzeit« von unbestechlichen Zeugen eine Änderung ihrer Zeugenaussagen zu erzwingen suchte. So wird etwa einem politischen KZ-Häftling gedroht, man werde »beweisen, daß er während seines Lageraufenthalts mit der SS zusammengearbeitet habe« (S. 114), ein anderer wird von ehemaligen Mithäftlingen zusammengeschlagen (S. 115), einem dritten droht man, durch Brief des städtischen Wohlfahrtsamtes, mit Entzug der Häftlingsrente (S. 220). Bei Ilse Kochs Prozeß habe die Anklage »buchstäblich die Wahl zwischen Hunderten von Zeugen« gehabt, habe jedoch die Anzahl begrenzen müssen, denn »kein Gericht will immer wieder dieselben Aussagen hören« (S. 115). Das tollste Stück im Vorfeld des Buchenwaldprozesses war wohl, daß in Dachau und München Plakate angeschlagen wurden, die vor entlastenden Aussagen für Ilse Koch warnten (S. 221) — unter Rechtsstaatsverhältnissen hätte das zur Kassation des Verfahrens gereicht.

Kennzeichnend ist, daß Poullada (S. 113) die Verantwortung für viel Monströses in den Ermittlungsverfahren auf die Dolmetscher abzuschieben versucht, die »bei der Beweisaufnahme und Zeugenbefragung vor den Verhandlungen eine sehr bedeutsame Rolle« gespielt hätten: »Bei vielen dieser sprachlich qualifizierten Männer

handelte es sich um ehemalige deutsche Flüchtlinge . . ., die in die Vereinigten Staaten emigriert waren, die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatten und dann mit unseren Armeen als ›Racheengel‹ zurückkehrten. In Dachau waren sie als ›Neununddreißiger‹ bekannt, denn viele von ihnen waren 1939 aus Deutschland entflohen.« (Im letzten Satz ist dem amerikanischen Beobachter ein Fehler unterlaufen: der ungewöhnliche Zustrom des Jahres 1939 rührte von Emigranten her, die bereits vorher in die westeuropäischen Staaten geflüchtet waren und beim Herannahen des Kriegsausbruchs nun noch weiter nach Westen flohen.)

10.11 Der Desinformations-Dschungel

Die Historiker wissen, wie sehr bei jeder gedruckten oder handschriftlichen Quelle aus Revolutionszeiten und Diktaturen Vorsicht geboten ist. Es ist bekannt, wie oft solche Dokumente nicht der Festhaltung des wirklich Geschehenen (was an sich schon nicht leicht ist) dienten, sondern vielmehr der Vernebelung des Geschehenen. Mit der einen Niederschrift vertuschte man, was man getan hatte, mit der anderen spiegelte man etwas vor, was man, gegen den Befehl, gerade nicht getan hatte. Beim Dritten Reich wurde der Fall doppelt kompliziert. Es handelte sich ja gerade um die Epoche, in der die psychologische Kriegsführung in einem Umfang und einer Präzision ausgebaut wurde, die sie vorher nicht erreicht hatte. Und mit dem Sturz des Dritten Reiches hörten die Verwicklungen nicht auf, sie verlagerten sich nur. Nicht nur die kriminellen Häftlinge von Buchenwald bauten sich damals mit Aussagen zur deutschen Zeitgeschichte eine neue Zukunft auf. Die durch ihre Funktionen im Dritten Reich Belasteten taten das, zu einem erheblichen Teil, erst recht. Die revisionistischen Zeitgeschichtler haben sich hauptsächlich damit die Finger verbrannt, daß sie nachwiesen, wie es zu gewissen Aussagen zur Zeitgeschichte gekommen ist — und auch, wie es solchen ergehen konnte, die sich zu derartigen Aussagen nicht bereit fanden.

Ein Problem besonderer Art sind die »immer gleichen« Aussagen, die schon den Anklagevertretern in den Dachauer Kriegsverbrecherprozessen auffielen (10.10). Das heute offiziell gültige Bild des Dritten Reiches bildete sich nach dem Zusammenbruch des Reiches nicht Schritt für Schritt, entsprechend den allmählich sich ansammelnden Informationen, heraus — es stand von der Stunde Null an fertig ausgebildet da. Die Desinformationseinheiten, die gleich hinter den Fronttruppen im KZ Buchenwald eintrafen (5.1), verschwendeten dort keine Zeit an eine gründliche Untersuchung des Lagers — sie hatten ja die Demonstrationsobjekte, an denen sie Geschichte und Essenz des Lagers vorführten, in ihren Jeeps von zu Hause mitgebracht.

Die Desinformation — diese vierte Waffengattung neben Heer, Marine und Luftwaffe — ist für den, der sich mit dem Komplex »Vergangenheitsbewältigung/Zeitgeschichte« befaßt, nicht nur eines der wichtigsten Probleme — es ist zweifellos auch das Problem, das am schwierigsten zu entschlüsseln ist. Sie hat keine Akten, kein Archiv hinterlassen, die meisten ihrer Vertreter sind stumm wie Fische geblieben, und man weiß nicht einmal genau, ob ihre Gliederungen einmal aufgelöst worden sind oder ob sie noch weiter funktionieren (und gegen wen). Das bereits zitierte Buch »Die schwarze Propaganda« von Ellic Howe (4.7) ist eine der wenigen Ausnahmen, und bei den Fragen, um die es hier geht, ist es besonders vorsichtig. Der Labourpolitiker Richard Crossman, der während des Zweiten Weltkrieges in der »weißen« (nichtlügenden, nichtfälschenden) Propaganda im Stab Eisenhowers tätig war, schrieb am 9. 11. 1962 im »New Statesman« über die schwarze Propaganda, anläßlich eines Buches von deren Chef Sefton Delmer: »Die schwarze Propaganda ist eine Geheimwaffe, die, wenn überhaupt, nur im totalen Krieg eingesetzt werden darf. Ebenso wie die strategischen Bombenangriffe ist sie in ihren Zielsetzungen nihilistisch und in ihrer Wirkung nur destruktiv. Wie Luftmarschall Harris durfte auch Delmer gegen Deutschland Krieg führen, und zwar den totalen Krieg, mit dem Göring und Goebbels uns drohten, den sie aber nicht gegen uns geführt haben ... Wenn ich noch einmal über die ungewöhnlichen, persönli-

chen Leistungen Delmers nachdenke, dann zweifle ich mehr denn je daran, daß seine Entscheidung, die Nazis mit Lügen, Halbwahrheiten und Verdrehungen noch weit zu übertreffen, durch seine unbezweifelbaren Erfolge gerechtfertigt war.«

Crossmans Vorwurf der »Lügen, Halbwahrheiten und Verdrehungen« bezieht sich vor allem auf das von Sefton Delmer geleitete Unternehmen der »schwarzen Propaganda«, mit Hilfe von gefälschten Geschichtsdokumenten das Bild des Dritten Reiches ein für allemal im Sinne der Totalkriminalisierung festzulegen. Howes Buch macht deutlich, daß dafür schon seit 1933 ein von deutschen Emigranten festgelegtes Modell vorlag. Auf Seite 83 weist Howe auf das 1933 erschienene »Brown Book of the Nazi Terror« des »begabten Deutschen Kommunisten« Willi Münzenberg hin: »Es gibt Leute, die der Auffassung sind, sein Brown Book habe großen Schaden angerichtet und sich besonders verhängnisvoll auf das Schicksal seiner jüdischen Glaubensgenossen ausgewirkt. Man behauptete, in den 1930er Jahren seien viele Menschen durch dieses Buch irregeleitet worden, das zur Waffe in den Händen derer wurden, die sagten, die Berichte über die Verbrechen und Deportationen der Nazis im Kriege könnten als zu Propagandazwecken erdachte Lügen abgetan werden.« Eine Feststellung, die Howe, selber Jude, sicherlich nicht leichtfertig niedergeschrieben hat.

Wenn man bedenkt, daß eine von Delmers harmloseren Fälschungen, die eines Briefes des 1941 verunglückten Flieger-Asses Oberst Mölders, längst im bundesrepublikanischen Schulunterricht verwendet wurde, als sie 1968 endlich vom Institut für Zeitgeschichte als Fälschung entlarvt wurde, so kann man sich ein Bild von der Solidität der von der schwarzen Propaganda fabrizierten Lügengeschichte jener Kriegsjahre machen. Und wenn man von damaligen Bürgermeistern süddeutscher Städte erfährt, daß 1945 die angelsächsischen Desinformationseinheiten in den Amtsstuben der besiegten Deutschen systematisch die Stempel und die weißen Briefbögen mit Amtsbriefköpfen einsammelten, so wundert man sich nicht, daß auch heute noch immer wieder »Geschichtsdokumente« auftauchen, deren man sich nur noch mit Hilfe von Che-

mikern (Tinte!) und von Schreibmaschinen-Expertisen erwehren kann.
Da mich die Frage beschäftigt, wie weit dieser Desinformationskrieg gegen Deutschland auch heute noch weitergeführt wird, nutzte ich ein längeres Gespräch mit einem Mitglied von Delmers einstiger Kriegs-Crew, um ihn zwischendurch mit der Frage zu überrumpeln: »Haben Sie auch nach 1945 gefälscht?« Es fuhr ihm heraus, ja, er habe für einen bekannten Verfolger geflüchteter Nationalsozialisten einige Dokumente gegen einen in Dublin sitzenden Deutschen angefertigt. Errötend schob er aber sofort nach: »Die Iren haben den Mann aber gar nicht ausgeliefert...« Worauf ich am Ball blieb: »Hätten Ihre ›Dokumente‹ denn ihren Zweck erreicht, wenn der Mann noch in der Bundesrepublik gesessen wäre?« Der Engländer schaute mich stumm, aber verständnisinnig an.

10.12 Heile Welt und Blutspur

Die Begriffsverwirrung im Bewältigungsvokabular (10.1); die allzu pauschalen und großzügigen Schuldbekenntnisse der kessen Bewältiger (10.2); der vorauseilende Gehorsam der offiziellen Verwalter der Zeitgeschichtsschreibung (10.4); die selektive Information durch die Medien (10.5); der Psycho-Terror der Moralisten (10.6); das Abdrängen der nonkonformistischen Zeitgeschichtsschreibung (10.7) durch Zensur und Lex Engelhard (10.8) in den Untergrund; die hemmungslose Manipulation der Opferzahlen (10.9); die erpreßten Zeugenaussagen (10.10); die Hypothek der von den alliierten Desinformations-Einheiten während des Krieges verbreiteten Geschichtsfälschungen und deren Weiterwuchern in der Nachkriegszeit (10.11) — dies alles zusammen hat ein System von Barrikaden und Blindmauern geschaffen, das immer noch eine objektive Sicht auf jene Fakten, Vorgänge und Zustände verstellt, um die es in der VB geht.
Wer sich der Illusion hingibt, er würde beim Abräumen jener Bar-

rikaden und Blindmauern eine heile Welt zu Gesicht bekommen, der ist selbst ein Opfer des in der VB vorherrschenden, manichäischen Schwarz-Weiß-Denkens geworden. Weder das Deutschland von damals war eine heile Welt noch die Welt der Siegernationen von 1945. Das ist eine Banalität — aber sie muß ausgesprochen werden angesichts des wahnwitzigen, aber mit Ausdauer unternommenen Versuches, alle Verbrechen auf der einen Seite zu suchen und auf der andern Seite allenfalls lässige Sünden festzustellen (10.6). Ein weiser alter Schauspieler hat vor kurzem festgestellt: »Es wird lebensgefährlich, Binsenwahrheiten auszusprechen« (Gert Westphal im »Sonntagsgespräch«, ZDF, 31. 1. 1988).
Durch die ganze uns bekannte Geschichte, nicht nur die deutsche, zieht sich eine Blutspur. Es gibt keine Nation, keinen Staat, kein Volk, keine Glaubens- oder Gesinnungsgemeinschaft, in deren Namen nicht Verbrechen begangen worden sind — große bei den Großen, mittlere und kleinere bei den andern. Man kann nicht ständig im Bewußtsein dieser Blutspur leben — das übersteigt die Kraft des Menschen, es gelingt auch einem Céline oder einem Cioran nicht völlig. Daß es eine Weltgeschichte der »kollektiven Verbrechen« noch nicht gibt, hat aber nicht nur diesen Grund. Die Sieger ziehen einen Vorhang vor ihre Verbrechen, vernichten die schriftlichen (und neuerdings fotografischen) Belege oder blockieren den Zugang zu ihnen. Die Amnestien — mit gutem Grund erlassen, weil das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann und endlich wieder Ruhe sein muß — tragen das ihre zum Vergessen bei, verbieten das weitere Herumbohren dem Freund wie dem Feind. Und dem Historiker, der sich doch mit solchen Themen befaßt, etwa den durch die europäische Geschichte sich hindurchziehenden Genoziden, ergeht es eigenartig. Er ist nicht nur sehr alleine (können Sie nicht über angenehmere Dinge schreiben?). Hinzu kommt, daß ihn die Blutspur, der er folgt, nicht unberührt läßt. Sie verdüstert ihm Kopf und Herz; die Erschlagenen und Verbrannten, die Gehängten und Erschossenen suchen ihn heim.
In dieser Situation ist es eine Wohltat, sich auf zwei prominente Liberale zu stützen, welche das Bewußtsein der Blutspur vor allem

Schwarz-Weiß-Denken bewahrt hat: Gerhard Szczesny und Arno Plack. Letzterer, 1967 durch sein Buch »Die Gesellschaft und das Böse« berühmt geworden, überraschte anderthalb Jahrzehnte später Freund und Feind durch ein erstaunliches Buch zur Vergangenheitsbewältigung: »Wie oft wird Hitler noch besiegt?« (1982 beim Erb Verlag in Düsseldorf). Mit ihm zeigt Arno Plack, daß er auch dann ein Liberaler bleibt, wenn man mit dieser Eigenschaft sehr einsam ist. Er verletzt in diesem Buch ein als »liberal« geltendes Tabu. Auf Seite 334 (und anderswo) macht er sich lustig über »das für unsere Kultur bezeichnende Vorurteil, daß es so etwas wie ›geistige Ursachen‹ der Gewalt gibt«. Von da kommt Plack zu einem vernichtenden Urteil über die heute etablierte, ausschließlich auf Hitler konzentrierte Bewältigung (S. 346): »Hitler, mit negativen Vorzeichen versehen, wird so zum Leitstern der Demokratie.«
Durch Placks Ausführungen zur VB zieht sich die Überzeugung, daß überall auf der Welt das Gleiche passieren könne. So S. 12: »Wir dürfen nicht glauben, daß Verführung zur kollektiven Aggression — und das bedeutet heute: Verführung zur Selbstvernichtung — nur im Zeichen des Hakenkreuzes wiederkehren könnte. *Unter jedem anderen parteipolitischen Feldzeichen ist das möglich . . . Gerade im Kampf für die gute Sache — und das kann auch die ›freiheitlich-demokratische Grundordnung‹ sein — wird um so leichtfertiger verdrängt, woraus destruktive Gewalt bei anderen wie bei sich selber erwächst.* Wo alles zum Mittel der Auseinandersetzung, zum Kampf, zur Front und zur Konfrontation wird, da bleibt nichts mehr, was es liebevoll zu fördern und zu bewahren gälte. Und da ist es zuletzt auch belanglos, ob einer die Fronten wechselt.« Und dann (S. 89) im Akzent leicht verschoben: »Die Lust, andere einer falschen Gesinnung zu überführen, ist wie zu der Zeit, als auch kluge Leute auf Hitler und Goebbels hörten, die besondere Lust der innerlich Unfreien, deren Aggressivität sich nur im Mantel der Rechtgläubigkeit hervorwagt.«
Arno Plack scheut sich auch nicht, den rassistischen Grundzug der heutigen VB anzuprangern (S. 91): »Die seit dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland verbreitete Ablehnung des nationalen Gedankens, die unter jungen Leuten beobachtete Gleichgültigkeit ge-

genüber dem Schicksal Deutschlands als einer geschlagenen und geteilten Nation, mag hierin ihre Wurzel haben: in dem traditionell sicheren Gefühl, daß es nicht möglich ist, zugleich als nicht patriotisch und als ›schuldabweisend‹ zu gelten. Man verzichtet leichthin auf die Ehre, ein Deutscher zu sein, um nicht das Stigma, das jetzt damit verbunden ist, sich selber zuschreiben zu müssen ... Ohne ein Minimum an Selbstachtung ist niemand lebensfähig.« Daß Plack dabei die Vokabel »Stigma« keineswegs unverbindlich meint, zeigt auf der gleichen Buchseite diese kühle Feststellung des letzten Ziels der heutigen VB: »Wenn heute, Jahrzehnte nach dem Ende Hitlers, ›Kollektivschuld‹ neuerdings aufs Tapet kommt (und jetzt viel beschwörender als gleich nach 1945), so hat das, wie immer die Begründungen dafür lauten, den Stellenwert und *die Funktion einer Stigmatisierung unseres Volkes.«* Die Nutznießer der VB zeichnet Arno Plack mit souveräner Schonungslosigkeit (S. 81): »Hitler wird immer noch besiegt von jenen anpassungsfähigen Charakteren, auf die gerade das Hitlerreich sich gestützt hat: Leute, die wissen, wo ›oben‹ ist, und die ihr politisches Engagement nur in einer Richtung bekunden, die persönlichen Erfolg verspricht und voranbringt. Mutige Antifaschisten, die zu den gegenwärtigen Mißständen schweigen, ›bewältigen‹ immer wieder aufs neue die ›unheilvolle Vergangenheit‹. Solcher Mut vor einem autoritären Regime, das nicht mehr aufsteht und das in dieser Form auch nicht mehr wiederkehren dürfte, ist ungefährlich, bringt aber doch gewisse Prämien für rechtschaffene demokratische Gesinnung ... Gegen den braunen Terror lassen sich immer noch markige Worte finden, die den Redner als eine Säule der ›freiheitlich-demokratischen Grundordnung‹ ausweisen. Aber schon gegen den Terrorismus der jungen Desperados wird der ewige Mitläufer sich nicht deutlich erklären, teils aus der Angst, andernfalls selbst eines Tages eine Bombe unter dem Wagen zu haben, teils aus der ungewissen Erwägung, daß man nicht wissen könne, ob die Terroristen von heute nicht die Märtyrer und Helden von morgen sein werden.« Damit hat der Liberale Plack recht genau den Menschentypus charakterisiert, den die VB hervorbringt, seit ihr die wirklichen Liberalen davongelaufen sind.

Gerhard Szczesny hat in den 80er Jahren Bücher veröffentlicht, die sehr viele vom Gründer und langjährigen Vorsitzenden der Humanistischen Union nicht erwartet hätten: 1980 »Mögen alle Sorben glücklich sein«, 1983 »Vom Unheil der totalen Demokratie — Erfahrungen mit dem Fortschritt« (beide im List Verlag). Sein wichtigster Beitrag zum Thema unseres Buches ist ein Essay »Die Erweckung des Unheimlichen/Wie kommt ein totalitäres Regime zu seinen Helfershelfern?« in der »Süddeutschen Zeitung« vom 16./17. Januar 1988. Der Ansatz ist ähnlich wie bei Plack — auch in Szczesny hat die Teilnahme am »Streit der Ideen« zu einem gesunden Mißtrauen gegen jegliche Kriminalisierung von politischen Ideen, Meinungen und Affekten geführt. In einer Zeit, in der schon ein unehrerbietiges, nicht von »Betroffenheit« triefendes Wort über die Juden die Republik in ihren Grundfesten erschüttert, ist es eine Wohltat, diese Worte Szczesnys (in der SZ!) zu lesen: ». . . Die Linienführung ›Kritik an Juden = Auschwitz‹ kommt zustande, indem man sich des alten Tricks ideologischer Beweisführung bedient, nämlich des von einem Allgemeinbegriff zugedeckten Objektwechsels der Betrachtung. Man spricht vom Antisemitismus so, wie wenn dieser Bezeichnung ein einheitlicher Charakter mit einheitlichem Motivations- und Reaktionsablauf entspräche. In Wahrheit deckt der Begriff ›Antisemitismus‹ ganz verschiedene Urteils- und Verhaltensweisen von ganz verschiedenen Menschen.«
Hierauf folgen bei Szczesny diese nüchternen Sätze, die sich jeder aufgeregte Zeitgeschichtler, von welchem Jahrgang auch immer, zum Vorbild nehmen sollte: »Gegenüber dem mörderischen Judenhaß Hitlers war der europäische Antisemitismus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts — als die ›Schuld‹ der Juden am Tod des Nazareners nur noch wenige fanatisierte — eine vergleichsweise durchsichtige und harmlose Angelegenheit. Für den Normalbürger waren die Juden Gegenstand des Mißtrauens gegen eine nicht ganz geheure, exotische Minorität, des sozialen und intellektuellen Neides und der Furcht vor Überfremdung. Man wünschte sie nach Palästina oder Madagaskar, oder zum mindesten ihre Bereitschaft, sich taufen zu lassen. Ohne Lenin und Sta-

lin kein Archipel Gulag. Ohne Hitler nach Weimar vielleicht ein von Nationalisten und Militaristen beherrschter autoritärer Staat, aber kein Auschwitz. Hitler war nicht einfach ein Antisemit in der Tradition eines Gobineau, Eugen Dühring und H. S. Chamberlain, Stöcker und Treitschke, sondern hatte seine Vorstellungen von der bedrohlichen Rolle des Judentums in Wien aus den obskuren Schriften von Geheimbündlern wie Guido von List und Jörg Lanz von Liebenfels bezogen. In deren Lehren geht es um den Kampf zwischen den edlen Ariern und den niederrassigen Semiten, zwischen Licht und Dunkelheit, Gut und Böse. Das Heil der Welt hängt vom Unschädlichmachen der Juden und der Reinerhaltung der arisch-germanischen Herrenrasse ab. Der Antisemitismus war hier Religionsersatz...« Ersatz wofür? Szczesny: »Hinter allen manichäischen Ideologien verbirgt sich die Unfähigkeit eines bestimmten Menschentypus, die eigene, aus Talenten und Unzulänglichkeiten zusammengesetzte Natur und die daraus sich ergebenden (lösbaren oder nicht lösbaren) Konflikte zu akzeptieren...«

Hier ist der Punkt, wo der Liberale Szczesny, Jahrgang 1918, mit seiner bedeutend skeptischeren Anthropologie einen anderen Weg geht als der Liberale Arno Plack, Jahrgang 1930.

10.13 Von der »primären Ur-Bosheit«

Während der Arbeit an diesem Buch erreichte mich der Brief eines Basler Medizinprofessors, der sich vier Jahrzehnte vorher des Tbc-infizierten Heimkehrers aus dem Reich angenommen hatte. Aus alter Dankbarkeit schicke ich ihm von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen und berichte, was ich so tue. Das regte ihn zu dem Brief vom 24. April 1988 an: »... Sie wenden sich gegen die — milde gesagt — Unsitte der Deutschen, das Bild ihrer Nation in den Dreck zu ziehen, um sich nach vollbrachter Tat als Tugendbolde präsentieren zu können, die ›es ihnen nun einmal gezeigt‹ und sich beim Aufräumen vergangener Peinlichkeiten als nützlich erwiesen haben.«

An dem Brief des Arztes, der mir immer mit der nüchternen und leicht ironischen Rationalität des Basler Patriziers begegnet war, beschäftigte mich vor allem diese Stelle: »Es kommt m. E. zu wenig zur Geltung, daß (im Gegensatz zum Kinderglauben des unglücklichen Rousseau) ein jeder Einzelner sein mehr oder weniger beträchtliches Quantum Bosheit mit auf die Welt bringt — ob hier oder irgend anderswo. Als ein in Glaubenssachen äußerst prosaischer Mensch muß ich behaupten, diese Dosis Bosheit entspreche genau dem, was die Bibel ›Erbsünde‹ nennt. Ich halte diese primäre Ur-Bosheit für absolut gesichert, weil ich sie an mir selbst erlebt und nicht zuletzt zwischen Buchdeckeln gefunden habe. Als biologische Disposition kann man ihre Verteilung im Gesamt-Kollektiv anhand der bekannten Gaussschen Binominalkurve abschätzen und ist danach nicht mehr überrascht, sie überall auftauchen zu sehen vom KZ bis zu Strickkränzchen wohlmeinender Damen. (Das waren u. a. die ›Krampfaderschwadronen‹ des Führers.) Wo sie nicht schon heute im Einsatz stehen, sind die Folterknechte und KZ-Wächter überall zu neuem Tun bereit. Man braucht nur zu pfeifen, gleichgültig wo, und sie sind zur Stelle. (In der angeblich langweilig-braven Schweiz sogar ist die Internationale der Schläger schon am Werk, schutzsuchende Immigranten spitalreif zu prügeln.) Weitere Beispiele legen Sie ja reichlich vor. Nur die Nennung der britischen KZ im Burenkrieg habe ich nicht gefunden. — Von ihren Genossen in der weiten Welt unterscheiden sich die Deutschen bloß durch ihr Organisationstalent und ihre mancherorts großartige Treue, die schlimmstenfalls bis zum Kadavergehorsam ausartete. (Stalingrad!)« Und die unerwartete Epistel aus meiner oft so selbstgerechten Heimat endete mit dem Satz: »Wenn also VB, dann soll jeder in sich selbst hinein schauen — in der ganzen Welt — ob er dort tatsächlich den Stein findet, den er als erster werfen darf.«
Gerhard Szczesnys Essay in der »Süddeutschen Zeitung« ist ein Versuch, die von meinem Arzt zitierte »Internationale der Schläger« auf den Begriff zu bringen: »Die Spezifica der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft tragen das Zeichen des psychopathischen Charakters und des kriminellen Willens nicht einer Na-

tion, sondern eines bestimmten einzelnen Menschen und einer von ihm aktivierten (beachtlichen) Minderheit von unterentwickelten oder defekten Exemplaren des homo sapiens.«
Zu einfach macht es sich Szczesny mit Hitler nicht: »Da Hitler nicht nur ein Psychopath war, der vor keinem Verbrechen zurückschreckte, sondern zugleich ein realistisch denkender, intelligenter und instinktsicherer Politiker, wußte er, daß ihm weder sein Glaube an die Erlösungsaufgabe der germanisch-arischen Lichtrasse noch gar sein abgründiger Judenhaß zur Herrschaft verhelfen würde. So verharmloste er seinen Rassenwahn auf das Niveau Wagnerscher Germanophilie und verbarg seinen Judenhaß hinter einem auch bei den Deutschen aktivierbaren sozial-ökonomischen und kulturellen Antisemitismus.« Diese Unterscheidung macht denn auch Szczesnys Feststellung möglich: »Wer die Untaten, die sich in einer bestimmtem Phase der Geschichte einer Nation ereignen, zutreffend deuten will, muß sich davor hüten, Ereignisse und Personen dieser nationalen Geschichte zu Episoden eines Horrorromans zusammenzubrauen und völkerpsychologische Mythen in Umlauf zu setzen, die die ersten Opfer einer despotischen Regierung, nämlich die Angehörigen des eigenen Volkes, in Komplizen verwandelt.«
Dabei ist Szczesny, als echter Liberaler, kein Gleichheitsapostel; er weiß, daß es nationale Eigenheiten gibt. Aber er wendet sich gegen Versuche, etwa »den Archipel Gulag aus der russischen Geschichte oder dem russischen Charakter abzuleiten ... Diese Verbrechen sind ebensowenig eine unausbleibliche Konsequenz der ›russischen Seele‹ wie der Holocaust eine zwangsläufige Folge des ›deutschen Irrationalismus‹ ... Zeitgeschichtlich und national bedingt sind gewisse technische und habituelle Modalitäten des Massenmords ... nicht aber der Wille zur mitleidlosen Liquidation des Klassen- oder Rassenfeindes.« So gelangt Szczesny zur Schlußfolgerung: »... Man mag das spezifisch Deutsche in der Geschichte der Deutschen zustimmend als Bestandteil der eigenen Überzeugungen, Fähigkeiten und Interessen in Anspruch nehmen oder auch kritisch beurteilen — ohne die Entlastung nationaler Eigenheiten von allgemein menschlichen Defekten ist eine (für die

Deutschen wie für die Juden wie für die übrige Welt) gedeihliche Bestimmung der Rolle, die das Deutsche und die Deutschen heute und zukünftig spielen sollen, nicht denkbar.« Und er fügt sarkastisch bei: »Es ist sonderbar, daß ausgerechnet jener Antifaschismus, der sich für besonders aufgeklärt hält und jeden Irrationalismus verfolgt, als handle es sich um eine Ausgeburt des Teufels, etwas so augenscheinlich Mysteriöses in die Welt setzen konnte wie die Legende von der Erbschuld des deutschen Volkes.«

10.14 Kitsch der Bewältigungs-Klischees

Die Legende von der »Singularität«, der Einzigartigkeit der deutschen Verbrechen, ist die heutige Erscheinungsform des Deutschenhasses. Diesen Haß gibt es in seiner modernen Form, seit das geeinte Deutsche Reich 1870/71 verspätet, aber mit Vehemenz in den Konkurrenzkampf der Großmächte um die Weltherrschaft eintrat. Von anderen kollektiven Feindbildern, etwa der Francophobie, dem Engländer- oder dem Russenhaß, unterscheidet den Deutschenhaß, daß er immer auch von einem erheblichen Teil der Deutschen selbst geteilt wird, und das nicht erst ab 1945. Die Deutschen haben einen Hang zum Selbsthaß, der sich in diesem Ausmaß sonst nur noch bei den Juden findet. Ohne diese deutsche Tradition des Nationalmasochismus, diesen Hang zur Selbstgeißelung, wäre die VB in ihrem heutigen Ausmaß gar nicht möglich gewesen. Sie wäre wegen Versuchs am falschen Objekt längst eingestellt, wenn die Deutschen sich gegen Tadel an ihrer Nation so dickfellig verhalten hätten, wie man das von den Engländern, den Franzosen oder den Türken gewohnt ist.
Der Deutschenhaß hat sich seit 1870/71 verschiedener Kostümierungen des zu hassenden Objektes bedient. Das früher an den europäischen Höfen kultivierte Bild des gutmütigen, aber etwas doofen und rückständigen Michels, wurde allmählich durch Aggressiveres ersetzt. Im Ersten Weltkrieg hatten sich Franzosen und Angelsachsen des seit den Mongolenstürmen üblichen Feindbildes

von Angreifern aus dem Osten bedient: die kaiserlichen Heere waren eben die neuen »Hunnen«; man zeichnete sie als blutgierige Plünderer und Frauenschänder, die den kleinen Kindern die Hände abhackten. Dieses primitive Bild ließ sich auf die Dauer nicht halten. Schon die Russen mußten im ersten Krieg sich an ein anderes Feindbild von den Deutschen klammern: sie holten es sich aus ihren großen Erzählern, welche, der russischen Optik gemäß, den »Nemez« gern als kalten Verstandesmenschen und Bürokraten darstellen. Und auch im Westen bedurfte man mit der Zeit eines etwas subtileren Feindbildes von den Deutschen.

Eines der wichtigsten Modelle dafür war ein zwischen Bewunderung und Abwehr seltsam schillernder Essay von Paul Valéry aus dem Jahr 1897 »La conquête allemande« (»Die deutsche Eroberung«; in deutscher Sprache erst 1946 in Zürich unter dem Titel »Eine methodische Eroberung«). In diesem merkwürdigen Text erklärte der französische Dichter am Ende des 19. Jahrhunderts das damalige rasante Nachrücken des Deutschen Reiches in den Kreis der Großmächte mit der Fähigkeit des Deutschen, seine ganze Vitalität und sein Gefühlsleben einer Idee, einer Methode unterzuordnen. Er schilderte den Deutschen als einen »eisigen Helden«, der — wir benützen eine Formulierung von J. H. Kaufman — »ein Feind des Zufalls, nicht mit überraschenden Möglichkeiten und unvorhersehbaren Glücksfällen rechnet und allein auf Geduld, Wachsamkeit und systematische Arbeit vertraut«. Oder, wie Valéry selbst sagt: »Was wir ihre Persönlichkeit nennen, ist nichts anderes als die Erscheinungsform dieser inneren Methode.« Fragt man sich, welcher Optik nun diese Stilisierung entsprungen ist, so erkennt man das Gegenbild des Deutschen, von dem der Mediterrane Valéry ausgegangen ist: es ist das ebenso fragwürdige Klischee vom spontanen, individualistischen und unsystematischen, also »kreativen« Südländers ...

Genau dieses Bild des Deutschen, wie es Valéry entworfen hat, beherrscht die VB. Man kann sich vorstellen, daß die Opferzahlen, quantitatives Argument für die »Singularität« der deutschen Verbrechen, einmal zu Gunsten der Deutschen eine Änderung erfahren. Ebenso kann man sich vorstellen, daß die Historiker eines Ta-

ges die These des Leuchter-Reports bestätigen, daß auch in den KZs auf polnischem Boden keine Massentötungen in Gaskammern stattgefunden haben — womit das wirksamste qualitative Argument für die »Singularität« ausgeräumt wäre. Selbst wenn beides einträfe, würde vermutlich auch weiterhin behauptet werden, die deutschen Verbrechen seien »singulär«.
Die vielen Gespräche, die ich im Verlauf der Jahrzehnte mit Verfechtern der Singularitäts-These, meist Deutschen, führte, verliefen fast alle gleich. Erst wurden, um Objektivität zu demonstrieren, einige Konzessionen gemacht, etwa dieser Art: gewiß habe der einzelne deutsche Soldat sich weniger Übergriffe geleistet als die Soldaten anderer Heere (»Kadavergehorsam« natürlich!), gewiß sei das erste Massaker an Hilflosen im Zweiten Weltkrieg nicht von Deutschen begangen worden (gemeint ist der Bromberger Blutsonntag vom 3. September 1939 — also die polnischen Massenmorde an Volksdeutschen, denen erst durch die in Polen einrückenden deutschen Truppen ein Ende gemacht wurde). Doch dann wird die Tonart plötzlich verändert: daß östliche und mediterrane Völker sich am Ende des Krieges blutig an ihren deutschen Unterdrückern und deren einheimischen Kollaborateuren gerächt hätten, sei eine spontane Reaktion gewesen, für die man angesichts des Vorangegangenen (wird nicht näher definiert) Verständnis haben müsse. Und jäh wechselt die Beleuchtung ins Fahl-Düstere: das sei ja gerade das Teuflische an den deutschen Verbrechen, daß sie nach abstrakten Prinzipien, ohne Haß, sozusagen industriell durchgeführt worden seien. Unversehens steht alles Deutsche in kafkaeskem Todesschein als völlig inkommensurabel da.
Diese Überrumpelung soll jeden geistigen Widerstand ausschalten. Keiner soll sich noch zu fragen wagen, ob das unterscheidungslose Jagen jedes Deutschen und jedes mit ihm Sympathisierenden nicht ein ebenso »abstraktes« Morden sei. Der für alle VB kennzeichnende Psycho-Schock soll die nächstliegende Frage gar nicht mehr ins Bewußtsein aufsteigen lassen: wieso eigentlich das von besonderen Einsatzgruppen vollzogene Töten an abgelegenen Orten unbedingt diabolischer sein müsse als das öffentliche Abschlachten des gefangenen Feindes in Arenen oder auf Marktplät-

zen, vor der johlenden Bevölkerung einer ganzen Stadt (wie man das etwa aus der Tschechei oder aus Südfrankreich kennt). Solche populistische Romantik von spontaner Volkswut paßt wenig zu auf Plakaten angekündigten und möglichst in die Länge gezogenen sadistischen Vergnügungen, zu denen sich die Bürger mit Frauen und Kindern einfanden (so in Frankreich). Was ist »spontan« am schichtweisen Ersäufen von alten Leuten, mit Fangschüssen für solche, die nicht untergehen wollen (so in der Tschechei)? Gerade in den fotografischen, streckenweise auch filmischen Dokumenten, die über solche Festivitäten vorliegen, wird sichtbar, daß mit der hochgeputschten Massengeilheit die niedrigsten Instinkte im Menschen an die Oberfläche traten. Was sonst in die untersten Kellerschächte der Gesellschaft verbannt blieb, machte sich nun plötzlich, unter dem scheinheiligen Schutzschirm des »Antifaschismus«, auf offener Straße breit. Ist es ein Beweis für die besondere Unmenschlichkeit der Deutschen, daß sie sich auch nach den schlimmsten Bombennächten zu keiner solchen öffentlichen Grausamkeit verleiten ließen?
Sofern die Thesen von der »Singularität« der deutschen Verbrechen begründet werden — meist stellt man sie als bloße Behauptung in den Raum —, zeugt die Argumentation für ein erstaunliches Hinwegsehen über die Opfer. Es hat jeder Mensch nur einen Tod, den seinen. Unter welchen ideologischen Vorwänden er umgebracht wird, ob aus kalter Überlegung oder spontan — es ändert an dieser Einmaligkeit seines Todes nichts. Immer wenn ich das Gerede von der »unverzeihlichen Kälte der deutschen Todesmaschinerie« und ähnlichen intellektuellen Kitsch höre, muß ich an die dalmatinische Insel Rab denken. Dort haben Titos Partisanen bei Kriegsende ungefähr 3500 gefangene deutsche Soldaten in die Höhlen unterhalb der Touristenhotels getrieben. Die Gefangenen wurden dort mit Draht gefesselt und dann lebend eingemauert. (Die Höhlen sind seither nicht wieder geöffnet worden, es könnte ja die deutschen Touristen stören, die sich heute dort sonnen.) Ein Verbrechen wie dieses scheint mir recht »abstrakt« zu sein; die Eingemauerten haben sich wohl, soweit sie nicht irrsinnig geworden sind, als Erlösung Genickschüsse gewünscht.

Das Vergleichen der deutschen Verbrechen mit denen der kommunistischen Welt hat sich dank der Initiative von Ernst Nolte durchgesetzt. Der Vergleich mit dem seine Humanität plakatierenden liberalen Westen ist noch tabuisiert, auch bei Nolte selbst. Von der seit 1976 bei Laffont erscheinenden »Großen Geschichte der Franzosen unter der Besetzung« von Henri Amouroux, die in Frankreich als die maßgebende Geschichte des Landes im Zweiten Weltkrieg anerkannt wird, ist als vorläufig letzter Band acht erschienen: »Freuden und Leiden des befreiten Volkes, 6. Juni bis 1. September 1944«. Aus diesem Band hat die Presse die Beschreibung der »Hinrichtung« eines 59jährigen französischen Grafen, Royalist und Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges, durch Landsleute im Vorabdruck bekanntgemacht: »Völlig nackt mußte sich der Unglückliche zunächst auf die Spitze eines Bajonetts setzen. Dann wurden ihm die Finger abgeschlagen, der Rest der Hände und die Füße zermalmt. Die Henker durchstachen ihm Thorax und Rücken mit einem im Feuer zum Glühen gebrachten Bajonett. Anschließend wurde der so Gequälte in eine Wanne voll Benzin gelegt, und die Sadisten setzten das Benzin in Brand. Als ihr Opfer ohnmächtig wurde, brachten sie es mit Wassergüssen wieder zu Bewußtsein und tröpfelten dann brennendes Petrol in seine Wunden. Der Unglückliche lebte immer noch. Er starb erst 55 Tage später, es waren die Leiden eines Verdammten ...«
Die Amerikaner, welche das vom Volk gewählte Staatsoberhaupt von Österreich mit dem Watchlist-Bann belegt haben, obwohl ihm keinerlei Verbrechen nachgewiesen werden konnten, verhalten sich völlig gleichgültig gegenüber Kriegsverbrechen, wenn sie von einem ihrer Großen begangen wurden. In den 1981 posthum erschienenen »Selected Letters« von Ernest Hemingway (bei Charles Scribner's Sons, New York) berichtet der Nobelpreisträger in einem Brief vom 27. August 1949 an seinen Verleger Charles Scribner, wie er 1945 gegen Kriegsende einen wehrlosen deutschen Gefangenen ermordete. Ich zitiere nach der deutschen Ausgabe der »Ausgewählten Briefe« von Hemingway (1984 bei Rowohlt, S. 456): »... Einmal habe ich einen besonders frechen SS-Kraut umgelegt. Als ich ihm sagte, daß ich ihn töten würde, wenn er nicht

seine Fluchtwegsignale rausrückte, sagte der Kerl doch: Du wirst mich nicht töten. Weil du Angst davor hast und weil du einer degenerierten Bastardrasse angehörst. Außerdem verstößt es gegen die Genfer Konvention./Du irrst dich, Bruder, sagte ich und schoß ihm dreimal schnell in den Bauch, und dann als er in die Knie ging, schoß ich ihm in den Schädel, so daß ihm das Gehirn aus dem Mund kam, oder aus der Nase, glaube ich./Der nächste SS-Mann, den ich verhörte, redete wie ein Wasserfall . . .« Man stelle sich vor, ein Ernst Jünger hätte sich im selben Ton desselben Verbrechens an einem Kommissar der Roten Armee gerühmt — es würden heute ganze Kongresse über diese Unmenschlichkeit abgehalten. Bei Hemingway (und »nur« einem SS-Kraut) scheint alles in Ordnung zu sein, niemand regt sich auf. (Hemingway-Fans sagen, die Aussage von »Ernest« sei bloß eine Prahlerei, und die unglaubhafte Provokation des SS-Mannes ließe meiner Meinung nach auch darauf schließen. Aber dadurch würde die Sache um kein Jota besser.)

10.15 Ein »vertikaler Vergleich«

Günter Zehm hat 1986 zweimal in seiner »Pankraz« signierten Kolumne in der »Welt« entschieden für die »Historisierung« der Auseinandersetzungen um die VB Stellung genommen. Das geschah zuerst am 1. August 1986 in der Kolumne »Pankraz, die Quellen und der neue Geßlerhut«, die vom Historikerstreit handelt. Am 24. November 1986 befaßte sich Zehm in der Kolumne »Pankraz, die Urenkel und die Kollektivschuld« mit dem »Vergleichen« als wichtigem Instrument der Historisierung. Dabei bedauert er, daß fast ausschließlich »horizontal« verglichen werde — nämlich mit gleichzeitig Geschehenem. Dafür zitiert er nicht nur den sowjetischen Gulag, sondern etwa auch das Faktum, »daß in Westeuropa, von Frankreich bis Dänemark, während der Befreiung nach 1945 mehr Menschen (›Kollaborateure‹) umgebracht wurden als während der gesamten deutschen Besatzungszeit«.

Pankraz-Zehm hält solches »horizontales Vergleichen« für notwendig. Aber: »Wie notwendig das immer sein mag, zur exakten Einordnung des Dritten Reiches in die deutsche Gesamtgeschichte reicht es nicht. Vertikale Vergleiche müssen hinzukommen, die zwölf Jahre Nazi-Diktatur müssen zu den tausend Jahren deutscher Volksgeschichte in Beziehung gesetzt werden... Die Nazi-Diktatur mit ihrer Aggressivität nach außen bietet insofern ein untypisches Bild, als die Deutschen — sehr im Unterschied zu Spaniern und Portugiesen, Engländern und Amerikanern — bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein nie ein fremdes Volk überfielen oder gar ausrotteten. All ihre vielen Kriege waren entweder Verteidigungskriege (Lechfeld, Liegnitz, Wien, Napoleon) oder innere Stammeskriege. Es gab unter ihnen auch kaum je Sklaven, während die Sklaverei im Mittelmeerraum und in den hispanischen Besitzungen, bei den Türken oder in den USA gang und gäbe war.«

Nach Zehm nimmt sich die deutsche Ostkolonisation, »verglichen mit der amerikanischen Westkolonisation und ihren Indianerausrottungen, äußerst gentlemanlike aus. Die Deutschen kamen, weil sie von den slavischen Fürsten, von den Przemysliden oder von Konrad von Masowien gerufen wurden, und ihr Siedeln war in den allermeisten Fällen ein friedlicher kultureller Durchdringungsprozeß. Die beiden großen deutschen Kolonialstaaten, die im Osten entstanden, das fritzische Preußen und das josefinische Österreich, waren höchst moderne Gebilde, die sich in Bezug auf Rechtsstaatlichkeit den gleichzeitigen Staaten im Westen wie im Osten überlegen zeigten.«

Besonders kraß sticht der Unterschied ins Auge beim Vergleich des US-Bürgerkrieges mit den zwei gleichzeitigen Kriegen der deutschen Heere gegen die Dänen von 1864 und dem der Preußen gegen die Österreicher von 1866: »Fairneß, Vornehmheit, ›gehegter‹ Krieg bei den Deutschen; wilde Grausamkeit, ideologischer Haß und dauernde Übergriffe gegen Kriegsgefangene und Zivilbevölkerung bei den Amerikanern. Nicht die Deutschen, sondern die Amerikaner waren es, die den ›totalen‹ Krieg, die ›totale‹ Feindschaft erfanden, mit all den bösen Folgen im zwanzigsten Jahr-

hundert.« Drum ist Zehm-Pankraz der Meinung, daß das Gerede von »weit zurückreichenden deutschen Unheilslinien« einer seriösen historischen Komparatistik nicht standhalte: »Man muß im Gegenteil konstatieren, daß das Unheil für die Deutschen kam, als sie ›auch so werden wollten wie die anderen‹, als auch sie, der Lacher über ihre Zipfelmütze überdrüssig, nach stolzen Flotten und überseeischen Kolonien verlangten.«
An diesem Punkt zitiert Zehm den eigenwilligen Engländer G. K. Chesterton mit einem Spruch von 1901: »Die Deutschen waren bisher stolz auf ihre Philosophie, während wir Engländer so tun, als hätten wir weiter nichts vollbracht als Niggern in den Hintern zu treten. Schade, daß das Schule macht.« Was Pankraz alias Günter Zehm zu dem Schluß kommen läßt: »Ja, es hat leider Schule gemacht, und es ist den Deutschen nicht gut bekommen. *Aber die Trauer und die Verstörung darüber sollte sie nicht dazu verführen, sich von nun an und bis in alle Ewigkeit als Helotenvolk aufzuführen.«*

10.16 »Was nicht aufgeht«

In seiner Pankraz-Kolumne vom 24. November 1986 hat Günter Zehm in vier Sätzen formuliert, als was die Vergangenheitsbewältigung einem Deutschen erscheinen muß, welcher der Gehirnwäsche widerstanden hat: »Erstens will man die Deutschen durch das Dogma der ewigwährenden Kollektivschuld klein und häßlich halten, damit sie weiterhin physisch und psychisch erpreßbar bleiben. Zweitens setzt man auf den Neurotisierungs-Effekt. Ewiges Schuldbewußtsein macht neurotisch, und Neurosen münden oft in Selbstzerstörungswut. So hofft man über den Umweg deutschen Selbsthasses doch noch zum großen Kladderadatsch zu kommen, in dem die traditionellen Lebensverhältnisse verbrennen und endlich der ›wahre Sozialismus‹ entstehen kann.«
Zehm glaubt nicht, daß diese Rechnung aufgehen kann. Er hält die »Historisierung« des Problemknäuels Vergangenheitsbewäl-

tigung für unaufhaltbar; er sieht sie als »naturbedingten Prozeß, den zu verhindern nicht in der Macht von einzelnen liegt«. Nicht entschieden ist jedoch, in welcher Weise sich dieser Prozeß abwickelt: »Entweder geschieht er bewußt, oder er geschieht unbewußt. Entweder führt er zu simplem Vergessen und ebenso simpler Verdrängung, oder er wird von weisen Männern und Frauen klug kanalisiert, so daß das jeweilige historische Faktum im Hegelschen Sinne ›aufgehoben‹ werden kann, d. h. es wird einerseits dem politischen Tageskampf entrückt und gleichsam defunktionalisiert, andererseits aber scharf und sachlich erinnert und in den allgemeinen Strom der Geschichtsschreibung eingegliedert.«
Das ist in der Sprache der Philosophie gesagt. Um es in die direktere Sprache der Politik zu übersetzen: es soll hier an den auf deutscher Seite begangenen Verbrechen nichts beschönigt werden, und sie sollen schon gar nicht abgestritten werden. Aber niemand kann von den Deutschen erwarten, daß sie auch noch diejenigen Verbrechen auf ihren Buckel nehmen, die erwiesenermaßen hinzu erfunden worden sind, um die »Singularität« der deutschen Verbrechen sowohl quantitativ wie qualitativ zu »beweisen«. Sie können das schon deshalb nicht hinnehmen, weil sonst ständig neue Legenden angestrickt werden. Die Weltgeschichte setzt sich aus lauter unbewältigten Vergangenheiten zusammen. Die Deutschen müssen mit ihren Opfern leben wie die Amerikaner mit ihren ausgerotteten Indianern und die Engländer mit ihren geschundenen Iren (um nicht immer bloß die Russen oder die Türken, die Serben, die Iraner und die Kambodschaner zu zitieren). Und wie diese können auch die Deutschen nicht Tag und Nacht Aug' in Auge mit den Opfern leben. »Historisierung« heißt in erster Linie, daß viel, was »nicht aufgeht«, was man nicht lösen kann, in die Ferne rückt. Diese Distanz hat auch ihr Gutes: sie drängt die Leidenschaften, die so lange gewütet haben, zurück und schafft Raum für die Politik. Und zwar Politik nicht als das übliche Tagesgezänk, sondern im großen Sinne dieses Wortes: als das immer neu ansetzende Streben, die Leidenschaften und die Existenznotwendigkeiten mit den von unserer Tradition vorgegebenen Lebenszielen in ein erträgli-

ches Verhältnis zu bringen. Nach Katastrophen ist die POLITIK in diesem anspruchsvollen Sinne das einzige, was bleibt.
Mit der Vergangenheitsbewältigung in ihrem heutigen Zustand muß Schluß gemacht werden, weil sie Politik blockiert und unmöglich macht. Vor allem müssen die Deutschen selbst mit ihr Schluß machen; die anderen werden ihnen dann wohl oder übel folgen. Die Mehrheit der heute lebenden Deutschen hat das Dritte Reich gar nicht (oder bloß als Kind) erlebt. Man wird diesen Deutschen nicht in alle Ewigkeit das gleiche Schauerstück vorführen können, mit dem deutschen Michel in der Rolle des allein Schuldigen vor dem Hintergrund supponierter Normalität aller anderen. Wer es versucht, ob übereifriger Deutscher oder opportunistischer Nichtdeutscher, trägt die Verantwortung, wenn die Vergangenheitsbewältigung genau das produziert, was sie zu bewältigen vorgibt.

11. DRITTES INTERMEZZO:

»WESSIS« UND »OSSIS« — EIN MISSVERSTÄNDNIS

Die »Ossis« und die »Wessis« — das sind flapsige Schlagworte für den polemischen Alltagsgebrauch, die man ernsthaft nicht verwenden sollte. Sie sind aufgeladen mit Affekten, die sich nach dem Fall der Mauer sowohl bei den BRD-Deutschen wie bei den DDR-Deutschen gegen das jeweilige »Drüben« herausgebildet haben. Man sollte diese Affekte nicht überschätzen. Sie sind keineswegs unnatürlich und noch weniger sind sie die einzigen Gefühle, welche die Westdeutschen und die Mitteldeutschen beim Umgang miteinander bewegen. Sie werden bei der großen Mehrheit hüben und drüben aufgehoben durch positive Reaktionen auf das, was seit dem 9. November 1989 geschehen ist. Man merkt das nur nicht gleich, weil die Deutschen das Herz nicht oder, genauer gesagt, nicht mehr auf der Zunge tragen. Kein Wunder angesichts dessen, was sie in den letzten siebeneinhalb Jahrzehnten erlebt haben. Innerdeutsche Frozzeleien gab es in dieser so vielfältigen, spannungsgeladenen Nation seit jeher. Aus konkret vorhandenen physiognomischen Zügen eine überdimensionale Symbolfigur mit heiter überzogenem Umriß abzuleiten, mag in normaleren Zeiten den Umgang zwischen den Stämmen erleichtern. Da das heutige Zusammenwachsen dessen, was zusammengehört, nicht ohne Schmerzen abgeht, besteht die Gefahr, daß interessierte Gruppen aus gutmütig gemeinten Karikaturen böse Feindbilder hervorzaubern. Wir kommen nicht um den Versuch herum, am »Wessi«- und am »Ossi«-Bild zu trennen, was Zerrbild ist und was nicht. Auf jeden Fall trägt es zum Verständnis der Vergangenheitsbewältigung nach dem Fall der Mauer bei.

11.1 Texas und Mezzogiorno

Was war zuerst, der Ossi oder der Wessi? Wann solche Spitznamen geschaffen werden und von wem, ist selten feststellbar. Sie fallen erst auf, wenn sie massenhaft gebraucht werden. Vielleicht haben vor Jahren schon einzelne DDR-Deutsche von »Wessis« gesprochen. Virulent wurde das Begriffspaar erst mit der Fluchtbewegung aus der DDR und dem durch sie mitbewirkten Fall der Mauer. Bis dahin war ja das gegenseitige Kennenlernen von Westdeutschen und DDR-Deutschen ein nicht allzu häufiges Ereignis, und es hatte meist seine besondere Färbung dadurch, daß man entfernte Verwandte nach Jahrzehnten wiedersah oder dann aus beruflichen Gründen Bürger des anderen Staates kennenlernte. Das dämpfte den Eindruck, etwas fremd Gewordenem zu begegnen. Durch die Fluchtbewegung kam es aber plötzlich nicht nur zu weit zahlreicheren, sondern auch zu zufälligeren Begegnungen mit der jeweils anderen Gattung von Deutschen. Das ist genau die Situation, in der man sich aus den punktuellen Eigenerfahrungen und dem, »was man so hört«, einen Typus des »anderen« Deutschen zusammenzusetzen versucht — und schon schallt es »Ossis«! hinüber und »Wessis«! zurück ... Beides ist halb gutmütig, halb bösartig gemeint. Und jeder der beiden Zurufe ist wirksam, weil hinter der Verzerrung auch ein Körnchen Wahrheit zu finden ist.
Die Klischees sind bekannt. Der Wessi ist der »raffgierige Kapitalist«, der an nichts als das Geldverdienen denkt, alles und jedes für käuflich hält und so lange arbeitet, bis er tot umfällt. Höhere Werte gibt es für ihn nicht, Solidarität und Menschenliebe kennt er nicht, sondern nur Konkurrenten, die ausgeschaltet werden müssen. Wirtschaftlicher Erfolg ist ihm das einzige gültige Ziel; ihm opfert er alles, von der Frau und den Kindern bis zur eigenen Gesundheit an Leib und Seele. Das Leben weiß er nicht zu genießen: Freizeit, Genuß und Gemüt, ja sogar die Fahrt zur karibischen Sonne werden den Regeln industrieller Arbeit unterworfen.
Das Ossi-Klischee ist nicht weniger einseitig. Es ist das des Frührentners. Für die westdeutsche Standardvorstellung vom DDR-Deutschen steht die meisterzählte Ossi-Anekdote: die vom Sachsen in einem westdeutschen Betrieb, der bereits um die Mittagszeit Feierabend ma-

chen will, weil man drüben nie am Nachmittag gearbeitet habe — da sei das zu bearbeitende Material längst zu Ende gewesen. Fast alle Ossi-Geschichten sind nach diesem Muster gestrickt. Sie wollen uns weismachen, daß vier Jahrzehnte stalinistischer Kommando-Wirtschaft den DDR-Deutschen die angestammte Tüchtigkeit radikal ausgetrieben habe — und zwar nicht nur den drögen Mecklenburgern, sondern auch den Sachsen, die einst als arbeitsamster, höchstens den Schwaben vergleichbarer deutscher Stamm gegolten haben. Sie hätten jedoch von ihren Bedrückern die soziale Rhetorik übernommen und glaubten, ein sofortiges Anrecht auf den Wohlstand zu haben, den sich die Westdeutschen erst mühsam erarbeiten mußten. Als echte Produkte eines Staates, der sich mit der Verschleuderung aller Reserven und Ressourcen — der geschichtlichen und derjenigen der Natur — durch die Jahrzehnte gemogelt habe, hätten sie vergessen, daß keine Mark ausgegeben werden könne, die nicht zuvor erarbeitet worden sei. Darüber hinaus seien die DDR-Deutschen eine weinerliche Gesellschaft, die meinten, ihre Leiden seien ein Verdienst, das ihnen Anrecht auf Erfüllung aller Wünsche gab.
Hinter dem einen Klischee steht die Meinung, Westdeutschland sei eine Art von Texas zur Zeit des Öl-Booms (bloß ohne Rodeos). Hinter dem andern spürt man die Befürchtung, die fünf neuen Bundesländer könnten zum Mezzogiorno des vereinten Deutschlands werden.

11.2 Die Wirtschaftswunderdeutschen

Das Wessi-Zerrbild ist ein gutes Beispiel dafür, wie solche Klischees zustandekommen. Gewiß kennt jeder eine Menge Bundesbürger, die sich zum mindesten äußerlich wie jene mythisierte Figur des Wirtschaftswunder-Deutschen verhalten, wenn auch weniger fanatisch. Was nicht stimmt, ist die ihm unterschobene Motivation. Es gibt keinen Menschen, der einzig und allein aus Hab- und Raffgier besteht — in solchen wirklichkeitsfremden Vorstellungen steckt eine beträchtliche Unterschätzung des Menschen. Diese ausschließliche Gier nach »Materiellem« gibt es ja gar nicht — das Materielle an sich wird ei-

nem bald über, wenn es nicht der Schlüssel zu etwas ist, was weit über den physisch spürbaren Genuß hinausgeht. Der gleiche Zugriff auf Materielles kann aus recht verschiedenen Motivationen erfolgen. Es gilt auch hier die Grundfrage zu stellen, welche allein eine realistische Sicht der Wirklichkeit möglich macht: »What makes men tick?« (Auf deutsch: was bringt die Leute in Trab?)
Der Schreibende hat ein Vierteljahrhundert in engem beruflichen Kontakt mit jener Generation gestanden, welche das deutsche Wirtschaftswunder geschaffen hat. Das hat ihn immun gegen die üblichen Zerrbilder des Wirtschaftswunder-Deutschen gemacht. Natürlich blieb mir nicht verborgen, daß diese Männer deutliche Reduktionen vorgenommen hatten. Das muß jeder tun, der etwas leisten will — nur ein Müßiggänger bleibt offen für alles. So schotteten sie sich beispielsweise gegen die Gesellschaft des Geschwätzes ab, die von den in jähem Aufstieg befindlichen Medien mit jedem Jahr zu größerem Umfang aufgeblasen wurde. Solche Askese machte den Verkehr mit diesen Technokraten angenehm — es wurde zur Sache gesprochen. Für mich hatte sie allerdings den Nachteil, daß die für mich schon damals zentral wichtige Auseinandersetzung mit der instrumentalisierten Vergangenheitsbewältigung für sie kein Thema war. Die zu gesellschaftlicher Routine erstarrten Bewältigungsformeln verwendeten sie nicht — oder höchstens auf jenes notwendige Minimum reduziert, das einem relativ ungestörtes Arbeiten garantierte. Sie gingen auf die Auseinandersetzungen selbst gar nicht ein.
Zunächst hatte ich das für staatsbürgerliche Feigheit oder bloße Bequemlichkeit gehalten. Als ich merkte, wieviele aus dieser Generation genau Bescheid wußten über zeitgeschichtliche Vorgänge, die ich seit Jahren von außen her erfolglos zu klären versucht hatte, wollte ich sie als Zeugen gewinnen. Nachdenklich wurde ich, als ich dabei auch von Männern, deren Zivilcourage in anderer Situation mir bekannt war, einen Korb erhielt. Zuweilen wurde mir freundlich, aber bestimmt zu verstehen gegeben, daß mir »als Ausländer« die fundamentale Erfahrung des Status eines Besiegten abgehe. Einer, dem ich freundschaftlich verbunden war, faßte es in die Formel: »Sie, mit Ihrem schweizerischen Heiligenschein, können das sagen — wir müssen unseren eigenen Weg gehen. Vielleicht werden Sie das später einmal begreifen . . .«

Inzwischen habe ich begriffen. Früher amüsierte es mich, wenn Karl Heinz Bohrer einmal jährlich in seiner Zeitschrift »Merkur« einen erheblichen Teil der Bonner Politiker als provinzielle Spießer karikierte, die kein Gespür für die Große Politik hätten. In der Dezember-Nummer 1990 hatte er wieder in die Saiten gegriffen und bei dieser Gelegenheit zurecht Oskar Lafontaine als mondäne Spielart des Provinzlers porträtiert. Am 13. Januar 1990 nämlich hat Bohrer in der FAZ — als einer der ganz wenigen waschechten Literaten auf dieser Seite — begeistert den Weg zur deutschen Einheit als Befreiung zu Großer Politik begrüßt. Damit ist er nun allerdings mit der Fortführung seiner Anti-Provinzler-Kampagne in eine Sackgasse geraten. Daß die erdrückende Mehrheit der DDR-Deutschen den sofortigen Zusammenschluß mit der Bundesrepublik forderte, hätte allein die deutsche Einheit noch nicht gebracht. Es mußten noch zwei andere Faktoren hinzukommen: eine starke DM und ein Bonner Politiker, der den Ball auffing. Es ist das Pech des Unionisten Bohrer, daß für ihn Helmut Kohl schon immer der Inbegriff des deutschen Spießers und Provinzlers war. Der auf die Romantik spezialisierte Germanistik-Professor Bohrer hatte sich wohl als Kanzler der deutschen Einheit eine Lichtgestalt in der Art eines Lord Byron erträumt. Nun belehren ihn die Ereignisse, daß auch ein Mann, der Saumagen liebt, große Politik machen kann. Das bringt Bohrer in seiner neuerlichen Predigt gegen die Provinzler ins Stottern. Gäbe er zu, daß er, wie so viele, Kohl unterschätzt hat, so brächte er seine ganze politische Ästhetik zum Einsturz. So schminkt er denn mit sichtlicher Verlegenheit Kohl zum (im Vergleich mit Lafontaine) kleineren Übel um.
Die harte DM haben wir nicht Kohl zu verdanken. Zu ihr hat Kohls Vätergeneration die Voraussetzungen geschaffen. Das führt uns wieder zum deutschen Wirtschaftswunder zurück. Nach dem Fall der Mauer ist es an der Zeit, die Manager dieses Wunders beim Namen zu nennen: es war ein Werk jener »zweiten NS-Generation«, von der in diesem Buch bereits (2.15) die Rede war — oder genauer: von jenen aus dieser Generation, die mehr oder weniger heil aus dem Krieg zurückgekehrt waren. Die Schriftsteller der auf sie folgenden Generation haben uns eine Unmenge von Porträts ihrer Väter, sei es in Romanform oder in soziologisch-moraltheologischen Traktaten be-

schert. Zum mindesten aus der Bundesrepublik kenne ich keinen solchen Text, der sagen würde, was der Antrieb dieser Generation, über die bloße Sicherung der eigenen Existenz hinaus, war. Aus meinen Erfahrungen mit dieser Generation glaube ich es mit der berühmten Gedichtzeile sagen zu können, die der Arbeiterdichter Heinrich Lersch zu Beginn des Ersten Weltkrieges geschrieben hat: »Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!«

Zum mindesten in den sogenannten »führenden Schichten« Deutschlands rufen solche Worte heute Heiterkeit, Haß oder allenfalls Kopfschütteln hervor. In der Wirtschaftswunder-Generation war dieser Imperativ noch instinktiv verankert — auch wenn man nicht so große Worte dafür hatte. Und er war in dieser Generation wirksam, obwohl sie den von ihr geführten Krieg verloren hatte. Gerade dadurch fühlte sie sich in die Pflicht genommen — nicht zu Kamikaze-Taten, sondern zum Willen, sich von den noch rauchenden Trümmern, um sich herum und in sich selbst, nicht unterkriegen zu lassen. Man wandte sich der einzigen Tätigkeit zu, die den Deutschen nicht ausdrücklich verboten schien: dem wirtschaftlichen Wiederaufbau. Er war der einzig mögliche Weg zur Freiheit, das heißt: zur Wiedergewinnung des aufrechten Ganges. Die von den Siegern zugefügten Demütigungen galt es wegzustecken. Man konnte den erlaubten Wiederaufbau nicht dadurch gefährden, daß man sich gegen das Zerrbild von einem selbst wehrte, das die Sieger, gemeinsam mit zu ihnen übergelaufenen deutschen Hiwis, aufgerichtet hatten. Es galt, die Rolle des demokratischen Musterknaben zu übernehmen, auch wenn man darüber zum »häßlichen Deutschen« wurde. Und das nicht nur für Pharisäer in aller Welt, sondern sogar für die eigenen Kinder.

Dem Schreibenden ist das erst nach dem Fall der Mauer voll bewußt geworden. Im Staunen über das, was in viereinhalb Jahrzehnten nach der »Stunde Null« aus Deutschland geworden ist, ordnen sich unzählige Erfahrungen aus jenen Jahren zu erregend neuen Bildern, die nun ihrerseits unser Staunen wecken. An Klagegesängen nach der Melodie »die im Dunkeln sieht man nicht« ist in unserer Gesellschaft kein Mangel. Damit sind wir beim zentralen Tabu unserer permissiven Gesellschaft angelangt. Sie zerfällt in drei Gruppen: die erste arbeitet, die zweite kann nicht arbeiten, die dritte will nicht arbeiten (sie nähert

sich nach Meinung von Kennern einem Bevölkerungsanteil von 30 Prozent). Eine andere Aufgliederung der Gesellschaft ist unsinnig, solange viele Tausende von Lehrstellen unbesetzt sind und die großen und kleinen Unternehmer händeringend nach Arbeitskräften suchen. Die Schicht derjenigen, welche die Arbeit für die anderen beiden Schichten tut, macht es möglich, daß den Arbeitsunfähigen geholfen und den Arbeitsunwilligen bis zur nächsten Erpressung der Mund gestopft wird. Und den Behinderten aller Art könnte wesentlich mehr geholfen werden, wenn jene Arbeitsenthaltsamen, die stets mit medialem und ideologischem Flankenschutz rechnen können, beim Eintreiben der ihnen »zustehenden« verdeckten Renten nicht so effiziente Arbeit (!) leisten würden.
Diejenigen, die diesen Zirkus aufrechterhalten, indem sie Arbeit für die andern tun, sind heute wirklich diejenigen, die man nicht sieht. Hinter den ihnen aufgenötigten Zerrbildern versinken sie in die Anonymität. Keine Lobby wird sich für diese Leute einsetzen, die — halb Mönch, halb Sklave — dafür sorgen, daß die Karre nicht zusammenbricht. Sie müssen froh sein, wenn sie bloß von geschmäcklerischen Geistern als »Spießer« und »Provinzler« verhöhnt werden. Sollten sie einmal nicht mehr spuren, so ist, wie gehabt, zu ihrer Abstempelung als Unmenschen alles vorbereitet.

11.3 Die »angehaltene Zeit«

So wie das deutsche Wirtschaftswunder der 50er und beginnenden 60er Jahre der Schlüssel zum »Wessi«-Schlagwort von heute ist, so findet man den Zugang zum Doppelsinn des Schlagworts »Ossi« am ehesten über die »angehaltene Zeit«. Es ist die mit dem Fall der Mauer geläufig gewordene Formel für eine seelische Erfahrung, die uns verständlich macht, weshalb die DDR nicht nur für einen Teil ihrer Bevölkerung, sondern auch für westdeutsche Künstler und Intellektuelle zu einem »Land der Seele« geworden ist.
Was hat es mit dieser vielberedeten »angehaltenen Zeit« in der DDR auf sich? Glücklicherweise können wir uns dabei auf das Zeugnis ei-

nes genauen Beobachters der DDR verlassen, eines geborenen und bewußten Berliners, der zugleich über eine besondere Fähigkeit verfügt: er hat zweimal in seinem Leben eine Nostalgie-Welle wenn nicht geschaffen, so doch zum mindesten uns bewußt gemacht, und zwar in einer eigenartigen Mischung von Verfangenheit und kritischem Bewußtsein. Wir meinen den inzwischen auch schon 65 Jahre alt gewordenen Wolf Jobst Siedler. In den 60er Jahren sind von ihm zwei aufregende Bücher erschienen. 1964 hat er uns in dem Band »Die gemordete Stadt«, im Vergleich mit der öden Architektur von damals, die Schönheit und die Reize der Architektur der Gründerzeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts bewußt gemacht. 1965 hat er etwas Vergleichbares für die DDR getan. Es findet sich in Siedlers Essay-Band »Behauptungen« (beide Bücher im Herbig Verlag, München/Berlin), und zwar in dem kurzen Aufsatz »Roter Konservativismus«.
Dieser knappe, 1959 erstmals im Berliner »Tagesspiegel« erschienene Essay beginnt mit dem Satz: »Der Schritt über die Zonengrenze ist der Übertritt in eine andere politische und soziale Landschaft.« Und der ganze Text ist ein Musterbeispiel für die Fruchtbarkeit des physiognomischen Zugriffs, unter Verzicht auf Moralismen und Allgemeinheiten: »Das Auge des Reisenden sucht in Grabow oder in Ludwigslust die Großtankstelle, den Selbstbedienungsladen und die Peitschenlampe, aber es findet den kellergeschossigen Kolonialwarenhändler mit HO-Schild, das Spruchband und die Eckdestille; aus der Glühlampenfabrik machen sich die Arbeiter nach Einbruch der Dunkelheit nicht mit Kleinwagen, sondern mit Fahrrädern auf den Heimweg. In solchen ebenso tristen wie belanglosen Bagatellen liegt der Geheimschlüssel zur Öffnung einer uns ferngerückten Welt. Hier nämlich läßt sich das Wichtige in Erfahrung bringen: nicht die Dürftigkeit der Fettzuteilung, sondern die Vertrautheit der in der Schlange Stehenden mit der Verkäuferin; nicht die Unerreichbarkeit des Automobils für den Dorfschullehrer, sondern der Familienausflug mit dem Fahrrad; nicht das Fehlen von Snackbars und Espressostuben, sondern das Festhalten an familiärer Geselligkeit. Die ökonomische Unfähigkeit eines gescheiterten Kommunismus hält Formen am Leben, die sonst schon beim Anbruch der industriellen Welt zerbrochen sind.«
Siedler bleibt sich jedoch bei allem Entzücken bewußt, auf wessen Ko-

sten das geht. Die Dörfer liegen noch in die Landschaft eingebettet, »weil die Armut des Staates und seiner Bewohner nur hier und da neue Siedlungen entstehen ließ: Noch kennt man die Landzerstörung der Bundesrepublik nicht, wo die Physiognomie der Natur und der Stadt unter auswuchernden Eigenheimquartieren erstickt. Dieses graue Reich Ulbrichts (Honecker löst Ulbricht erst 1971 ab. AM) wird ja bald der einzige Teil Deutschlands sein, der noch von Domen und Kirchen beherrscht wird, weil das Geld für Hochhäuser nicht langt. Es ist auf völlig überraschende und schon lächerliche Weise konservativ.«

Für Siedler, den Reisenden von 1959, hat »die Zone« ein durch und durch »paradoxes Antlitz«; er führt das auf die Doppelprägung sowohl durch die Mentalität der Herrschenden wie den Widerstand der Beherrschten zurück. Die angehaltene Zeit — Siedler kennt den Begriff noch nicht — erscheint bei ihm als Schichtung verschiedener angehaltener Zeiten: »Auf der einen Seite drängt sich das Naturell der Regierenden in den Vordergrund, die eine Vorliebe für Frühsport haben und für Mädchenzöpfe und für Seidentapeten: Die Arbeitswelt des Kommunismus stellt sich als Reservat des Gestrigen dar, das nach der Zerschlagung des Großbürgertums die Züge seiner Machthaber trägt: der Kleinbürger. Daneben aber drängt die wirtschaftliche Unzulänglichkeit des Systems seine Bürger in die Atmosphäre der Kaiserzeit. Vom Schrankenwärter, der die selbsttätige Signalanlage ersetzen muß, bis zum Milchladen, in dem noch mit der Hand in Blechgefäße abgeschöpft wird, ist dies eine sonst längst versunkene Welt mit Gewohnheiten und Freuden, die für uns in den Romanen Wilhelm Raabes aufgehoben sind. Die Bewohner von Angermünde und von Apolda leben nicht nur in der müden und grauen Sphäre einer verbrauchten Revolution — sie leben zugleich als einzige noch in der Welt der Väter und Großväter.«

Wolf Jobst Siedler ist zwar Nostalgiker, aber kein Romantiker: »In der nicht unbegreiflichen Abneigung vieler Intellektueller gegen ihre Umwelt ist viel von Flucht vor einer geheimnisvollen und anonymen Massenzivilisation, die unser aller Zukunft ist.« Siedlers Einstellung zur DDR als Landschaft der Seele ist ambivalent: »Tatsächlich bringt die Besichtigung Mitteldeutschlands neben Momenten der Depres-

sion auch Empfindungen des Wiedererkennens, des Zurücksinkens ins Gewesene... In diesem Sinne ist die Zone nicht nur die Region des Bedrohlichen und der Trostlosigkeit, sondern auch das Rückzugsgebiet des Altmodischen und sogar des Behaglichen, wobei sogleich hinzugefügt werden muß, *daß sie es wider Willen ist.* Bei dem allen ist Zwang, Resignation und Protest gleichermaßen im Spiel: Der Zwang, der das Überschreiten der Grenzen nicht zuläßt, die Resignation, die den Konsumanspruch nicht befriedigen kann, der Protest, der von dem Reglement auf die private und familiäre Sphäre ausweicht und Zuflucht im Individuellen sucht. Nur in jener Welt, die ›den Sozialismus aufbaut‹, sind die Parks noch voller Menschen und die Wohnstuben voller Familien...«

Dieser Essay von Wolf Jobst Siedler wurde vor mehr als dreißig Jahren geschrieben, und diese knappen fünfeinhalb Seiten dürften bis heute die gültige Beschreibung der »seelischen Befindlichkeit« eines DDR-Bewohners geblieben sein. Siedler brauchte in einem Neudruck 1982 (im Essay-Band »Weder Maas noch Memel/Ansichten vom beschädigten Deutschland«, Deutsche Verlags-Anstalt) nichts davon zurückzunehmen. (Schade nur, daß einige unnötige stilistischen Retuschen des 60jährigen Siedler die an Kleist geschulte Lakonik des 35jährigen Siedler abschwächen.) Inzwischen hat jedoch der galoppierende Zerfall der DDR in den letzten zehn Jahren (und zwar nicht nur der Zerfall der von Siedler noch beglückt festgestellten Bausubstanz) für »Behagliches« eine Voraussetzung nach der andern weggeräumt, und zwar schon vor dem Fall der Mauer. Dies nehmen die beiden ganz auf Resignation gestimmten Schlußsätze von Wolf Jobst Siedler über seine Reise von damals bereits voraus: »Sie ist, in vielerlei Betracht, eine Reise in alte Zustände und damit in Deutschlands Vergangenheit. Es ist ein Unterwegssein mit Depressionen, aber auch voller melancholischer Wiedersehensempfindungen.«

11.4 Flucht in die Nischen

Ohne die Erfahrung der »angehaltenen Zeit« und die von ihr ausgelösten Lebensformen kann der Problemkomplex DDR kaum verstanden werden. Die Erfahrung ging so tief, weil sie auf die DDR-Deutschen ambivalent wirkte: sie war lähmend und zugleich faszinierend. Die Hamburger »Zeit« hat das auf eindrückliche Weise bestätigt. Nachdem das Parole-Blatt der westdeutschen Intelligentzia den ersten Schreck über den Fall der Mauer etwas verkraftet hatte, wies es schon in seiner zweiten Ausgabe nach dem Ereignis (Nr. 47 vom 17. Dezember 1989) mit auffälliger Betonung auf jenen besonderen Seelenzustand als auf ein unverzichtbares Gut der DDR-Bevölkerung hin. Und zwar in einem sehr langen, gleich mit drei Titeln versehenen Aufsatz des DDR-Spezialisten Martin Ahrends: »Das große Warten/oder die Freiheit des Ostens. Ein Nachruf aufs Leben im Dornröschenschloß«. Ein Text sehr fern von Wolf Jobst Siedlers kühlem Blick; das stilistische Vorbild ist nicht Kleist, sondern eher einer der sinuösen Wiener Psychologen zwischen Heimito von Doderer und Herzmanovsky. Das Labyrinth der Seele wird mit geradezu süchtiger Gier bis in die letzte Windung ausgeleuchtet. Dem westlichen Leser wird suggeriert, daß der DDR-Mensch für seine mehr als beengte Existenz mit einer dem Wessi nie zugänglichen Intensität seines Innenlebens entschädigt worden sei. Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen seien von einer Vielfalt und Innigkeit, die man im Westen nicht mehr kenne. (Die westdeutsche Regenbogenpresse übersetzte diese Botschaft in ihre Sprache; sie brachte die Wessis bei ihren Frauen in eine unangenehme Situation mit der Nachricht, daß die Ossis im Bett mehr zu bieten hätten.)
Die Botschaft von Ahrends an die Innerlichen in Ost und West gipfelt in dem Satz: »Die Freiheit des Ostens ist die Freiheit, nicht ganz erwachsen werden zu müssen.« Deutlicher könnte die Flucht vor der Wirklichkeit nicht markiert werden. Man ist weit weg von den triumphalen linken Utopien der 60er Jahre. Diese Rest-Linke ist bloß noch auf der Suche nach angenehmen Nischen in der von ihren Vätern wieder aufgebauten Leistungswelt. Es ist ein schlimmes Schicksal, allzu tüchtige Väter zu haben. Männer, die erst einen immerhin länger als

sechs Jahre dauernden Weltkrieg führen, dann in fast gleicher Zeit alles wieder aufbauen, verbrauchen zur eigenen Lebenskraft auch noch diejenige der folgenden Generation. Drum sollte man das Pathos der Welterneuerungs-Utopien ihrer Söhne nicht zu ernst nehmen. Es waren wohl nur Attrappen, hinter denen man handliche Ziele anpeilte. Was ist aus den vier Studenten geworden, welche damals die Studentenrevolte einläuteten, indem sie sich an der Universität Hamburg mit einem Spruchband »Unter den Talaren/Muff von tausend Jahren!« überraschend an die Spitze eines Festzuges von Professoren im Talar setzten? Alle vier sind inzwischen wohlbestallte und beamtete Professoren geworden; durch außergewöhnliche wissenschaftliche oder sonstige Leistungen ist keiner von ihnen aufgefallen.
Auf diesem Hintergrund ist die (durch Ironie kaum abgeschwächte) Beschwörung der DDR als Dornröschenschloß in einem Blatt wie der »Zeit« zweieinhalb Wochen nach dem Fall der Mauer, schon ein Zeitdokument ersten Ranges. Vielleicht wird sie sogar, früher oder später, zu einem Alibi. Man kann sich das Szenario vorstellen. Wenn in zwanzig Jahren ein alter Mann von seinen Enkeln gefragt wird: »Opa, wie konntest du nur so lange in der DDR mitmachen?«, so holt er den vergilbten Essay von Martin Ahrends aus der Schublade: »Lest das, vielleicht versteht ihr's dann...« Aber natürlich ist der Text von Ahrends nur eine Nostalgie-Orgie für die happy fews. Der Mann von der Straße hat in der DDR keine so hochgestochenen Wörter wie »Nostalgie« oder »angehaltene Zeit« verwendet. Aber die Sache selbst, die spezifische Erfahrung, war ihm durchaus bekannt — und zwar, weil nicht intellektuell, sondern instinktiv erlebt, mit besonderer Intensität. Es ist eine Erfahrung, die man sowohl in Ausnahmesituationen, etwa im DDR-Gefängnis, wie auch im DDR-Alltag machen konnte. Wir hüten uns, für sie ein Beispiel aus der ersten Kategorie zu geben — so nach der Formel »in höchster Not erfährt man am intensivsten«. Man rutscht da zu leicht in große Worte ab, wenn man von außen schreibt, und man beginnt zu dramatisieren. Durchaus aufschlußreich sind die ganz undramatischen Alltagserfahrungen, die sich addieren. Wir zitieren eine, ohne jede Pointe, die ein Freund zwei, drei Monate nach dem Fall der Mauer in einer DDR-Kleinstadt am Harz erlebte. Er stöberte dort in einer Buchhandlung in den Regalen und bekam dabei das Ge-

spräch der jungen Buchhändlerin mit einer in den Laden tretenden Dame mit. Die Eintretende wird als gute alte Bekannte, aber mit leicht vorwurfsvollem Ton begrüßt: »Das ist schön, daß Sie wieder einmal zu mir kommen! Wo sind Sie denn die ganze Zeit über geblieben? . . .« Aus Gesprächsfetzen setzt sich zusammen: Die Eingetretene ist ebenfalls Verkäuferin, in der Metzgerei des Vaters. Sie hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, alle paar Tage mal ihren Laden für ein Stündchen zu schließen und zu einem Plausch in die Buchhandlung zu kommen. Mit dem Fall der Mauer hat sich jedoch alles verändert. Der Vater fühlte sich den mit dem »Umbruch« verbundenen Anforderungen nicht mehr gewachsen und übergab das Geschäft seinem Sohn. Dieser führte sogleich »zeitgemäße« Methoden der Beschaffung und des Verkaufs ein, und hatte wohl auch Erfolg damit. Allerdings mußte er seiner Schwester beibringen, daß die Metzgerei nun während der ganzen Ladenzeit offen bleiben müsse. Sie war nur gekommen, um der Buchhändlerin dies mitzuteilen. Beim Gehen sagte sie, mit melancholischem Unterton: »Das geht nun nicht mehr.« Wie gesagt: keine Katastrophe. Aber wenn solche Erfahrungen sich häufen, so hat das auch sein Gewicht.

11.5 Eine ausgeblutete Gesellschaft

In sozialwissenschaftlichem Slang könnte man feststellen, daß in der im Übergang befindlichen ehemaligen DDR eine unzweifelhaft vorhanden gewesene, aber durch die Ereignisse inzwischen zerstörte Lebensqualität noch nicht durch eine neue, andersartige Lebensqualität kompensiert worden sei. Zu deutsch: man sitzt zwischen den Stühlen. Das ist um so unangenehmer, als auch dort, wie in der ehemaligen Bundesrepublik, die Gliederung der Gesellschaft mit einem Tabu belegt ist: jeder weiß, wo der »Haken« dieser Gesellschaft ist, aber keiner wagt, darüber in rückhaltloser Offenheit zu sprechen.
Am Strom der Flüchtlinge, der sich seit vier Jahrzehnten (und über den Fall der Mauer hinaus) aus der DDR nach Westen wälzte, ist allein schon die Quantität schlimm. Noch schlimmer ist allerdings, in lang-

fristiger Sicht, die Qualität dieser Emigration. Wer ist in erster Linie geflüchtet? Wer an die Gleichheit der Menschen glaubt, kann diese Frage nicht beantworten. Der Schreibende geht hier wiederum von seinen beruflichen Erfahrungen aus, die er in Mittel- und Westeuropa gemacht hat. Es fällt ihm nicht ein, zwischen tüchtigen und faulen Völkern (oder Stämmen) zu unterscheiden. Unbestreitbar ist in den mir näher bekannten Ländern das markante Abstechen der Leithammel von den Mitläufern. Es gibt nun einmal in den verschiedensten Berufen Männer und Frauen, die selbständiger tätig sind, mehr Einfälle und größere Ausdauer haben, die ihre Mitmenschen zu motivieren vermögen. Das ungefähre, über die Generationen nicht sehr variierende Verhältnis zwischen Leithammeln und Mitläufern dürfte bei 1:10 herum liegen. Zur Überraschung des Schreibenden gilt das auch für Berufe, denen man von außen gesehen einen größeren Prozentsatz von Höherbegabten zutrauen würde: Mit geringen Schwankungen ist die Proportion bei einer Baufirma und einer Zeitungsredaktion dieselbe. Die sozial höher eingestuften Berufe unterscheiden sich bloß dadurch, daß die Strategien zum Überspielen des eigenen Mitläufer-Status effektiver ausgebildet sind.

Unter den Migrations-Forschern ist es ein Streitpunkt, ob es mehr die Begabten oder die Konkurrenzschwachen sind, die zur Auswanderung neigen. Das ist wohl nach der jeweiligen historischen Situation verschieden. In den Anfangsjahren der DDR war die Emigration gemischt. Je mehr das Verlassen der DDR erschwert wurde, je mehr der sinnlose Verschleiß der Begabungen in diesem Land sichtbar wurde, desto mehr verschob sich das Gewicht bei den Republikflüchtigen auf die Leistungsträger. Dabei gab es durchaus Unterschiede zwischen den Berufen. Bei den exakten Wissenschaftlern und den Theologen beider Kirchen war die Auswandererquote geringer als bei den Geistes- oder Sozialwissenschaftlern — der berufliche Erwartungshorizont war bei diesen beiden Gruppen recht verschieden. Das ist auch der Grund, weshalb Naturwissenschaftler und Pastoren in der nachkommunistischen Politik der DDR so stark vertreten waren. (Wozu allerdings differenzierend zu bemerken ist, daß sich in der DDR viele nur deshalb der Theologie zuwandten, weil ihnen die anderen akademischen Fächer aus politischen Gründen verschlossen waren.) Eine

Sonderstellung hatten in der DDR auch die Literatur und die Künste, bis hin zu Musik und Schauspiel; hier boten sich manchen Arbeitsmöglichkeiten an, deren sie sich nach dem Fall der Mauer nicht zu schämen brauchten. Und die Malerei in der DDR erreichte mit der »Viererbande« (Wolfgang Mattheuer, Werner Tübke, Bernhard Heisig, Willi Sitte) einen Rang, dem die Bundesrepublik in den letzten Jahrzehnten nichts Gleichwertiges entgegenzustellen vermochte.
Schwer zu beantworten ist hingegen die Frage, in welchem Maße der politische Apparat der DDR, insbesondere die Staatssicherheit, das zunächst vorhandene Potential an Begabungen für sich zu vereinnahmen vermochte. Die krebsartig wuchernden Stasi-Mythen machen vorerst eine sachliche Beantwortung dieser Frage unmöglich. Und selbst wenn die Stasi sich einen beachtlichen Corpus an Leistungsträgern hätte sichern können, so käme doch dieser Personenkreis, unter den heutigen Bedingungen, für die Bewältigung der in den neuen Bundesländern sich stellenden Probleme kaum in Frage. So kann und muß denn zusammenfassend festgestellt werden, daß der Aderlaß der DDR durch die permanente Flucht der Eliten in den Westen eine ausgeblutete Gesellschaft hinterlassen hat. In der in Mitteldeutschland zurückgebliebenen Bevölkerung scheinen diejenigen, welche Sicherheit in der Enge dem Sprung über die Barriere vorziehen, einen bedenklichen Überhang zu haben.
Gleichwohl lehnen wir die in Westdeutschland Mode gewordene Bezeichnung »unser Mezzogiorno« für die ehemalige DDR ab. Wenn schon ein historischer Vergleich, so halten wir den mit Irland für richtiger. Es mag verwegen erscheinen, ein Land, das sich mit gewaltfreien Demonstrationen den Weg in die Freiheit bahnte, mit Irland zu vergleichen, das sich seine Unabhängigkeit mit Bomben erkämpfte. Aber die Iren haben durch Jahrhunderte hindurch die friedliche Symbiose mit den Eroberern gesucht (9.2) — zum Guerilla-Krieg gingen sie erst über, als sie erfahren mußten, daß ihnen die Engländer nicht nur ihren Glauben rauben, sondern sie auch physisch ausrotten wollten. Dieses Buch enthält als neuntes Kapitel eine Geschichte der acht Jahrhunderte währenden Unterdrückung der Iren durch die Briten — und zwar nicht aus der Perspektive der Kolonialherren, sondern aus derjenigen der Opfer. Dieses Kapitel war schon Bestandteil des Buches,

als sein Verfasser noch nicht wußte, daß er einmal dem Buch zwei Kapitel über die DDR anfügen würde.
Dem Leser, der sich dieses Intermezzos »Genozid auf der Grünen Insel« erinnert, wird bei unserer Fragestellung zur DDR auffallen, wieviel Parallelen sich zwischen der Drangsalierung der Iren durch die Engländer und der Versteinerung respektive Verrostung der DDR durch die Stalinisten ergeben. Hier wie dort wurde ein reiches, blühendes, kulturell führendes Land in eine Steppe verwandelt. (Wozu die SED in der DDR etwas weniger Zeit brauchte, da sie über wirksamere Mittel verfügte.) Irland wie die DDR wurden durch die permanente Emigration der Eliten geschwächt. Und in beiden Ländern halfen die Unterdrücker nach, indem sie als aufsässig geltende Teile der Bevölkerung rausschmissen: Dort war es der irische Adel, der mit seinen tüchtigsten Soldaten auf ferne Kriegsschauplätze verjagt wurde (»Flucht der Grafen«: 9.4), bei der SED waren es Ritter von der Feder und Liedersänger, die man abschob. Wenn unter englischer Herrschaft der irische Bauer kein tüchtiges Pferd, sondern höchstens einen halblahmen Ackergaul besitzen durfte, so waren in der DDR die Photokopiermaschinen das den Machthabern vorbehaltene Gerät. Und wie in Irland der niedere katholische Klerus (nicht die Bischöfe) der letzte Halt für die Unterdrückten war, so waren es in der DDR die Pastoren.
Unser Überblick über die Leidensgeschichte der Iren bricht Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem »Großen Hunger« (9.8) ab. Aber auch in der seitherigen Geschichte der Republik Irland stoßen wir auf überraschende Parallelen zur DDR. Beispielsweise beim 1973 erfolgten irischen Eintritt in die Europäische Gemeinschaft. Er fiel in eine Zeit, in der die erstarkte westdeutsche Industrie bereits begonnen hatte, in Irland zu investieren und Produktionen dorthin zu verlegen. Für die deutschen Unternehmer glichen die geringeren Personalkosten die Produktionsnachteile der Grünen Insel aus: ihre exzentrische geographische Lage vor allem, Mängel der Infrastruktur, aber auch gewisse Schwierigkeiten der spontanen Iren (9.2) mit der industriellen Askese. (Die bisher einzige wirklich effiziente Industrielandschaft auf der Insel ist die Gegend um Belfast; sie liegt im abgetrennten Nord-Irland und wurde von aus Schottland eingewanderten Protestanten aufge-

baut.) Die in diesem subtilen Gleichgewicht steckende Start-Chance verspielten die republikanischen Iren in ihrer EG-Euphorie jedoch gründlich: sie wollten sowohl das soziale Netz wie den Wohlstand der Bundesrepublik sofort haben und überhörten die Warnung, beides werde nicht vom Weihnachtsmann gebracht, sondern müsse Schritt für Schritt erarbeitet werden. Die unter Konkurrenzdruck stehenden deutschen Unternehmer konnten es sich nicht leisten, in ein Faß ohne Boden zu investieren, und zogen sich zurück. Es handelte sich nicht um Großkonzerne, sondern um »industriellen Mittelstand« mit geringerer Kapitaldecke, der deshalb nach Irland ausgewichen war. Zum Teil auch aus Liebe zum irischen Volk mit seinem eigentümlichen fatalistischen Charme — von dem sie doch wieder nicht so viel abbekommen hatten, daß sie die alsbaldige Talfahrt der irischen Wirtschaft mitmachen wollten. Irland ist bis heute nicht über seinen Status als unterentwickeltes EG-Mitglied hinausgekommen.
Ebenso nachdenklich stimmt eine andere Parallele zwischen Irland und der DDR, auf die wir hier zuletzt hinweisen möchten. Die Iren, die im Lauf der Jahrhunderte aus ihrer Heimat auswanderten, dürften auf eine hohe zweistellige Millionenzahl zu schätzen sein. Die Zahl der DDR-Flüchtlinge, eingeschlossen die aus der vorausgehenden »sowjetischen Besatzungszone« von 1945 bis 1949, wird auf mindestens fünf Millionen geschätzt. Von einer nennenswerten Rückwanderung der über die ganze Welt verstreuten Iren in ihre Heimat ist nichts bekannt — auch nicht, seit Irland ein souveräner Staat ist. Auch wenn ein reicher Ire aus Chicago oder Sydney sich in Connemara ein schönes Haus kauft, um dort jedes Jahr ein paar nostalgische Tage zu verbringen, so ist das keine wirkliche Rückkehr.
Wie steht es heute, »zwei Jahre nach der Mauer«, mit den DDR-Flüchtlingen? Sind sie zurückgekehrt — und zwar auf Dauer, nicht zum bloßen Verwandtenbesuch? Für das wieder ungeteilte Berlin gilt die Frage natürlich nicht. Aber wie steht es mit den fünf Bundesländern rund um Berlin? Man hört mehr von Westdeutschen, die sich drüben einsetzen, als von Flüchtlingen, die mit aufgekrempelten Ärmeln zurückgekehrt sind. Gibt es eine unsichtbare Mauer, welche die einmal Entflohenen daran hindert, in ihr großes früheres Gefängnis zurückzukehren?

11.6 Doppel-Verkrampfung

Seit die Westdeutschen und die DDR-Deutschen nicht mehr durch die Mauer voneinander getrennt sind, hat sich zwischen ihnen ein Spannungsfeld aufgebaut. Wir haben es hier abzustecken versucht. Dramatisieren sollte man diese Spannung nicht: Man kommt aus der gleichen Wurzel, hat lange getrennt gelebt und recht Verschiedenes erlebt, muß sich nun wieder aneinander gewöhnen — da gilt es Dampf abzulassen. Das ist schon deshalb nötig, weil es, auf beiden Seiten, zu Verkrampfungen gekommen ist. Man sollte sie nicht mit der üblichen Harmonisierungs-Rhetorik zuzudecken suchen. Offenlegen ist besser. Beide Verkrampfungen — die in der alten Bundesrepublik und die in der alten DDR — haben mit der Bewältigung der deutschen Vergangenheit zu tun. Hier müht man sich jedoch um ein anderes Stück Vergangenheit als dort, zu Überschneidungen kommt es nur an den Rändern. So haben denn die beiden Verkrampfungen nichts miteinander zu tun — sie richten sich gar nicht gegeneinander. Aber solche Verkrampfungen machen reizbar und verleiten dazu, das an seinem Nächsten abzureagieren. Das ist die Situation der Westdeutschen und der DDR-Deutschen bei ihrem Zusammenschluß; keine der beiden Seiten ist so frisch, froh und gelassen, wie man bei einer solchen Vereinigung sein sollte. In dieser Lage wird man leicht ungerecht gegenüber dem anderen.

Ausländische Beobachter zeigten sich überrascht, daß die Deutschen sich über ihre Vereinigung nicht so überschwenglich gefreut haben, wie sie das erwartet hatten. Diese Erwartungen dürften weitgehend durch jene seit Weltkriegsende pausenlos fabrizierten Filme geweckt worden sein, die rund um den Globus die Deutschen als fanatisierte, hysterische, auch noch im Schlaf »Heil!« brüllende Herde vorführten. Von liebgewordenen Schablonen trennt man sich nicht gerne (das gilt nicht nur für Ausländer, sondern auch für Deutsche, z.B. Günter Grass). Beim Fall der Mauer gab es Jubel und Freudentränen; am 3. Oktober 1990, dem Tag der Einheit, gab es das wieder. Wie aber verhielten sich die Deutschen zwischen den beiden Tagen und seither? Am ehesten trifft das Wort »verhalten« — obwohl die erdrückende Mehrheit der Deutschen, in den alten wie den neuen Bundesländern,

zweifellos die Einheit freudig begrüßt hat. Daß die Begeisterung über den deutschen Sieg bei der Fußballweltmeisterschaft einige Phon lauter war, widerlegt das nicht. Beim Fußball konnte man sich unbefangen freuen — das war eben eine andere Ebene. Es war nicht so ernst. Den Ernst wirft man den Deutschen auch vor, bis hin zum tierischen Ernst. Es allen Nachbarn recht zu machen, ist gar nicht so leicht. Die von Peter Glotz im Umerziehungsjargon verlangte »Außenverträglichkeit« der Deutschen kann zu einer Quadratur des Kreises werden. Seit 1914 sind sie durch so viele Mühlen gedreht worden (nicht nur von ihren eigenen Führern), daß sie sich eine ihnen gar nicht liegende Bedecktheit angewöhnt haben. Die totale Unterwerfung unter eine Konfliktvermeidungsstrategie, wie sie die so erpreßbaren Gründerväter der Bundesrepublik ihren Deutschen beigebracht haben, mußte notwendig zu einer Verkrampfung führen. Die Deutschen brauchten den wirtschaftlichen Erfolg, aber er allein kann keine Lebenserfüllung sein — und die von der permissiven Gesellschaft angebotenen Spielwiesen erwiesen sich nur allzu schnell als bloße Fortsetzungen der Arbeitswelt. So viel unerfüllte Lebenserwartung mußte durch die der liberalen Gesellschaft eigene Art der Tyrannei unter dem Deckel gehalten werden: durch die vom einzelnen Staatsbürger ausgeübte Selbstzensur. Die vielgerühmte F.D.G.O. (Freiheitlich-Demokratische Grundordnung) ist in ihrem Kern ein durchtrainiertes Bewußtsein, welche Gedanken man haben darf und welche nicht. (Besonders in Sachen »Vergangenheit«.) Herausgekommen ist dabei ein etwas grämlich-schulmeisterhaft geratener Ersatz-Totalitarismus, dem gerade das abgeht, was Großvater und Großmutter am authentischen Totalitarismus so faszinierte (sie geben es allerdings nicht mehr zu): daß er auf seinen Höhepunkten Emotionen zu vermitteln wußte, die bis in die Eingeweide durchschlugen. Ein Zeitkritiker, der die Bundesrepublik mit sozusagen ethnologischem Blick erforschte — ich glaube, es war Günther Anders — schockierte vor einigen Jahren mit der Feststellung, daß BRD-Deutsche an der dumpfen Starre ihrer Augen zu erkennen seien.

An den Iren fällt auf, daß sie, bei all ihrer Misere, strahlende Augen haben. Wer in Düsseldorf eine wackelige Boeing der »Aer Lingus« besteigt, um sich auf der Grünen Insel in angehaltener Zeit zu erholen,

dem fällt dieses Merkmal schon an den Hostessen auf (die bei den Fluggesellschaften anderer Nationen doch meist Inbegriff der Puppenhaftigkeit sind). Leider setzen bei den Augen die Parallelen zwischen Irland und der einstigen DDR aus. Auch bei den DDR-Deutschen ist eine für sie typische Art der Verkrampfung festzustellen — bei dem, was sie in den letzten vier Jahrzehnten durchmachen mußten, nichts Verwunderliches. Der Schreibende, der unter Westdeutschen lebt, hat das besondere seelische Klima der ihm weniger vertrauten DDR-Deutschen zurückhaltend umrissen. Nun hat ein Psychotherapeut, der das DDR-Schicksal selber durchlebt hat, provokativ in der Wunde gestochert und eine harte Diskussion vor Ort entfesselt. Er heißt Hans-Joachim Maaz, ist Chefarzt der Psychotherapeutischen Klinik im Evangelischen Diakoniewerk Halle und sein Buch heißt: »Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR« (Berlin 1990, Agon Verlag).
Tilman Moser hat in der FAZ vom 30. 11. 1990 den Anspruch von Maaz hervorgehoben, für fast die gesamten 16 Millionen DDR-Bürger ein einheitliches Psychogramm geben zu können; es laufe auf eine »symptomlose Neurose« hinaus. Maaz nehme an, »daß niemand der charakterlichen Deformation in der ostdeutschen Variante einer sozialistischen Diktatur entgehen konnte, es sei denn, er habe in den berühmten ›Nischen‹ mit der Unterstützung eines immunisierenden familiären oder freundschaftlich tragenden Milieus überwintert. Aber selbst dort diagnostiziert er das gemeinsame Syndrom von Infantilisierung, Gefühlsstau und seelischen Mangelerscheinungen. Entsprechend scharf sind die Angriffe, denen er vor allem ›drüben‹ ausgesetzt ist.« Moser hält dem entgegen, daß das »voll Wut geschriebene Buch« eine kathartische Funktion erfülle — übrigens auch für Maaz selber, der sich frage, »ob nicht die eigene therapeutische Arbeit, so subversiv sie sein wollte, nicht am Ende doch das System stabilisiert hat«.
Damit sind wir an dem Punkt angelangt, der für einen mit der DDR beschäftigten Autor am Buch von Maaz das Wichtigste ist. Maaz spricht etwas aus, was einem von außen Beobachtenden nicht so leicht von der Zunge gehen würde: daß er »dem allgemeinen Lob der Gewaltfreiheit höchst ambivalent gegenüber steht«. Kritisiert wird

die evangelische Kirche, »die zwar Raum und Ermutigung bot, aber um den Preis eines ängstlich angemahnten Verzichts auf Gewalt«. Maaz bedauert nicht offen, daß der DDR durch eine »Revolution ohne Blut« (nach Meinung vieler ein Widerspruch in sich selbst) ein Ende gemacht wurde. Auf genau das läuft es jedoch hinaus, wenn er auf die emotionale Sackgasse verweist, in die ein ganzes Volk durch diese Gewaltfreiheit geraten sei: »Die einerseits vernünftige Gewaltfreiheit hat andererseits unsere längst vorhandene aggressive Gehemmtheit erneut verstärkt.« Und man verfolgt mit angehaltenem Atem, wie Maaz aus diesem Gefühlsstau eine Strukturanalyse der DDR herleitet, die eine Komplizenschaft zwischen Diktatur und Volk, Tätern und Opfer feststellt. So erklärt er beispielsweise die halbe Million Stasi-Spitzel damit, daß so wenigstens heimliche Abfuhr der Wut möglich war. Oder wie Moser es zusammenfaßt: »Noch der kleinste Teilhaber von Autorität konnte die in Fleisch und Blut übergegangenen Demütigungen weitergeben. Wer die ängstigende Atmosphäre der früheren Grenzkontrollen erlebt hat, weiß, daß diese permanente Umwälzung von Wut, Angst und Demütigung funktioniert hat.« Für diejenigen, die heute unbekümmert zur Stasi-Jagd blasen, wäre das Buch des Hallenser Psychotherapeuten eine empfehlenswerte Lektüre.

Was das Schattenboxen zwischen Ossis und Wessis betrifft, so stellt sich die Frage, auf welcher Seite die politische Legitimität zu finden ist. Nach dem 9. November 1989 und dem 3. Oktober 1990 leitet sich diese Legitimation doch wohl von der deutschen Einheit her. Das gilt schon für die Personen. Hier lautet die Frage: Wer hat die Einigung möglich gemacht und wer hat sie durchgeführt? Woher Gorbatschow und Helmut Kohl kommen, was sie früher gesagt und getan haben, was sie in Zukunft tun möchten — das alles mindert ihre Legitimität nicht. Ähnlich steht es mit den Westdeutschen und den DDR-Deutschen. Wer hat die Mauer zu Fall gebracht? Gewiß, es lassen sich einige Langzeitentwicklungen dafür nennen. Aber die konkrete geschichtliche Tat haben die Ossis mit den gewaltfreien Demonstrationen auf den Straßen ihrer Städte getan. Wem verdanken wir es, daß aus dem Fall der Mauer dann praktisch die Einheit werden konnte? Das waren ebenso eindeutig die Wessis mit ihrem Wiederaufbau, den

sie 1945 gleich in den ersten Tagen nach dem Kriege begonnen haben und der noch nicht zu Ende ist. Auf dieser Seite also eine Langzeitentwicklung, ohne die Dramatik und das Pathos der Vorgänge drüben, vor dem Fall der Mauer. Aber es gibt Schmerzen verschiedener Art. Wer genauer hinschaut, wird erkennen, daß *der* Schmerz, summa summarum, in gleichen Hälften verteilt worden ist.

12. DIE VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG NACH DEM FALL DER MAUER

DDR-SYNDROM UND STASI-MYTHOS

Das Zerbröckeln des marxistisch-leninistischen Imperiums, das zum Fall der Mauer führte, hat den Bereich des zu Bewältigenden beträchtlich erweitert. Nach Hitler muß nun auch Stalin bewältigt werden. Für die militanten Verfechter der bisherigen VB ist das kein Anlaß zu ungeteilter Freude. Die quantitative Vermehrung des zu Bewältigenden hat nämlich Auswirkungen auf die Art und Weise des Bewältigens; sie verändert seine Qualität.
Für ein Buch über die VB als ein spezifisch deutsches Phänomen liegt nahe, die angedeuteten Verschiebungen nach dem Prinzip pars pro toto am Zusammenbruch der »Deutschen Demokratischen Republik« alias DDR aufzuzeigen. Für die West-Deutschen und die Ex-DDR-Deutschen stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, auf die Hitler-Bewältigung (mit ihren in diesem Buch aufgezeigten Folgen) noch eine Stasi-Bewältigung draufzupacken.
Die Beantwortung dieser Frage wird durch den Umstand erschwert, daß der Streit der Anhänger und der Gegner der deutschen Einheit auf beiden Seiten zu argen Legendenbildungen über die DDR geführt hat. Wir müssen deshalb der Behandlung des Stasi-Streits einige allgemeine Feststellungen über die DDR und ihr Ende vorausschicken. Wir bemühen uns dabei um eine möglichst nüchterne, vom physiognomischen ausgehende Darstellung — auf die Gefahr hin, die Empfindlichkeit sämtlicher betroffenen Gruppen zu verletzen.

12.1 Auslaufendes Modell DDR

Der Fall der Mauer am 9. November 1989 hat ein zweifaches Staunen geweckt: erstens darüber, daß es überhaupt zu ihm kam, und zweitens über die Art und Weise, wie sich dieser Sturz vollzog. Die Ereignisse zwischen dem Fall der Mauer und dem Tag der deutschen Vereinigung am 3. Oktober 1990 werden hier nicht nochmals erzählt — sie haben sich den Deutschen tief eingeprägt. Und die Welt um Deutschland herum hat sie mit einer Aufmerksamkeit verfolgt, wie das seit der Kapitulation von 1945 bei keinem deutschen Thema mehr der Fall war. Doch über die Deutung ist man sich nicht einig. Hier wird knapp zusammengefaßt, von welcher Sicht der DDR in diesem Buch ausgegangen wird.

Ein Staat geht an sich selbst zugrunde. Die DDR brach nicht zusammen, weil ein ZK-Mitglied in Ost-Berlin eine Nachricht falsch auffaßte und den Zettel an die falsche Behörde weitergab. Daß Gorbatschows KGB an Honeckers Stuhl sägte und nicht alle westlichen Staatsmänner weich geworden waren, hat die Auflösung der DDR beschleunigt, nicht aber bewirkt. Spätestens am Ende des Winters 1989/1990 wären drüben alle Räder still gestanden. Der in der DDR praktizierte Raubbau am Menschen und an der Natur, zu dessen Einseitigkeit und Ausschließlichkeit es in keinem kapitalistischen Land eine Parallele gibt, mußte zum Erstickungstod führen. Ein Beispiel ist das Bauen: Im Westen gilt ein Gebäude, an dem während 25 Jahren nichts erneuert wird, als abbruchreif; in der DDR war nach vier Jahrzehnten die Hälfte des Baubestandes zerstört. Ein Land, in dem ganze Landschaften eigentlich nur noch mit Atemschutz betreten werden können, darf sich nicht wundern, wenn die Jugend in den Westen flüchtet.

Es gab keine Alternative zum Westen. Der erste Widerstand gegen Honeckers Greisenherrschaft regte sich in den Kirchen. Die sich dort sammelnde »erste Generation der Revolution«, vornehmlich bestehend aus Pastoren, Ärzten, Intellektuellen und Künstlern, glaubte an die Möglichkeit eines »dritten Weges« zwischen »stalinistischer

DDR« und »kapitalistischer BRD« — sie hielt eine »reformierte DDR« für machbar. Daß ein solcher dritter Weg gerade von Leuten befürwortet wurde, denen die offizielle Kulturpolitik ohnehin »Nischen« zur Verfügung stellte, weckte bei den einfachen Leuten den Verdacht, es solle bloß ein Naturschutzpark für Intellektuelle und deren Freunde aus dem Westen erstellt werden. Damit verspielte diese erste Revolutionsgeneration ihre Führungsrolle. Pastor Rolf-Dieter Günther, Sprecher der DDR-Kirchen, formulierte das im Rückblick (Die Welt vom 19. 9. 1990) so: »Wir haben das Tor zur Freiheit aufgestoßen und sind dabei der Länge nach hingeschlagen — über uns ging das Volk hinweg.«

Der Druck von unten. Das Volk — die einfachen Leute zeigten in der Endphase des DDR-Regimes mehr politische Weisheit als die Bildungsschicht. Vom Sozialismus hatten sie wenigstens eine auf das Mindestmaß beschränkte »Sicherheit in der Unfreiheit« erhofft. Als die Häuser zu zerfallen begannen und die Luft fast nicht mehr atembar war, spürten sie, daß der Kollaps bevorstand. Sie begriffen instinktiv, daß es für sie nur noch einen Weg aus der Misere gab, auch wenn dieser zunächst ebenfalls hart sein würde: die Vereinigung mit der Bundesrepublik. Und mit demselben instinktiven Spürsinn erkannten sie, daß dies sehr schnell vor sich gehen mußte. Die durch den Fall der Mauer bewirkte Verblüffung und die günstige internationale Situation mußten genützt werden, ehe die Diplomaten endlose Konferenzen ansetzten und die Bedenkenträger alles wieder zerredeten. Und wenn schon der Anschluß an die Bundesrepublik rüde sein würde, dann in einem Schlag und nicht auf verschiedene Stationen verteilt. Das war der Volkswille — und als er auch noch bei der ersten freien Wahl in die Volkskammer durch einen klaren Sieg der Unionisten bestätigt wurde, konnte sich diesem überraschenden Druck von unten keiner mehr widersetzen.

»Revolution« ohne Gewalt, ohne Führer, ohne Ideologie. Man weiß nicht, ob man die Ereignisse des »Deutschen Herbstes« von 1989 eine »Revolution« nennen soll. Tut man es, so muß man hinzufügen, daß diese Revolution sich in mehrfacher Hinsicht von den berühmten Re-

volutionen der Geschichte unterscheidet. Zunächst: Sie war unblutig. (Wovon noch die Rede sein wird.) Weiter gehört zu unserer klassischen Vorstellung von Revolution, daß an ihr Intellektuelle beteiligt sind. Nun wurde der Umsturz, welcher der DDR ein Ende machte, zwar von Intellektuellen begonnen — aber das Volk wendete sich von ihnen ab und gab dieser Revolution eine ganz andere Richtung. Ein Führer oder auch nur Anführer dieser Massen wurde aber nicht sichtbar, und die Bewegung hatte nicht einmal einen Sprecher: weder einen Walesa noch einen Vaclav Havel. Hatte sie wenigstens eine Ideologie? Mit der Trennung von den Intellektuellen wurden die witzigen Transparente selten und die politischen Aufrufe fielen ganz weg. Der Ausdruck der immer einheitlicheren und anonymeren Massen, die durch die Straßen der DDR-Städte zogen, beschränkte sich optisch auf die schwarzrotgoldene Fahne (ohne DDR-Embleme), akustisch auf vier Wörter: Zuerst »Wir sind das Volk«, was dann bald durch »Wir sind *ein* Volk« ersetzt wurde. Eine Ideologie kann man das kaum nennen, höchstens die Bekundung einer Identität.

Schluß mit der Identitätskrise. Der Fall der Mauer hat dem Streit um die »deutsche Identität« ein Ende gemacht. Das sprang am 9. November 1989 ins Auge: trotz der langen Teilung ist für die überwältigende Mehrheit der Deutschen, wo immer sie auch wohnen, die Einheit ihrer Nation eine tief im Gefühl verankerte Selbstverständlichkeit geblieben (woran auch alle Frozzeleien zwischen »Ossis« und »Wessis« nichts ändern). Die Bezweiflung einer »deutschen Identität« wurde von einer kleinen Minderheit von Politikern und Meinungsmachern genährt, die, zur Wahrung ihrer Positionen, den Status quo der deutschen Teilung aufrechterhalten wollten. Und dabei war der Bewältigungsbetrieb, mit seiner neurotisierenden Wirkung auf so viele Deutsche, eines der wichtigsten Instrumente. Der 9. November ist da wie der Blitz dazwischen gefahren und hat, zum Ärger der Gouvernanten, Klarheit geschaffen. Gewiß ist in der Bundesrepublik das Nationalgefühl weniger emphatisch als bei den DDR-Deutschen — aber es ist mit der gleichen Selbstverständlichkeit da, nur eben in der etwas gepreßteren »Wessi«-Tonart (11.6). Einer der Einpeitscher der Zweistaatler-Doktrin, Günter Gaus, hat das den Westdeutschen bezeugt, als sie im

Oktober 1989 die Flüchtlingsströme aus der DDR so unerwartet herzlich aufnahmen. Laut FAZ (2. 11. 89) beklagte sich Gaus über die in der westdeutschen Bevölkerung ausgelösten Gefühle, welche »nicht frei von Elementen der Massenpsychose« seien: seit dem Anschluß Österreichs (!) habe man »eine derartige Aufwallung deutschen Nationalgefühls« nicht erlebt.

Der Fall der Mauer als Ernstfall. Was ist ein »Ernstfall« für einen Staat? Auf die einfachste Formel gebracht: Wenn der Staat in etwas verwickelt wird, was es nach seinem Bauplan eigentlich gar nicht geben dürfte. In diesem Sinne war der Mauer-Fall für die DDR ein Ernstfall — wie es vorher schon der Aufstand vom 17. Juni 1953 war oder der 13. August 1961 als Baubeginn der Mauer, die 100 Jahre hätte stehen sollen. Der Fall der Mauer war aber auch für die Bundesrepublik, im gleichen Jahr 1949 wie die DDR gegründet, ein Ernstfall — und zwar der erste in ihrer Geschichte. Er paßte in keine der in Bonn entwickelten Zukunftsstrategien hinein. Dort hatte wirklich keiner mit einem Durchbruch durch die Mauer noch zu seinen Lebzeiten gerechnet. Sowohl die Regierenden wie die Meinungsmacher der Bundesrepublik waren von dem Ereignis überfordert; sie blieben — mit einer Ausnahme, von der noch zu sprechen sein wird — wochenlang starr vor Staunen und wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Aber alarmiert waren sie, als drüben in der DDR der Volkswille sich so vehement gegen alle anderen politischen Kräfte durchsetzte. Die Bundesrepublik ist in exzessivem Maße eine Repräsentativdemokratie, welche jede unmittelbare Einwirkung des Volkes auf die Politik strikt ausschließt. Beginnt der theoretische Souverän, das Volk, auch nur ein wenig seine Glieder zu strecken, so blinken bei den ihn vertretenden Minderheiten sogleich sämtliche Alarmsignale auf. Nun hat es in der Bundesrepublik immer wieder Situationen gegeben, in denen sich die Mehrheit der Wähler einer Minderheit gegenüber sah, die zwar stellvertretend für sie handelte, aber kaum zu spüren schien, was die Masse der Wähler wirklich bewegte. Das daraus in der Mehrheit aufkeimende Unbehagen (oder Malaise) hat an sich noch nichts Dramatisches an sich. Solange »der Laden läuft«, wird der nicht allzu aufgeregte Staatsbürger ein solches Aneinander-vorbei-leben als etwas

nehmen, was »eben so ist«. Und sein Stellvertreter leistet sich — sofern Wahlen nicht unmittelbar bevorstehen — solche Karenzen, weil schweigende Mehrheiten ihm nicht so gefährlich erscheinen. Die Schmerzgrenze wird erst überschritten, wenn in einer Ernstfallsituation die Verantwortlichen nicht sehen oder nicht tun wollen, was sich nach Meinung der Mehrheit aufdrängt. Der Bundesbürger hat im »Deutschen Herbst« von 1989 tagelang im Fernsehen mitangeschaut, wie drüben bei den deutschen Brüdern der Volkswille sich massiv gegen alle Widerstände durchsetzte. Hat der Bundesbürger dies damals einfach so weggesteckt mit dem Hinweis, daß es sich da »nun wirklich um einen Ernstfall gehandelt« habe?

Der Überläufer aus Bonn. Zur erstaunlichen Fortune der Deutschen im Jahr 1989 gehört, daß die Mehrheit der Deutschen in der DDR und der Bundesrepublik nur neunzehn Tage lang eine schweigende Mehrheit blieb. So lange nur dauerte es, bis ein Hochrangiger im bundesrepublikanischen Establishment — der Bundeskanzler in Person — das Festklammern am Status quo und den Besonnenheitsdiskurs um ihn herum durchbrach und zum Sprecher wie auch zum Vollstrecker des Volkswillens wurde. Ohne jemanden in der Regierungskoalition zu fragen — schon gar nicht den wendigen Herrn Genscher — trat Helmut Kohl am 28. Oktober 1989 mit dem, zusammen mit dem Staatsrechtler Rupert Scholz ausgearbeiteten, Zehn-Punkte-Plan vor die Öffentlichkeit. Das Aufsehen war groß. Die Sache der Volksmehrheit hüben und drüben wurde mit Schwung durchgezogen von einem Mann, der bis dahin als Verfechter des Status quo galt und dem kaum einer so viel Elan und Durchsetzungskraft zugetraut hätte. Die Hüter der Zwei-Staaten-Theorie waren zunächst wie gelähmt — sie hatten sich, selbst Opfer des von ihnen betriebenen Bewältigungsgemurmels, ein völlig falsches Feindbild aufgebaut (Bismarck plus Hugenberg plus Hitler). Da hinein paßte Kohl wirklich nicht — man hatte ihn als Parlamentarier par excellence in Erinnerung, auf Kompromiß und Konsens bedacht. Und zum plebiszitären Politiker fehlten ihm doch offensichtlich Gaben wie mitreißende Redekunst und Sicherheit vor der Kamera. (Auf den Plätzen der DDR lernte Kohl dann beides.) Die Meinungsmacher waren in ihre eigene Falle gestolpert: Sie konnten

nicht gut, von einem Tag auf den anderen, Helmut Kohl zu einem »Führer in den Abgrund« machen, nachdem sie so lange an seiner Stilisierung zum braven Biedermann mitgestrickt hatten.

Intellektuelle und Meinungsmacher im Out. Seit der Gründung der Bundesrepublik im Jahr 1949 ist kein westdeutscher Politiker, auch Strauß nicht, mit solcher Intensität und Gehässigkeit von den Medien verfolgt worden wie Helmut Kohl. Daß ausgerechnet er zum Kanzler der nationalen Vereinigung wurde, ist eine der erstaunlichsten Folgen des Falls der Mauer. Die deutschen Intellektuellen aus Bundesrepublik und DDR haben ihr Spiel überreizt, als sie sich geschlossen gegen die deutsche Einheit stemmten. Bisher hatten sie im Volk doch mit einer Art von gutmütigem Respekt rechnen können. Den haben sie sich im »Deutschen Herbst« von 1989 verscherzt, der dem von ihnen unterschätzten Volk durch Mark und Bein ging wie nichts anderes seit der Stunde Null von 1945. Da hat sich ein tiefer Graben aufgetan, der sich nicht so leicht wieder schließen wird.

Die Rolle des Fernsehens. Wie verträgt sich dieser Graben mit der Schlüsselrolle, die das Fernsehen im »Deutschen Herbst« unzweifelhaft gespielt hat? Nun, die Intoxikation hat ihre Grenzen — im Ausnahmezustand des Ernstfalles spielt auch die Mattscheibe verrückt. Man erlebte mit Schmunzeln, wie die Groß-Apparatur des Fernsehens ihre Eigengesetzlichkeiten und Unberechenbarkeiten entwickelte — man konnte das den verzerrten Gesichtern der Eser & Co. ablesen, als sie Worte sprechen mußten, die wahrlich nicht aus ihren Herzen kamen. Sowohl die Flüchtlingsströme der jungen Paare aus der DDR mit ihren Babys vor dem 9. September, wie auch die Verbrüderungsszenen und der Tanz auf der Mauer seit dem 9. November hatten eine ungestüme Kraft, welche die Fernsehkameras zum Tanzen brachten. Zu sagen, das Fernsehen habe die Mauer zum Einsturz gebracht, ist übertrieben — sie hat ihn sicherlich beschleunigt: Die schußbereiten Kameras paralysierten die Maschinenpistolen. Und als die starre Figur des kranken Honecker als Verkörperung der DDR auf dem Bildschirm durch die ölig grinsende Visage des Herrn Krenz ersetzt wurde, raubte das dem kranken Staat seine letzte Würde. Ein Versuch des

West-Fernsehens, die immer stärkeren »Wir sind *ein* Volk«-Rufe als »rechtsextremistisch« zum Schweigen zu bringen, gingen daneben: Wenn man siebzig Prozent eines Volkes in die rechte Ecke steckt, wird daraus die Mitte. Nichts konnte die Nation daran hindern, zunächst vor den Fernsehschirmen ihre Einheit wieder zu finden.

Eine neue Inquisition. Die in ihrer Gouvernanten-Funktion arg verunsicherten Fernsehreporter fanden bald ihre Prügelknaben und -mädchen, vor denen sie ihre Autorität wieder herstellen konnten. Zum Voyeur degradiert, erlebte man vor dem Bildschirm mit, wie junge Reporter aus dem Westen in die DDR ausschwärmten und jedem (oder jeder) mit Mikrophon und Kamera zu Leibe rückten, der dort irgendwo und irgendwie eine Rolle gespielt hatte. Ihre Kenntnis eines totalitären Regimes ging offensichtlich nicht über Comic strips hinaus — das war der Überheblichkeit anzumerken, mit der sie fragten: »Wie konnten Sie nur einem so unmenschlichen Regime dienen?« Worauf wie bei einem Automaten die Augen der Opfer zu flackern und die Hände sich zu verkrampfen begannen, ganz zu schweigen von den Stimmen, die aus Scham und Hilflosigkeit blechern tönten. Ältere Bundesrepublikaner werden sich erinnern, wie sie vor viereinhalb Jahrzehnten in ähnlicher Weise Objekt flächendeckender und moralisierender Neugier wurden. Damals fielen wohlgenährte Reporter aus den Siegerstaaten in hellen Scharen mit ihren Kameras in die zerstörten deutschen Städte ein und knipsten um die Wette, wie Deutsche aussehen, denen soeben ihr Reich zusammengebrochen ist. An ihrer Spitze die Amerikanerin Margaret Bourke-Smith mit ihrer besonderen Begabung für das Aufstöbern »häßlicher Deutscher«. Allerdings hatten die Deutschen von damals das Glück, daß es noch kein porennahes, jede Ecke absuchendes und in alle Haushalte übertragendes Fernsehen gab. Und die Sensationspresse beteiligt sich mit Freuden an dieser neuen Inquisition. Enno von Loewenstern (Die Welt vom 19. 12. 1990) sagt über sie, sie habe »eine ganze Bevölkerung im altneuen Stasi-Einzugsbereich verunsichert, Schnüffel- und Erpressungspotential für die sattsam bekannten Enthüllungspostillen geschaffen, denen die letzten NS-Verstrickten gerade wegsterben und die nun wieder für die nächsten vierzig Jahre munitioniert sind. Stets be-

gleitet vom Chor der dressierten Lemminge, die mal nach Datenschutz und gnädigem Vergessen rufen und mal, wenn wieder ein Stasi-Gangster ›auspackt‹, die Sauberkeit der Demokratie gerettet sehen ...«

12.2 Drittes Reich und DDR

Der Vergleich zwischen der Situation von NS-Belasteten im Jahr 1945 mit derjenigen von DDR-Belasteten im Jahr 1990 betrifft die allgemeine menschliche Situation: Beide Gruppen müssen sich vor Inquisitoren mit moralisch geschwellter Brust für etwas verantworten, wofür es nach der Meinung der Tages keinerlei mildernde Umstände geben kann; beide Male stottert der Geschlagene — wie soll er seine komplizierte Existenz einem Sieger verständlich machen, der sich ein vereinfachtes Weltbild erlauben darf? Drittes Reich und DDR haben jedoch wenig miteinander zu tun. Daß beide »Diktaturen« waren, ist als gemeinsamer Nenner doch sehr allgemein. Schon das Wort »totalitär« faßt Drittes Reich und DDR nicht in gleicher Weise. Man sollte nicht übersehen, daß es ein von den Liberalen geschaffener Kampfbegriff ist: die doppelte Warnung vor »Extremisten links und rechts« sollte die gemeinsame Herkunft von Liberalismus und Marxismus-Leninismus aus der Aufklärung und die daraus entspringenden unterirdischen Beziehungen vergessen machen. Wie verschieden Drittes Reich und DDR waren, läßt sich an den grundverschiedenen Spuren ablesen, die sie hinterlassen haben.

Eigengewächs und Import. Der zunächst ins Auge springende Unterschied zwischen den beiden »Regimen« ist, daß das kommunistische Regime den Deutschen in der sowjetischen Besatzungszone von außen aufgezwungen wurde. Der von Stalin in Form gebrachte Marxismus-Leninismus ist eine Sache für unterentwickelte Länder; in Staaten mit hochentwickelter Zivilisation ist er nicht mehrheitsfähig. Das brachte dem Nationalsozialismus in Deutschland viel Zulauf ein, als sich gegen Ende der Weimarer Republik der Liberalismus als hand-

lungsfähig erwies und nur noch die Wahl zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus übrig zu bleiben schien. Eine von Ernst Jünger mündlich überlieferte Anekdote aus dem Berlin von 1931/32 gibt die damalige Situation der KP in Deutschland drastisch wieder. Ihr Held ist der neusachliche Maler Rudolf Schlichter, der zu jener Zeit zwischen linken und rechten Positionen hin- und herschwankte (wobei allerdings die Rechte bei ihm nicht durch Hitler besetzt war, sondern durch den damaligen Nationalrevolutionär Jünger). Schauplatz ist ein Berliner Salon, in dessen einem Raum sich rechte Intellektuelle und Künstler um Ernst Jünger sammelten, im andern linke um Bert Brecht. Brecht sucht Schlichter zum Kommunismus hinüberzuziehen; er redet auf ihn ein, daß alles, was Jünger und dessen Freunde vorbrächten, Sch... sei. Als Brecht fragt: »Hast Du das begriffen?«, würgt Schlichter heraus: »Ja, ja — aber ich will meine *deutsche* Sch... meine *deutsche* Sch...!«

Kurzstrecken- und Dauerlauf. Der zweite sich aufdrängende Unterschied ist die verschieden lange Dauer der beiden Regime. Allerdings geht es dabei nicht einfach um zwölf Jahre Drittes Reich und vierzig Jahre DDR. Der Unterschied ist viel größer. Die halbe Dauer von Hitlers Reich fiel in den Krieg, in dem Hitler, um des nationalen Konsens (2.14) willen, viele innen- und kulturpolitische Vorhaben auf die Zeit »nach dem Endsieg« verschob. Und nicht einmal die ersten sechs Jahre des Dritten Reiches waren eine Zeit zielbewußten Aufbaus. Ganz abgesehen von Hitlers unmethodischer Art, galt es zunächst eine gewisse Ordnung in den wilden Haufen von Personen, Organisationen und Ideen zu bringen, welche die »nationale Revolution« getragen hatten; einige allzu Unberechenbare wurden ausgeschieden, doch allzu einheitlich durfte es nicht werden, damit der Führer auch weiterhin den einen gegen den anderen ausspielen konnte. Und als eine verzwickte Art von innerem Gleichgewicht installiert war, näherte sich die Olympiade von 1936 in Berlin, auf die Rücksicht genommen wurde: der Glanz des Deutschen Reichs und seines Führers als Gastgeber der Nationen durfte nicht getrübt werden. Am 16. August 1936 gehen die Spiele in Berlin zu Ende. Die 14 Tage vor Beginn der Olympiade in Spanisch-Marokko aufgeflammte Militärrevolte

hat sich inzwischen zu einem Spanischen Bürgerkrieg entwickelt (4. September Volksfront-Regierung in Madrid, 30. September Gegenregierung von General Franco in Salamanca). Von 1937 ab wird aus dem Spanischen Bürger- ein Stellvertreter-Krieg der Großmächte, die in Spanien ihre neuen Waffen ausprobieren — im Grunde hatte der Zweite Weltkrieg damals schon begonnen. Neben diesen kurzen, wirren und auch aufregenden Jahren des Dritten Reiches nehmen sich die vier Jahrzehnte der DDR, unter russischer Vormundschaft, seit 1961 hinter einer Mauer versteckt, wie ein einziger, endlos langer und immer öder werdender Alltag aus. Die DDR-Bürger, die 1989 nach dem Fall der Mauer die greise DDR-Führung anklagten: »Ihr habt uns um unser Leben betrogen!«, wirkten glaubhaft. Wer unbeschadet durch das Dritte Reich passiert war und dann die gleiche Klage angestimmt hätte, wäre auf weniger Verständnis gestoßen.

Der Unterhaltungswert. Der dritte ins Auge stechende Unterschied zwischen dem Dritten Reich und der DDR läßt sich am besten umschreiben mit einem bösen Wort, das lange vor dem Mauer-Fall in der Redaktionskonferenz einer westdeutschen Tageszeitung gefallen ist. Vorausgegangen war eine etwas bemühende Diskussion, ob man den im Blatt zum bloßen Ritual gewordenen Antifaschismus nicht ein wenig eindämmen sollte. Der eine Teil der Redakteure hatte ihn über, der andere Teil glaubte ihn der Tradition des Blattes schuldig zu sein — zudem halte man sich damit die linke Flanke frei. Ein für seine scharfe Zunge gefürchteter Kollege hörte sich das längere Zeit feixend an und stach dann im richtigen Augenblick zu: »Solange unsere Auflage noch sinkt, meine Herren, dürfen Sie nicht vergessen, welchen Unterhaltungswert Hitler in unserer so langweiligen Zeit hat. Ob einer nun Hitler verteufelt oder ihn entschuldigt — man reißt es ihm aus der Hand...« Als der Zyniker mich anschließend zur Bahn begleitete, spann er den Faden munter weiter: »Was würden unsere Politiker ohne ihre negative Identifikationsfigur Adolf Hitler machen? Die Bundesrepublik wurde doch aufgebaut unter den stieren Augen eines toten Diktators, der zur Abschreckung an alle Wände gemalt und von uns allen im Lauf der Jahre zu teuflisch schwarzem Glanz aufpoliert wurde. Und der seither unsere Träume belebt...«

Das Gespräch blieb in mir haften, und ich erinnerte ihn daran, als wir uns nach dem Fall der Mauer zum ersten Mal wiedersahen. Wir waren uns einig, daß Honecker sich kaum zu einer negativen Identifikationsfigur im Stil von Hitler auswachsen würde. Diesen letzten Dienst konnte der Silbenschlucker seiner »Döötschn-Dkratschen-Rplik« nicht leisten. Er war zu sehr Gleicher unter Gleichen — Funktionär unter Funktionären, Kumpel unter Kumpeln. Auch hatte er sich ja nicht, wie jener andere, in den Trümmern seines Reiches umgebracht, sondern lebte irgendwo in der DDR in einem sowjetischen Militär-Hospital, als abgesetzter russischer Provinzgouverneur und Pflegebedürftiger. Vom Sex-and-Crime-Standpunkt der Medien (4.6) aus ist der Staat von Ulbricht und Honecker eine langweilige Diktatur, während Hitler immerhin gleich beide Weltmächte herausgefordert hatte. Der DDR fehlt der Hintergrund des größten Krieges der Geschichte, und auch sonst floß in ihr weniger Blut — die einzigen bisher bekannten Massenmorde wurden vor der Gründung der DDR verübt, unter der Verantwortung der russischen Besatzungsmacht. Die Gewalt in der DDR war von anderer Tönung — schleichend, pedantisch, quälerisch auf eine ausdauernde und flächendeckende Weise. Diese besondere Art der Gewalt war es denn auch, die den Hallenser Psychotherapeuten Maaz (11.6) fragen ließ, ob es für die Opfer dieser Gewalt nicht besser gewesen wäre, wenn die DDR ein blutiges Ende gefunden hätte. Die seitherigen Ereignisse haben uns die Problematik solcher historischen Konditionalsätze vorgeführt: ohne den Verblüffungseffekt des gewaltfreien Umsturzes in der DDR hätte die deutsche Vereinigung in der kurzen Frist, die dafür zur Verfügung stand, nicht durchgeführt werden können.

Die blutige Zäsur. Daß die Frage von Maaz an sich gar nicht so unvernünftig war, zeigt der Vergleich zwischen dem Ende des Dritten Reiches und demjenigen der DDR. Die erste Garnitur der NS-Führung — von Partei, Staat und Wehrmacht — hat nicht überlebt. Soweit sie nicht Selbstmord begangen hatten, wurden die ihr Zuzurechnenden von den Siegern gehenkt oder, wie Heydrich, noch vor Kriegsende durch Partisanen getötet. Das heißt, daß die wichtigsten Männer an der Spitze des Dritten Reiches mit ihrem Leben bezahlten. Damit

nahmen sie — ob willentlich oder genötigt — einen erheblichen Teil von Verantwortung und Schuld auf sich. Es hat auch in der DDR, nach dem Fall der Mauer, Männer gegeben, die sich durch Freitod zu ihrer Verantwortung bekannten. Dafür verdienen sie unseren Respekt. Es befand sich jedoch kein einziges ZK-Mitglied unter ihnen. Selbstmorde gab es in der Hierarchie der DDR nur bis zur Stufe der Bezirks- und Kreissekretäre (was etwa den Gauleitern und Kreisleitern der NSDAP entspricht). Natürlich prägt sich in dieser Diskrepanz auch der Unterschied zwischen einer Diktatur im Ausnahmezustand des »heißen«, wirklichen Krieges und einer Diktatur im Quasi-»Frieden« des Kalten Krieges aus. Für das Dritte Reich haben ja nicht nur die paar Männer an der Spitze dieses Reichs mit ihrem Leben bezahlt — das haben Millionen von Deutschen getan, ob sie nun Anhänger oder Feinde von Hitler waren oder aber, wie die meisten, etwas mitten drin (2.17). Sie verloren ihr Leben im Krieg, an der Front und in den bombardierten Städten, sie verloren es in den Gulags von Stalin wie von Eisenhower, sie kamen um in den Todesmärschen der Vertreibung und in jenen »Deutschenjagden«, zu denen es in verschiedenen Ländern kam (und die, im Gegensatz zur Vertreibung, noch keinen Historiker gefunden haben). Die Zahl der Hingerichteten nimmt sich neben diesen Millionen recht klein aus. Ein solcher »Blutzoll« konnte nicht ohne Wirkung bleiben — er machte im Nachkriegsdeutschland manches möglich, was juristisch zwar keine Generalamnestie war, de facto aber darauf hinauslief (6.4). Einen ähnlichen Effekt hatten die bürgerkriegsähnlichen Massaker in Frankreich bei Kriegsende (6.1) — auch sie hatten kathartische Wirkung, machten eine vernünftige Amnestie-Gesetzgebung möglich. Dieser Weg war der sich auflösenden DDR verschlossen. Statt deutlichen Zäsuren finden sich dort fließende, undeutliche Übergänge, die wirklichen Neuanfang behindern. So staut sich ohnmächtiger Grimm, von dem keiner recht weiß, gegen wen oder was er sich richten wird.

An der längeren Leine. Die bisher aufgezählten Unterschiede zwischen dem Dritten Reich und der DDR liegen offen zu Tage; sie lassen sich sozusagen statistisch nachweisen. Nun beginnen die Medien und die Wissenschaft zögernd einen Unterschied zu entdecken, den viele

überraschen wird — aber nicht alle. Wer selbst noch das Dritte Reich erlebt und seine Erinnerungen nicht der Selbstzensur unterworfen hat, kann die Entdeckung nur bestätigen. Wer im Dritten Reich zu den als Feind stigmatisierten Minderheiten gehörte und nicht auswanderte, hatte ein schweres Leben. Die Mehrheit des Volkes aber wurde an einer wesentlich längeren Leine geführt als die DDR-Deutschen durch ihr ZK. Das müssen wir ganz unsentimental feststellen — die Führung des Dritten Reiches wird dadurch nicht moralisch höher eingestuft als die Ulbrichts und Honeckers, sie erhält bloß einen höheren Intelligenzquotienten. Hitler und seine Unterführer hatten ein Gespür dafür, wieviel man einer mitteleuropäischen Bevölkerung zumuten konnte, ohne ihre Effektivität zu senken. Das erklärt die erstaunliche Leistungsfähigkeit des Deutschen Reiches bis ans Ende des Krieges. Dafür spricht nicht nur die Ardennen-Offensive vom 16. bis zum 27. Dezember 1944, sondern auch der Kriegsalltag. Wo die von den alliierten Bomben getroffenen Eisenbahnschienen in alle Richtungen verbogen waren, fuhren schon einen halben Tag später die Züge über neugelegte Schienen. Während die NS-Führung die persönliche Kreativität zu nutzen wußte (bis hin zur Ernennung nützlicher Juden zu »Ehren-Ariern«), tötete die SED-Herrschaft sie systematisch ab, indem sie jede Lebensregung bürokratisch-polizeilich zu gängeln suchte. Die NS-Führung hingegen hat, trotz Planwirtschaft und Staatskonzernen wie den Hermann-Göring-Werken, die marktwirtschaftlichen Elemente bloß zurückgedrängt, aber nie ganz ausgeschaltet. Die Sozialisten im »Nationalsozialismus« erhielten ihre Spielwiesen zugeteilt, aber keine Macht.
Das Ende der beiden Diktaturen ist aufschlußreich. Zur Niederschlagung der einen mußte die halbe Erdkugel aufgeboten werden. Die andere ging an sich selbst zugrunde.

Bürokraten und/oder Bohemiens. Die stark österreichisch gefärbte Mentalität, welche dem NS-Führungsstil zugrunde liegt, ist in diesem Buch bereits umrissen worden (2.16); wir wollen das hier nicht wiederholen. Wie sehr diese Mentalität von der weit bürokratischeren, schwerfällig-pedantischen Art der SED abstach, paßt nicht in das liebgewordene Schema vom »Totalitarismus hier wie dort«. Bisher bleibt

es in den Medien noch bei punktuellen Feststellungen, die nicht in Zusammenhang miteinander gebracht werden. Gern überläßt man dabei das Wort dem Ausland, wie in diesem Bericht der FAZ (14. 12. 90) über eine Veranstaltung der Historischen Kommission in Berlin: »Georg Iggers (Buffalo) verglich den jetzigen Umbruch der Geschichtswissenschaft mit der Situation von 1945. In beiden Regimes habe es Spielräume gegeben; im ›Dritten Reich‹ sei die freiwillige Übereinstimmung vieler Historiker mit den nationalen Zielen des Regimes verhältnismäßig stark gewesen; die DDR-Historie sei stärker kontrolliert und gleichgeschaltet gewesen als die Geschichtswissenschaft im NS-Regime, wenngleich die physische Bedrohung für Oppositionelle im ›Dritten Reich‹ größer gewesen sei.« (Der Schreibende brachte das in 2.16 auf die Formel »einmal hart zuschlagen und dann wieder zur Gemütlichkeit überwechseln«.)
Manchmal platzt auch einem westdeutschen Redakteur der Kragen, wie Enno v. Loewenstern in seinem bereits zitierten Leitartikel aus der »Welt« (19. 12. 90). Er sagt dort über den DDR-Sozialismus, »daß er in einer nie, auch nicht im Nationalsozialismus, gekannten Weise systematisch ganze Bevölkerungskreise in scheinbare oder wirkliche Mittäterschaft hineinforcierte oder auch fälschte.« Vielleicht hatte Walter Petwaidic (2.16) doch die richtige Witterung, wenn er bereits ein Jahr nach der deutschen Kapitulation, also noch unter dem unmittelbaren Erlebnis des Dritten Reiches, dieses als eine »autoritäre Anarchie« vorstellte. Dies paßt eher zu einer Bewegung, die sich nie um ihr Parteiprogramm kümmerte (weshalb es auch nie verändert werden mußte), sondern an dessen Stelle sich auf das »Schicksal« und auf Nibelungen-Untergänge berief.
Kraß ist auch der Unterschied zur DDR in der Einstellung zum Neid: während dort die Enteignung des Bürgertums zum staatsgründenden Akt wurde, machte der Nationalsozialismus in seiner Verkündung der »Volksgemeinschaft« (»vom Arbeiter bis zum Baron«) die Neidvermeidung beinahe zur Droge. Es ist wohl nicht allein der kürzeren Dauer des Dritten Reiches zuzuschreiben, daß der Nationalsozialismus seine überlebenden Volksgenossen nicht in dem kaputten Zustand hinterlassen hat, den der Psychiater Maaz (11.6) heute an seinen einstigen SED-Genossen feststellt. Es gibt eine Seite am Nationalso-

zialismus, die man zur Kenntnis nehmen muß, auch wenn sie heute »nicht in die Landschaft« paßt. Für sie steht eine Geschichte, welche dem Schreibenden ein Vertreter der »zweiten Generation des Nationalsozialismus« erzählt hat: Österreicher von Herkunft, vor dem Anschluß Österreichs als »Illegaler« im Untergrundkampf gegen den klerikalen Ständestaat von Dollfuß, nach dem Anschluß SS-Offizier, nach Kriegsende im Internierungslager Konversion zum gläubigen Christen, dann Karriere in der Bundesrepublik, 1979 einer der Antreiber der in diesem Buch geschilderten Kampagne gegen Hellmut Diwald (6.10). Die Geschichte, die er mir erzählte, spielt in den 50er Jahren. Im Urlaub trifft er auf einem österreichischen Bahnhof einen Bauernburschen wieder, der einst unter seinem Kommando zu den Illegalen zählte. Der Bursche, groß wie ein Kleiderschrank, in Tracht, schaut seinen zum Bundesrepublikaner gewordenen einstigen Chef (Seidenschal und Schuhe mit weißem Einsatz) entgeistert an: »Aber, Egon, wie schaugst Du denn aus?! ...« (Der Vorname wurde geändert.) Dann unterhält man sich über die alten Zeiten. Wie der Zug einfährt, haut der Kleiderschrank seinen Chef auf die Schulter: »Waast, Egon, lang hat's net dauert, aber fesch iss' gwesn ...«

12.3 Die Medien und die Stasi

Für einen erheblichen Teil der öffentlichen Meinung ist die Stasi leider mit der DDR identisch geworden. Daß wir »die Stasi« schreiben, ist keine männliche Bosheit. Die in Westdeutschland oft verwendete Bezeichnung »der Stasi« leitet sich von einem gar nicht existierenden »Staatssicherheitsdienst« ab, zu welcher Redewendung es wohl in Analogie zum »Bundesnachrichtendienst« gekommen ist. Die gemeinte Institution ist aber, wie wir noch sehen werden, weit mehr als ein Nachrichtendienst und heißt offiziell »Ministerium für Staatssicherheit« (MfS) oder abgekürzt »die Staatssicherheit«. Es wäre also »das Stasi« möglich, diese Bezeichnung kommt denn auch oft vor, aber sie wirkt heute doch etwas zu familiär ...
Um die Stasi ist ein wild wuchernder Mythos aufgeschossen, der die

Verständigung unter den Ex-DDR-Deutschen genau so empfindlich stört wie diejenige zwischen den »fünf neuen Bundesländern« und dem bundesrepublikanischen Altbestand. Wie ist es zu diesem die Proportionen verzerrenden Mythos gekommen? Zur Langeweile der DDR gehört, daß sie es nicht verstanden hat, sich symbolisch zu repräsentieren — sei es in einem Gesicht oder in einem Wahrzeichen (die Sportler und Sportlerinnen genügten nicht). Verglichen mit ihr ist das Dritte Reich insofern eine gelungene Inszenierung, als es mit ihr nicht nur Respekt und Angst einzuflößen, sondern auch zu charmieren verstand. Kern des Stasi-Mythos ist kennzeichnenderweise eine »Omnipräsenz der Unsichtbaren«. Die sichtbare Volkspolizei wurde zu recht kaum dämonisiert; der Vopo trat doch weitgehend in die Fußstapfen des volkstümlichen Schupos von einst. Die schmutzigen Arbeiten wurden ihm abgenommen von Zivilisten, die von irgendwoher auftauchten und dann wieder verschwanden. Sonst werden politische Mythen von einem konkreten Gesicht geprägt oder wenigstens von einem Gesichtstypus. Der Stasi-Mythos jedoch verbindet sich mit einer Vielzahl von Gesichtslosen, die keiner kennt, die man aber hinter jeder Ecke, jeder Wand vermutet, die alle Telefonate abhören und jeden Brief lesen. Ein politischer Mythos also ohne jede Ambivalenz, ohne jenes prickelnde Ineinander von kalt und heiß — einer, der nur Abwehr und Haß auslöst.

Die Medien haben diesen Mythos nicht geschaffen, sondern aus dem Nachlaß des SED-Regimes übernommen. Aber sie haben ihn, in ihrer Ungeduld und ihrer Gier nach Negation, zu einem giftigen Riesenpilz aufgebläht. Alles, was die einstige DDR betrifft, wird früher oder später auf die Stasi bezogen. Es gibt keinen Gegenstand, keinen Vorgang, keinen Mißstand innerhalb des DDR-Bereichs, der nicht von »Stasi«-Umtrieben her beleuchtet oder gar aus ihnen abgeleitet wird. Das erschwert eine nüchterne Sicht der Wirklichkeit in ihrer ganzen Komplexität, der, gerade im Fall der DDR, nicht mit den üblichen Vereinfachungen beizukommen ist.

12.4 Die flächendeckende Stasi

Von den verschiedenen Tätigkeiten der Stasi wurde die »flächendeckende Aufklärung« am ehesten bekannt. In ihr setzte sich die Stasi zum Ziel, nicht nur jede einzelne Person, die in der DDR lebte, sondern auch jedes einzelne sich dort abspielende Ereignis bis hin zum Betriebsausflug und zum Honoratiorengeburtstag nachrichtendienstlich zu erfassen. Das Netz sollte so dicht gewoben sein, daß auch die geringste regimefeindliche Regung wahrgenommen würde. Dieser gigantische Anlauf nimmt sich aus wie ein Denkmal auf die als Nationaltugend geltende »deutsche Gründlichkeit« — nur eben eine, die durch die vielen technischen Fortschritte seit den Tagen der altmodischen Gestapo weit präziser und umfassender geworden ist. Telefon-Abhören wurde zum alten Hut, seit es Geräte gibt, welche auch durch die dickste Mauer hindurch ein Gespräch akustisch genau aufnehmen können. Mit Staunen las man in der Presse die detaillierten Inventare von Stasi-Werkzeugkoffern mit den kompliziertesten Instrumenten zum keine Spur hinterlassenden Einbruch in fremde Wohnungen oder zum Öffnen von Gepäckstücken — sie weckten Schauer, wie man sie in der Jugend beim Lesen von Jules Verne verspürt hatte. Und direkt in die Sphäre der Science Fiction führte eine Fernsehreportage über ein Stasi-Laboratorium, das in kolonnenweise aufgereihten Glasgefäßen die Düfte potentieller Regime-Gegner sammelte: sie machten es möglich, unter Zuhilfenahme einer die Düfte sortierenden Schäferhundnase, die Sprayer aufsässiger Graffiti wissenschaftlich einwandfrei ausfindig zu machen.

Allerdings machen sich gerade erfolgreiche Profis des Nachrichtengewerbes gerne über die Illusion einer solchen flächendeckenden Aufklärung lustig. Der Schreibende erinnert sich eines Kreises von »Ehemaligen«, in dem man auf dieses Problem zu sprechen kam. Unter dem Schmunzeln der Runde wurde der während des Dritten Reichs in Berlin arbeitende »Salon Kitty« als Beispiel herangezogen. Es handelte sich um ein von staatlichen Dienststellen eingerichtetes Edelbordell, in dem sich prominente ausländische Gäste in Gesellschaft von (auch nachrichtendienstlich ausgebildeten) schönen Blondinen von Konferenzstrapazen erholen konnten. Natürlich waren alle Betten mit

Abhörgeräten ausgerüstet. Der Experte: »Die Technik hat sich ja seither verbessert. Damals mußten noch eigene Lagerhäuser für die täglich anfallenden Tonbänder eingerichtet werden — die waren zu jener Zeit noch aus Leichtmetall. Die heutigen Abhörkassetten nehmen weniger Platz ein. Doch damit ist das Zeitproblem noch nicht gelöst . . .« Auf fragende Blicke hin präzisiert der Experte: »Nehmen wir an, der ausländische Ehrengast verbringt anderthalb Stunden im Salon Kitty. Das Abhörband muß dann auch 90 Minuten lang laufen, denn man weiß ja nicht im voraus, wann (und ob überhaupt) die einschlägige Dame ihren Gast zum Reden über nachrichtendienstlich interessante Themen bringen kann.« Es folgt die genaue Beweisführung, daß die Auswertung eines solchen Bandes die zwei- bis vierfache Zeit seiner Laufdauer erfordere. Woraus wiederum gefolgert wird, daß ein einziger Beamter für die Überwachung eines einzelnen Bettes bei Kitty gar nicht genüge. »Die zur Auswertung eingesetzte Mannschaft war schon sehr bald mit ihrer Arbeit um viele Wochen im Rückstand . . .« Die Nutzanwendung auf die Stasi lautete: »Ein flächendeckend vorgehender Geheimdienst produziert zwangsläufig auf Halde. Es geht ihm wie den Amerikanern mit ihrer Mondlandung. Sie hatten eine Menge hochqualifizierter Apparate auf den Mond mitgenommen, die dort eine Unmasse von Messungen und Aufnahmen vornahmen. Außerdem wurde viel dort oben vorgefundenes Material im Original zur Erde mitgebracht, damit es dort geprüft werden konnte. Wie man hört, haben die amerikanischen Institute all dieses Material bis heute nicht aufarbeiten können.« Dies erinnerte den Schreibenden an ein Gespräch mit einem prominenten Chemiker. Jener war der Meinung, daß in seinem Fach jede wichtige Entdeckung in den verflossenen hundert Jahren bereits einmal gemacht worden sei. Man wisse bloß nicht, wo sie in der uferlos gewordenen Literatur publiziert sei. »Kann da der Computer nicht helfen?« — »Wie denn? Wir wissen ja erst, wenn wir die Entdeckung neu gemacht haben, was wir hätten programmieren müssen.«
Die ehemaligen Geheimdienstler waren sich übrigens mit den wenigen (und bedeutend schweigsameren) Noch-Aktiven in der Runde darüber einig, daß gerade in ihrem Gewerbe der Mensch nicht durch Apparaturen ersetzt werden könne: »In der Kriminalistik mag das an-

ders sein. Ein Mord etwa hinterläßt so viel konkrete Spuren, daß der methodische Einsatz von Gerät einiges erbringen kann. Unsere Objekte hingegen sind oft nicht so eindeutig zu fassen, es geht nicht nur um Flecken auf dem Teppich, sondern auch um Ideen, Stimmungen. Da kommt es mehr auf Einzelne an, die das Gespür haben, wo etwas sein könnte. Und dann, vergessen wir nicht, wie oft es einfach der Zufall war, der uns auf eine Spur brachte...«

Was nach dem Fall der Mauer über die Stasi bekannt geworden ist, hat den Standard-Witz »Das Einzige, was in der DDR funktioniert, ist der Nachrichtendienst« widerlegt. Auch dieser Bereich war dem Erstickungstod nahe. Das Planziel der flächendeckenden Aufklärung hatte einen Berg von Akten, Tonbändern, Fotos und Videokassetten aufgetürmt, der zum Selbstzweck geworden war; die Erfassung des Materials konnte mit seiner Aufhäufung nicht Schritt halten. Der Berg verdeckte mehr die Sicht als daß er den ihn auftürmenden Heinzelmännchen Einblicke brachte. Ein erfahrener DDR-Schriftsteller faßt das in einem Brief vom Juni 1990 so zusammen: »Das System war perfekt, es war in einem solchen Grade durchorganisiert, daß es m. E. zuletzt handlungsunfähig wurde. Es war, als ob sieben Hirten eine Kuh umstanden, die fressen sollte, was vom Vieh mit Irritation quittiert wurde. Für mich ist eine andere Frage unbeantwortet geblieben: was in aller Welt sollte dieser ungeheure Apparat noch bewirken? Die Stasi ist eigentlich mehr ein Symbol für die Verkrustung des Regimes als ein wirklicher Apparat, der noch handeln konnte.«

12.5 Die Stasi als Sozialhelferin

Wäre die Staatssicherheit nur eine Geheimpolizei gewesen, so wäre die Auseinandersetzung mit ihr wesentlich einfacher. Das Ministerium — mit einem geschätzten Personalstand von etwa 100000 Festangestellten und einer halben Million »freier Mitarbeiter« auf eine DDR-Gesamtbevölkerung von 16 Millionen — war ein kompliziertes Gebilde mit offenbar recht verschiedenartigen Tätigkeiten. Seine Autorität beruhte auf seiner »Unsichtbarkeit«, dem Fehlen jeglicher

Transparenz — was noch dadurch verstärkt wurde, daß die einzelnen Abteilungen des Ministeriums möglichst wenig über die anderen erfahren durften. Es liegen weder genaue Organisationspläne des Ministeriums vor, noch Abgrenzungen der Arbeitsgebiete, sei es innerhalb des MfS oder gegenüber anderen staatlichen Dienststellen. Und die Verwirrung erreicht dadurch ihren Höhepunkt, daß höhere Stasi-Funktionäre gerne unter anderem Namen und mit Scheinzugehörigkeit zu harmlosen Institutionen operiert haben.
Im übrigen war nicht einmal Unsichtbarkeit die feste Regel. Wenn wir heute erfahren, daß selbst weniger wichtige (und keineswegs besonders verdächtige) DDR-Schriftsteller in ihrem von der staatlichen Reiseagentur zugewiesenen Urlaubsgebiet vierzehn Tage lang von einem Wagen in stets gleichem Abstand verfolgt wurden, dessen zwei Insassen keineswegs unauffällig sein wollten, so mag man das für sinnlose Personalverschwendung halten. Das ist jedoch »westlich« gedacht. Zunächst sollte der Autor gerade auch im Urlaub nicht vergessen, daß der Große Bruder wacht — für diese Drohgebärde war die ostentative Sichtbarkeit gut. Daß nicht bloß ein Überwacher, sondern gleich zwei hinterherfuhren, hatte sogar eine Mehrzweckfunktion. Erstens konnten die beiden aufeinander aufpassen, was sowohl ein Nachlassen der Aufmerksamkeit wie auch eine Fraternisierung mit dem Objekt der Überwachung ausschloß. Zweitens war die Doppelbesetzung ganz im Sinne eines Staates, der seinen Bürgern in seiner Verfassung das Recht auf einen Arbeitsplatz garantiert: die beiden auffällig-unauffälligen Herren vergrößerten die Zahl der ihm auf Gedeih und Verderb Verbundenen um zwei Köpfe (mit den Familienangehörigen sogar sechs oder mehr).
Nicht alle bekannt gewordenen Stasi-Unternehmungen sind von dieser höheren Sinnlosigkeit, die zum Kollaps der DDR führte. Eine der Geschichten klang so unglaubhaft, daß der Schreibende sie bei der betreffenden Familie recherchiert und bestätigt erhalten hat. Sie spielt zwei Jahre vor dem Fall der Mauer in einer sächsischen Großstadt; ihr »Held« ist ein politisch nicht festgelegter Achtzehnjähriger, noch bei seinen Eltern lebend, zu jener Zeit vor allem mit Liebeskummer beschäftigt, von Beruf Lehrling. Der junge Mann gerät, leicht alkoholisiert, in einer Disco in eine Prügelei und beschimpft die ihn abführen-

den Herren in Zivil mit nicht gerade regimefreundlichen Sprüchen. Er wird wegen Rowdytum zu sechs Monaten verurteilt. Während seiner Haft sucht ein weiterer Herr in Zivil die Eltern auf und fragt sie, ob sie ihren Sohn nach seiner Entlassung wieder bei sich aufnehmen werden. Die Eltern, durch einen Verwandten im Staatsdienst beraten, verhalten sich nach einem mit ihrem Sohn verabredeten Szenario. Sie mimen Entrüstung und sagen, sie wollten nichts mehr mit einem Sprößling zu tun haben, der sich so undankbar gegenüber seinem sozialistischen Vaterland gezeigt habe. Und es läuft wie geplant.
Am Ende seiner Haft wird der junge Mann von einem Herrn in Zivil über die Weigerung seiner Eltern unterrichtet. Man wolle ihm jedoch wegen eines einzigen Fehltritts nicht seine Zukunft im Arbeiter- und Bauernstaat verbarrikadieren. Der Arbeitgeber habe sich bereit erklärt, ihn weiter zu behalten. Und da der Jüngling (angeblich) nicht weiß, wohin er nun gehen soll, erfolgt das, was Ziel der Operation war: der Herr, der sich in Zukunft hie und da über seinen beruflichen Werdegang erkundigen will, führt ihn zu einer kleinen, aber sauberen Einzimmerwohnung und übergibt ihm deren Schlüssel. Der junge Mann weiß, daß er unter normalen Umständen noch viele Jahre auf eine eigene Wohnung hätte warten müssen. 1990 befragt, erklärt er, daß er bei seinem Betreuer echte Anteilnahme gespürt habe. In den verbleibenden anderthalb Jahren DDR sei der betreffende Herr noch dreimal bei ihm erschienen und habe sich nach seinen Lebensumständen, seinen beruflichen Fortschritten erkundigt. Und der junge Mann versichert glaubwürdig, man habe von ihm keine Gegenleistungen verlangt.
Eine Kette anderer Erfahrungsberichte bestätigt, daß die Staatssicherheit nicht einfach ein Überwachungsapparat war — man hatte sich dort offensichtlich zum Ziel gesetzt, überall dort helfend und korrigierend einzugreifen, wo Staat und Gesellschaft nicht mehr richtig zu funktionieren schienen. Unter Einsatz eines teilweise hochqualifizierten Personals war sie ein gigantischer Versuch, sozusagen in Mund-zu-Mund-Beatmung jedes einzelnen Staatsbürgers dieser willenlos gewordenen Rentnergesellschaft jenen kreativen Elan einzuflößen, den sie ihrer Konstruktion nach gar nicht haben konnte. Einige Jahre lang sonnte sich ja die DDR in dem usurpierten Ruhm, die einzige

wirtschaftlich und technisch gut funktionierende Volksdemokratie marxistisch-leninistischer Prägung zu sein. Die Stasi war die Doping-Pille, mit deren Hilfe man für kurze Zeit deutsche Tüchtigkeit unter roter Fahne simulierte.

12.6 Wie wird man Stasi-Mitarbeiter?

Je mehr man sich mit dem Stasi-Problem beschäftigt, desto mehr verflüchtigt sich das Bild von der geheimnisvollen Macht im Dunkeln. Die plakative Trennung der DDR in eine böse Stasi-Hälfte und eine gute Hälfte mit dem Rest des Volkes dürfte ein Produkt der voreiligen Dämonisierung des Stasi-Personals durch die Medien sein. Zum mindesten mit ihrem größeren, nichtpolizeilichen Teil war die Stasi eng mit dem DDR-Alltag verbunden, und diejenigen, die mit »ihrem« oder »ihren Stasi-Männern« ihre Angelegenheiten aushandelten, waren nicht so gering an Zahl, wie man heute vorgibt. Die Romane und Erzählungen von Helmut H. Schulz, einem 1931 geborenen Berliner, die diesen Alltag aus nüchterner Distanz plastisch schildern, lassen diese Verflechtung deutlich erkennen, auch wenn die Stasi damals nicht mit Namen genannt werden durfte. Das gilt insbesondere für seinen vom wilhelminischen Kaiserreich bis in die 70er Jahre führenden Generationenroman »Das Erbe« (Verlag der Nation, Ost-Berlin, 1981), zu dem es in der gleichzeitigen bundesrepublikanischen Romanliteratur nichts Vergleichbares gibt. Vielleicht vermag nur ein Roman-Großgeflecht wie dieses, welches das Scheitern eines Aufsteigers an einer Großbaustelle der DDR vorführt, die regulierend und richtend eingreifenden Kräfte aus dem Hintergrund in ihrer Art richtig einzuordnen und zu bewerten: es sind beileibe keine Engel, aber auch keine Teufel.
Günter Kunert, der 1979 die DDR verließ, hat (Die Zeit 17. 8. 90) über seine in der DDR verbliebenen Schriftstellerkollegen gesagt: »Sie waren so wenig Opfer, wie sie Täter gewesen sind. Sie waren dem System ausgeliefert, dessen sie sich oftmals in Schweijkscher Weise zu erwehren suchten.« In den anspruchsvolleren Berufen gehörte es geradezu

zur Überlebenspraxis, sich mit dem zuständigen Stasi-Mann zu verständigen. Wer weder Anhänger der Diktatur war noch sich zum Helden geboren glaubte, mußte sich so verhalten, es sei denn, er wanderte aus (sofern ihn nicht eine Mauer daran hinderte). Jener DDR-Schriftsteller, den wir bereits (12.4) mit seinem Brief vom Juni 1990 zitierten, sagt im selben Schreiben: »Es wird unglaublich viel gefaselt über die Stasi. Einer meiner Freunde aus den 60er Jahren pflegte als Untersuchungsgefangener der Stasi mit seinem Vernehmungsoffizier längere Debatten über Recht und Politik zu führen, bis ihm jener bedeutete, er möge wohl recht haben, allein man stehe sich hier einfach gegenüber. Ähnliches berichtete Peter Edel von seinen Vernehmungen durch einen Gestapo-Offizier, der ihm klarmachen wollte, daß es um die rein praktische Frage gehe, wer — wen. In meinem weiteren Bekanntenkreis habe ich auch Stasi-Offiziere gehabt, als Historiker und technische Spezialisten, und jeder wußte hier ziemlich genau, von wem er observiert wurde.«
In dieser Situation konnte man unversehens zu dem werden, was man im Stasi-Jargon einen IM (inoffizieller Mitarbeiter) nannte. Wie verhielt sich der DDR-Staatsbürger, wenn er von der Stasi zur Mitarbeit aufgefordert wurde, aber keine Lust dazu hatte? Es soll welche gegeben haben, die sich strikt weigerten und damit zwar nicht ihren Kopf riskierten, aber mit erschwerten Lebensbedingungen bestraft wurden. Der Durchschnittsbürger wird sich gesagt haben: Nun gut, dann liefere ich eben von Zeit zu Zeit irgendwelche harmlosen Hinweise über meine Umgebung — im übrigen: Schwamm drüber. Eine Variante war die Kavalierslösung. Herr A geht zu den Herren oder Damen B, C, D, E und sagt: »Ich habe mich der Stasi gegenüber verpflichten müssen, Sie auszuforschen — aber ich werde jede Notiz über Sie mit Ihnen zusammen aufsetzen ...« Und B, C, D, E danken hocherfreut. In der Sicht von damals ist A ein Schweijk. Aus der Sicht von heute ist er ein »Stasi-Agent«. Sind es wohl mit ihm auch B, C, D, E?
Hinzu kommt, daß es in der Stasi bestimmt war wie überall auf der Welt in solchen Dienststellen: wer am meisten Erfolgsmeldungen vorlegen kann, wird befördert. Da ist die Versuchung groß für einen Stasi-Funktionär (als solcher nicht identifiziert in seiner Wohngegend), harmlose Gespräche mit Zahnarzt X oder Gastwirt Y dazu zu

benutzen, diese Herren in seinem Bericht als seine »Vertrauensleute« zu führen. Kommt diese Akte dann nach dem Fall der Mauer in die Hände eines »Bürgerkomitees«, so fragen sich der Zahnarzt und der Gastwirt, weshalb ihre Kunden wegbleiben, dafür aber auf ihre Hauswände »Stasi raus!« geschmiert wird.

12.7 Stasi in westdeutscher Sicht

Wie verhält sich die westdeutsche Öffentlichkeit gegenüber dem verwirrenden Phänomen »Stasi«? Auch wenn man sich auf jene Politiker und Publizisten beschränkt, die sich um eine nüchterne Sicht der DDR-Angelegenheiten bemühen und sich nicht durch politische Mythologien vernebeln lassen wollen, stößt man auf Unsicherheit und Widersprüche. Es sei an drei Beispielen aufgezeigt.
Am 3. September 1990 gibt Wolfgang Bötsch, Vorsitzender der CSU-Landesgruppe im Bundestag, der »Welt« ein Interview. Es trägt den wohl von der Redaktion gesetzten, aber den Aussagen Bötschs durchaus entsprechenden Titel »Vergangenheitsbewältigung ist eine Aufgabe aller Deutschen.« Es ist also auch für einen führenden Repräsentanten jener Bonner Partei, die am ehesten noch Bedenken gegen den Bewältigungsrummel vorbringt, eine ausgemachte Sache, daß die Vergangenheitsbewältigung auf den Honecker-Staat auszuweiten sei. Das Vehikel sind für ihn die Stasi-Akten: »Ich hätte es für verhängnisvoll gehalten, wenn man einer Dezentralisierung dieser Akten zugestimmt hätte. Ich halte auch die Regelung im Staatsvertrag, wonach diese Akten unbedingt auf dem ehemaligen Gebiet der DDR zu lagern sind, für überholtes Denken. Denn die ›Vergangenheitsbewältigung‹, die sich aus diesen Akten heraus ergeben kann, ist eine Gemeinschaftsaufgabe aller Deutschen, nicht nur der Deutschen in der bald ehemaligen DDR.«
Bötsch ist also in die Falle getappt, die der Biedermann Modrow aufgestellt hatte. Der erste Ministerpräsident der DDR nach dem Fall der Mauer hat seine kurze Regierungszeit genutzt und seine kommunistische Kaderausbildung effektiv eingesetzt. Während seine Gegenspie-

ler ihre Zeit mit endlosen Diskussionen am Runden Tisch vertrödelten, sorgte Modrow dafür, daß der Stasi-Aktenberg in einer Weise zubereitet wurde, die nun Stoff für ein halbes Jahrhundert innerdeutschen Zankes liefert. Zwar äußert Bötsch in einem einzigen Satz seines Interviews Bedenken: »So wurden zum Beispiel Menschen abgehört, aber in den Akten liest es sich dann so, als ob diese selbst berichtet hätten.« Sein Wunsch, mit Hilfe der Stasi-Akten Vergangenheit zu bewältigen, zeigt aber, daß Bötsch nicht weiß, welche Funktionen Akten in sogenannten »totalitären Regimen« haben: mehr noch als in anderen Regimen sind sie keine Dokumente, sondern Waffen. Sie suchen entweder etwas zu vertuschen, was nicht bekannt werden darf, oder sie suchen einen Zustand herzustellen, den es noch nicht gibt.
Die beiden anderen Zeugen, die wir zitieren, sind Publizisten, die leitend der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« angehören: Fritz Ulrich Fack ist einer der Herausgeber der FAZ, Friedrich Karl Fromme ist dort der verantwortliche Chef der Innenpolitik. Beider Analyse ist differenzierter als die des Politikers — aber die dem Thema »Stasi« eigenen Aporien brechen auch bei ihnen durch. Bei Facks Leitartikel in der FAZ vom 18. September 1990 spürt man sogleich, daß ihm die Problematik der Stasi-Akten vertrauter ist als dem Politiker:
»... Dem Mißbrauch würden Tür und Tor geöffnet, wenn auch nur der Einzelne Einblick in das eigene Dossier nehmen dürfte. Es geht dabei nicht nur um den Rechtsfrieden, der mit Sicherheit auf Dauer ruiniert würde. Es geht vor allem um den zweifelhaften Aussagewert dieser Dossiers, die unter geheimdienstlichen Gesichtspunkten angelegt, das heißt oftmals verschlüsselt, falsifiziert oder einfach fabriziert worden sind. Ohne sorgfältige Begutachtung durch untadelige Fachleute ist der Beweiswert dieses Materials gleich Null.«
Allerdings hält Fack es für ebenso unsinnig, die Akten zu vernichten, und es käme zudem zu spät: »Da ungezählte Kopien der Akten kursieren, hätte nur der Angreifer Material in der Hand, der Angegriffene aber könnte sich nicht wehren.« Worauf Fack darlegt, wie er sich die Zusammenführung, Verwaltung und vor allem die Regelung des Einsichtsrechtes vorstellt. Fazit: »Allein das Vorhandensein der Akten würde im übrigen verhindern, daß die alten Stasi-Leute ihre Vergangenheit verleugnen und jeder Sühne, die zum mindesten ihre bür-

gerliche Reputation beträfe, entkämen. Sie und die Anschwärzer, die jetzt vielerorts mit Hilfe von Aktenauszügen am Werke sind, müßten die penible Prüfung durch unabhängige Gutachter fürchten. Die Unschuldigen aber könnten ihr Recht erlangen.« So realistisch auch Facks Einstieg ins Thema war — in den letzten drei zitierten Sätzen wird ein Utopismus spürbar, der nicht dazu passen will.
Ähnlich verhält es sich mit Frommes zehn Tage später in der FAZ (28. 9. 90) erschienener Leitglosse mit dem Titel »Schleichendes Gift« (ohne Anführungsstriche). Zunächst analysiert Fromme umsichtig die von Ministerpräsident Modrow ebenfalls unter Ausnützung der endlosen Palaver der revoltierenden Pastoren und Intellektuellen unternommene Personalverschiebungsaktion, welche hintenherum eine größere Zahl von höheren Stasi-Offizieren in weniger auffälligen Positionen unterbrachte. Fromme nimmt an, daß von diesen Posten durchaus »eine Art von Rest-Macht ausgeübt werden kann«. Allerdings müsse das »nicht immer gleich der Vorsatz zur Konterrevolution« sein. »Vielleicht geht es nur um ein Ausgedinge für widerwillige Opportunisten.« (Was wohl heißen soll: für solche, die zu stolz sind, sich den neuen Herren anzubiedern.) Etwas sehr Wesentliches übersieht Fromme ebenfalls nicht — daß nämlich diese Stasi-Leute (unter denen sich ja manche überdurchschnittlich Begabte befinden!) »von den Menschen als Konkurrenz zu den neuen, demokratischen Kräften« empfunden werden. So hat Fromme mit wenigen Strichen einen Schwebezustand skizziert, mit Möglichkeiten nach beiden Seiten hin, welcher der Stasi-Wirklichkeit ziemlich nahe kommen dürfte. In Klartext gesprochen: Aus der Mehrheit der Stasi-Leute dürfte das werden, was die Sieger aus ihnen machen. Wer, als Paria abgestempelt und an die Wand gedrückt, nur noch um sich schlägt und möglichst viel Schaden anrichtet, kann, wenn man ihm die Hand reicht, zum unentbehrlichen Mitarbeiter beim Wiederaufbau der neuen Bundesländer werden. Doch so weit geht Fromme nicht. Vermutlich kann eine Zeitung dem Leser Schwebezustände nicht zumuten — selbst wenn sie die eigentliche Realität sind.
Wie Fack am Ende seines Leitartikels in die Utopie ausweicht, so Fromme am Ende seiner Leitglosse. Denn die Aufteilung der Welt in weiße und schwarze Schafe ist eine der schlimmsten Utopien.

Fromme schließt so: »Nach 1945 war an zum Wandel bereiten Opportunisten kein Mangel; jetzt gibt es zu viele, die das Ende ihrer lang währenden Macht nicht hinnehmen wollen. Der ›gute Kommunist‹, das war im Westen lange Zeit eine Idealfigur. Wenn alles zutage tritt, was die Regierung Modrow noch für ihre Leute bewirkt hat, wird diese Illusion, ein bißchen spät, zu einem Ende kommen.«
Wer in seinem Leben zu einer etwas skeptischen Anthropologie gefunden hat, nimmt mit Befremden wahr, welche neue Mauer da aufgerichtet wird — eine aus moralischen Wertungen, auf der einen Seite weiß, auf der andern Seite schwarz. Genügt wirklich die politische Option, die ein Mensch getroffen hat, um ihn entweder auf die Seite der Guten oder die der Schlechten einzureihen? Darf der »Wessi« sich mit seinem politischen Bekenntnis, das bisher nie der Feuerprobe ausgesetzt war, über den »Ossi« erhaben fühlen, der gar keine andere Wahl hatte? Und wenn der DDR-Deutsche die Wahl gehabt hätte, in den Westen überzuwechseln — darf man es ihm zum Vorwurf machen, wenn er seine Lebenskraft in den Staat, in die Gemeinschaft einbringen wollte, in der er aufgewachsen war und wo seine Familie zu Hause war? Zudem: das politische Engagement ist nur ein Teil am Menschen, er hat auch andere Seiten — will man ihn, was an sich schon eine Vermessenheit ist, in eine moralische Wertskala einordnen, so sollte man sich nicht mit seinem Parteibuch begnügen. Zumal man sich aus sehr verschiedenen und oft kuriosen Gründen für ein Parteibuch und für eine bestimmte politische Karriere entscheiden kann.
Man wird mir entgegenhalten, daß es ja »nur« um die Ausgrenzung der Stasi-Leute gehe, und auch da bloß um diejenigen, welche Verbrechen begangen hätten. Alles, was in diesem Buch bisher über die Stasi gesagt wurde, sollte zeigen, daß es sich um ein sehr komplexes Gebilde mit fließenden Übergängen handelt, in dem kaum Abgrenzungen vorgenommen werden können — weder juristische noch moralische (die schon gar nicht). Die DDR-Deutschen sind nun einmal — dem großen Wort kann nicht ausgewichen werden — eine Schicksalsgemeinschaft. Gerade von ihnen selbst ist das immer wieder betont worden. Man denke an die geflügelte Parole »Sechzehn Millionen Opfer suchen sechzehn Millionen Täter«. Der Psychiater Maaz (11.6) aus Halle hat eine Art von Anthropologie seiner DDR-Landsleute entworfen,

deren Kern die Identität von Täter und Opfer ist. Solche Dinge darf nur einer sagen, der — wie Maaz selbst — dieses Schicksal geteilt hat. Der letzte Vorsitzende der DDR-Sozialdemokraten, Wolfgang Thierse, hat (Die Zeit 21. 9. 1990) zu diesem Thema etwas sehr Weises gesagt. Denjenigen unter seinen Landsleuten, die den Kapitalismus der Bundesrepublik verteufelten, hielt er gelassen entgegen: »Die DDR tritt zwar nicht dem Paradiese bei, aber auch nicht der Hölle.« Dasselbe sollte auch in umgekehrter Richtung gelten. Wenn die Westdeutschen sich von der Anti-Stasi-Hysterie treiben lassen, wird es zu einer breiten Konfrontation zwischen Wessi-Schulmeistern (und Postenjägern) auf der einen Seite und den DDR-Deutschen als den globalen Sündern auf der andern Seite kommen. Das Ergebnis würde eine weitere Massenflucht aus den »fünf neuen Bundesländern« nach Westdeutschland sein. Die hilflos Zurückgebliebenen aber würden umfunktioniert in eine neue Paria-Schicht — in eine Schicht von Geächteten mit minderen Rechten und üblem Ruf, die von den braven, »normalen«, guten Staatsbürgern (im Westen) zu unterscheiden wären. In Sachen DDR-Nachlaß hat man bloß die Wahl zwischen der Schlangengrube oder einer entschiedenen, umfassenden Generalamnestie.

12.8 Generalamnestie

Nur eine großzügig und umfassend gehandhabte Generalamnestie vermag zu verhindern, daß DDR-Deutschland im vereinten Deutschland zu einem schwärenden Giftherd wird. Ohne einen solchen Schlußstrich unter die Stasi-Vergangenheit würden Ulbricht und Honecker in den kommenden Jahren ihre späte Rache finden, und auch Stalin. Diskussionen über Generalamnestie leiden aber oft an der Unkenntnis, was die Generalamnestie sich zum Ziele setzt. Sie hat nichts mit »Verzeihen« zu tun, und schon gar nichts mit »Reinwaschen«. Generalamnestie ist vielmehr ein Eingeständnis, daß in einer bestimmten historischen Situation Gerechtigkeit nicht herstellbar ist und es darum weiser ist, auf ohnmächtige Versuche zu verzichten, die bloß

die vorhandene Ungerechtigkeit um neue Ungerechtigkeiten vermehren würden. Sie will durch einen entschiedenen Schnitt dieser Spirale ein Ende machen und so den Neubeginn ermöglichen.
Der Schreibende war zunächst der Meinung, die sogenannten Kapitalverbrechen müßten von einer solchen Generalamnestie ausgenommen werden. Im politischen Bereich ist jedoch schwer abzugrenzen, was ein Mord ist und was nicht. Ist ein Grenzpolizist mit nachgewiesenem Todesschuß ein Mörder? Sind die im Politbüro und im ZK für den Schießbefehl Verantwortlichen die Mörder? Wie steht es überhaupt mit der DDR-Führung? Kann ein Mann, der in Bonn mit allen Ehren als Staatschef eines souveränen Staates empfangen wird, dort ein paar Jahre später für seine Entscheidungen vor Gericht gestellt werden? Wenn der Tyrann nicht von seinen eigenen Untertanen erschlagen wird — sie taten es mit gutem Grunde nicht — hat man ihm gegenüber nur noch die Wahl zwischen einem üblen Gemisch von Justizförmigem, Realpolitischem und Ideologischem (was der DDR gerade noch gefehlt hätte) oder der Amnestie. Hans-Dietrich Sander, der einen Gedanken zu Ende zu denken pflegt, überzeugte mich, daß eine Generalamnestie, die Ausnahmen macht, eben keine *General*amnestie sei.
Bei der deutschen Vereinigung ist es nicht nur der Stasi-Mythos, der eine Generalamnestie notwendig macht. Erforderlich wird sie auch angesichts der Tönung, welche die vom Rhein her durchgeführte Vereinigung zuweilen annimmt. Die Konstruktion der deutschen Einheit ist eine große Aufgabe, auf die man all seine Kraft konzentrieren sollte. Sie mit einem Feldzug gegen das Böse, einem Kreuzzug für die F.D.G.O. und einem Kampf um die dabei frei werdenden Posten zu verbinden, macht die Generalamnestie schon aus Gründen des Artenschutzes zu einer Notwendigkeit.
Allerdings kann im vereinten Deutschland eine Generalamnestie nur wirksam sein, wenn sie von zwei flankierenden Maßnahmen unterstützt wird. Die eine orientiert sich an dem (2.21) bereits vorgestellten französischen Verfassungsparagraphen über den »oubli du passé« (Vergessen der Vergangenheit), der zur Erhaltung des inneren Friedens alle Nachforschung über die politischen Meinungen des Staatsbürgers unter dem voraufgehenden Regime untersagt. Dieser Para-

graph hat nach der Französischen Revolution und nach den Napoleonischen Feldzügen für lange Zeit der französischen Selbstzerfleischung ein Ende gemacht. Ein vergleichbarer Paragraph sollte heute helfen, die Stasi-Akten aus dem Verkehr zu ziehen. Der Staat hätte die von ihm gehüteten oder von ihm zu beschlagnahmenden Akten zu vernichten. Wer gleichwohl einem Mitbürger seine politische Vergangenheit vorwirft, sollte harten Bußgeldern unterworfen werden, die proportional zum Einkommen des Verleumders festzulegen wäre; im Wiederholungsfalle wären zusätzlich Haftstrafen zu verhängen.

Die andere flankierende Maßnahme sollte einer Zementierung steriler »Seilschaften« in den Führungspositionen gegensteuern, welche eine Nebenfolge der Generalamnestie sein könnte. Sie bestünde darin, den Zugang zu den Führungspositionen (und vor allem den Verbleib in ihnen) nicht mehr durch Gesinnungskontrollen zu regeln. Eine Prüfung der Leistung wäre fruchtbarer. Gerade tüchtige Leute sind lernfähig. Und die großen Staatsmänner — man denke an Bismarck — haben mit leistungsfähigen Renegaten aus dem voraufgehenden Regime meist gute Erfahrungen gemacht.

Wem diese Perspektive zu hart erscheint, sollte zur Kenntnis nehmen, was sich in der Welt zusammenballt. Es kommen harte Zeiten auf uns zu — wer sie bestehen will, tut gut daran, unnötige Streitereien im eigenen Haus mit Einfühlung und auch Härte rechtzeitig beizulegen.

12.9 Ausblick

Was hat der Fall der Mauer den Deutschen auf dem Feld der Vergangenheitsbewältigung gebracht? Wer auf die verflossenen fünfzehn Monate zurückblickt, hat ein lachendes und ein weinendes Auge. Im Inneren Deutschlands hat sich die Lage verschlimmert. Rund um Deutschland herum hat sich jedoch viel ereignet, was die Deutschen entlastet — und was für die Zukunft hoffen läßt.

Der Tag der deutschen Einheit wurde dadurch getrübt, daß die Deutschen ein zweites Mal dazu ansetzen, sich in einem Bewältigungsrummel zu zerstreiten. Der ersten, der Hitler-Bewältigung, konnten sich

die Deutschen nicht entziehen: sie wurde ihnen durch die Sieger von 1945 befohlen. Zur zweiten, der Stasi-Bewältigung, wurden die Deutschen nicht von außen gedrängt. Sie stürzten sich freiwillig in dieses Unternehmen, das genauso schiefgehen wird wie die erste Vergangenheitsbewältigung, die alle ihre schönen Ziele verfehlte und meist die falschen Leute befriedigte. Aber von draußen kommt seit dem »Deutschen Herbst« von 1989 frische Luft herein. Es ist seit damals viel geschehen, was die bisherige Vergangenheitsbewältigung relativiert. Am Monument der »Singularität« der deutschen Verbrechen wird vom Ausland her gerüttelt.

Nun öffnen die andern ihre Gräber. Das Zerbröckeln des Stalinschen Imperiums hat den Bereich des zu Bewältigenden in atemberaubender Weise erweitert. Sowohl die sich befreienden Satellitenstaaten Moskaus wie auch die von Gorbatschow veränderte Sowjetunion haben sich, in verschiedenen Intensitätsgraden, an eine Arbeit gemacht, die bisher allein den Deutschen vorbehalten war: Sie gingen an die Bewältigung ihrer Vergangenheit — nicht der »faschistischen«, sondern der marxistisch-leninistischen Vergangenheit. Und sie beschränkten sich dabei nicht auf die Neubewertung und das Umschreiben ihrer Geschichte und auf humanitäre Bekenntnisse. Man begann auch, die eigenen Schinderstätten vorzuführen, die von den eigenen Henkern gefüllten Massengräber zu öffnen. Es war ein Markstein der Vergangenheitsbewältigung, als die Sowjetunion endlich offiziell zugab, daß die über 4000 ermordeten polnischen Offiziere von Katyn Opfer Stalins und nicht Hitlers waren. Zugleich wurde bekannt, daß die Kulakenmorde der 20er Jahre nicht der einzige Massenmord in Millionenhöhe der sowjetischen Geschichte sind. Es zeichnet sich, trotz des »Mauerns« zahlreicher russischer Archivare, ab, daß die langjährige Mordkampagne Stalins gegen seine wirklichen und vermeintlichen innenpolitischen Gegner einem Genozid am eigenen Volk gleichkam.

Die Gottesstrafe ist aufgehoben. Auch im Verhältnis zwischen den Deutschen und den Juden hat sich mit dem Fall der Mauer etwas verschoben. Wir haben (6.12) über die These von Michael Wolffsohn berichtet, daß den ihrer Religion abtrünnig gewordenen Juden als ver-

bindende Kraft über die Grenzen hinweg allein die Erinnerung an den Holocaust verblieben sei — ihre Identität sei ohne »ein Deutschland mit Kainszeichen« gefährdet. Der deutsche Jude Wolffsohn hatte diese Verfluchung nicht mitgemacht, doch schien er wenig Hoffnung zu haben, daß die Deutschen sich von dem Fluch befreien könnten. Nun hat er (FAZ 8. 11. 1990) festgestellt: »Wer die Katastrophe (des Holocaust) und damit Deutschland als Identitätsstifter benötigt, muß die deutsche Teilung zugleich als ›Strafe‹ für den Völkermord an den Juden betrachten. Der Fall der Mauer und die deutsche Wiedervereinigung trüben diese funktionelle Sichtweise. Plötzlich wird Deutschland (wieder) vereinigt, und damit ist die vermeintliche Strafe aufgehoben, die Welt auf den Kopf gestellt.« Das mag einem als allzu optimistische Vision von Professor Wolffsohn vorkommen, dem ja die deutsch-jüdische Versöhnung immer besonders am Herzen lag. Nun hat jedoch ein anderer jüdischer Hochschulprofessor, der bisher eher als »unversöhnlich« galt, mit Bestimmtheit dasselbe gesagt: Julius H. Schoeps, 1942 in Schweden als Sohn des unvergessenen Preußen-Visionärs Hans-Joachim Schoeps geboren, Politologe an der Universität Duisburg, wo er das »Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte« leitet. Am Ende eines längeren Interviews im »Frankfurter Allgemeine Magazin« (4. 1. 1991) stellt er fest: »Der 9. November 1989, der Fall der Mauer in Berlin, signalisiert das Ende der Nachkriegsgeschichte. Aus jüdischer Sicht sind im Rückblick die Fassbinder-Kontroverse, Bitburg, die Historiker-Debatte und die Jenninger-Rede vor dem Bundestag Stationen auf dem Weg zu diesem Datum. Mit dem 9. November ergibt sich für die Juden in Deutschland eine völlig neue Situation, auf die sie sich zwangsläufig werden einstellen müssen.« Schoeps gibt zu, daß die Juden beim »Datum 9. November« an die Pogromnacht von 1938 denken und daß das in Zukunft zu Spannungen führen kann. Professor Schoeps anerkennt jedoch in erstaunlicher Offenheit das Recht der Deutschen auf »ihren 9. November«, den des »Deutschen Herbstes« von 1989: »Für die überwiegende Mehrzahl der Deutschen in Ost und West bedeutet dieses Datum, daß ein Schlußstrich unter die Vergangenheit gezogen werden kann. Es ist nicht mehr notwendig, in Sack und Asche zu gehen, zerknirscht vor der Welt als Verlierer des Zweiten

Weltkrieges dazustehen. Man kann jetzt wieder mit erhobenem Haupt leben, stolz darauf sein, was in vier Jahrzehnten aufgebaut worden ist. Vor allem kann man einen Anspruch darauf erheben, nicht mehr an die dunkelste Seite deutscher Geschichte erinnert zu werden. Eine Konsequenz dieser Entwicklung wird es sein, daß bald keine Tabuisierungen mehr vorhanden sein werden.« Schoeps hat Verständnis dafür, daß der 9. November »für die Mehrzahl der Deutschen in Zukunft ein Freudentag sein« wird: »Mich würde es nicht wundern, und manches spricht sogar dafür, wenn der 9. November statt des 17. Juni zum nationalen Gedenktag erklärt würde.«

Der Präsident und die Kriegsgefangenen. Ohne die Amerikaner und das moralische Pathos ihrer Außenpolitik hätte es in Deutschland kaum eine Vergangenheitsbewältigung von diesem Ausmaß gegeben. Die Kriegsverbrechen, welche die Amerikaner bei Kriegsende begingen (etwa die Folterungen im Malmedy-Prozeß, das wahllose Abschießen von Deutschen beim Einmarsch in Deutschland) änderte daran nichts, da die deutsche Presse, soweit es sie überhaupt noch gab, nicht darüber berichten durfte. 1989 jedoch wurde eine Dokumentation über massive, von der US-Army begangene Verbrechen gegen die Menschlichkeit veröffentlicht, die nicht mehr verschwiegen werden konnte, sondern auch von den Medien verbreitet wurde. Peinlicherweise wurde diese Anklage gegen einen US-General erhoben, der als Kriegsheld in die Heimat zurückkehrte und aufgrund dieses Ruhmes zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Wir meinen das 1989 bei Ullstein erschienene Buch »Der geplante Tod« des Kanadiers James Bacque; es handelt von den Lagern, die General Eisenhower 1945 im besetzten Deutschland für kriegsgefangene deutsche Soldaten einrichten ließ. Der Titel des kanadischen Originals war »Other losses« (Andere Verluste). Zum deutschen Titel ist zu sagen, daß das von Bacque vorgelegte Material keineswegs ausschließt, daß diese Lager als Vernichtungslager geplant waren. Fest steht, daß Eisenhower darüber unterrichtet war, daß die Deutschen in diesen Stacheldrahtgehegen unter offenem Himmel wie die Fliegen starben, er aber gleichwohl die Auslieferung von Zelten, Lebensmitteln und Medikamenten an diese Lager untersagte, obwohl sie dazu bereitstanden.

Es liegen Aussagen von amerikanischen Bewachungssoldaten vor, daß ihnen von ihren Vorgesetzten bei Strafandrohung verboten wurde, den verhungernden und verdurstenden, in Erdlöchern vegetierenden Gefangenen Brot und Wasser zuzustecken. Dazu paßte, daß Eisenhower auch die deutsche Zivilbevölkerung im Stil eines Kolonialherren wie Dreck behandelte. (Das war jedoch nicht die Regel unter US-Generälen — Marshall, Patton und Clay unterschieden sich von Eisenhower nicht nur in ihren militärischen, sondern auch ihren menschlichen Qualitäten.) Ob wirklich in diesen amerikanischen und einigen entsprechenden französischen Lagern eine Million Deutsche umgekommen sind, wie Bacque behauptet, muß noch geprüft werden — eine hohe sechsstellige Zahl war es auf jeden Fall.

Kunstreisen im besetzten Land. Das Satyrspiel zu dem von Bacque in Erinnerung gerufenen Drama sind Berichte über 1945 unternommene Kunsttouristik von US-Kommandos, über welche auch die westdeutsche Presse des Jahres 1990 ausführlich berichtete. Amerikanische Kommandos in Uniform (wegen der Autorität) und in Zivil (wegen der Kunstkenntnisse) kämmten nach Kriegsende systematisch deutsche Schlösser und Sakristeien durch. Was da, mit Hilfe von vorbereiteten Listen, an Gemälden, Stichen, Holzplastiken, Edelmetallgefäßen usw. als Beute nach Übersee verschleppt wurde (und heute z. T. von den einstigen Besitzern für hohe Summen zurückgekauft wird), erinnert in peinlicher Weise an den »Kunstraub« von Hermann Göring. Wobei allerdings zu sagen ist, daß der Reichsmarschall einen Teil der von ihm aufgehäuften Schätze auch bezahlt hat, wenn auch oft zu Gefälligkeitspreisen. (Übrigens stieß der Schreibende noch in den 50er Jahren in französischen Provinzmuseen auf Bilder aus deutschem Besitz, bei denen stolz angemerkt wurde, welche militärische Einheit das betreffende Bild aus dem besetzten Deutschland mitgebracht hatte.)

Polen vergreifen sich an sakrosankten Zahlen. Die dem Berichtenden am wichtigsten scheinende Veränderung in Sachen Bewältigung ist allerdings aus Polen zu melden. Wir halten uns dabei an die ausführliche Berichterstattung der »Süddeutschen Zeitung« (19. 7. 1990), die

ja nicht im Geruche steht, faschistisch unterwandert zu sein. Die SZ stützt sich ihrerseits auf die polnische Zeitung »Gazeta Wyborcza«, Organ der Solidaritäts-Bewegung und — wie die SZ angesichts des Themas betont — herausgegeben von dem »Historiker Adam Michnick, der jüdischer Herkunft ist«. Das polnische Blatt berichtet, die Zahl der im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau Ermordeten liege nach jüngsten Untersuchungen polnischer Historiker wahrscheinlich zwischen einer Million und 1,5 Millionen. Aus diesem Grunde sei inzwischen im KZ Auschwitz-Birkenau eine Tafel mit der Zahl von vier Millionen Opfer entfernt worden. Ob sie durch eine berichtigte Tafel ersetzt worden ist, wurde nicht mitgeteilt. Genauere Angaben über Auschwitz können wohl erst gemacht werden, wenn die Sowjetunion die von ihr 1945 abtransportierten Lager-Akten für die internationale Forschung freigibt. Dann kann nicht nur die wirkliche Zahl der Opfer geschätzt, sondern vielleicht auch ihre Aufteilung nach Herkunft (Juden, Polen, Zigeuner, russische Kriegsgefangene) und Todesarten (Ermordung, Entkräftung, die bei Kriegsende alle KZs heimsuchenden Seuchen) festgestellt werden. Das Erstaunliche an der Meldung des Solidaritäts-Blattes ist, daß die Diskussion der Opferzahlen, die bisher nur von (in den »lunatic fringe« abgedrängten) französischen, amerikanischen und deutschen »Revisionisten« geführt wurde, nun außerhalb von Deutschland (wo sie nach wie vor strafrechtlich verfolgt wird) von Amtsstellen übernommen wird. Der Vorgang muß zweifellos im Zusammenhang mit einer seit 1989 sich profilierenden internationalen Kampagne gesehen werden, die vor allem von ethnischen Minderheiten getragen wird (in den USA von Lobbies der Schwarzen und der Latinos, aber auch der sich stärker zum Wort meldenden Einwanderer aus der arabisch-mohammedanischen Welt, in Europa am auffälligsten durch Sintis und Romas). Kern der Kampagne ist der Vorwurf an die Adresse der internationalen jüdischen Organisationen, sich zu Unrecht in der Weltmeinung eine Monopolstellung als Opfer von Rassismus und Genozid geschaffen zu haben (wobei natürlich auch der Hinweis auf den »Rollenwechsel« bei der Intifada nie vergessen wird).

Diese neue Entwicklung auf dem Feld der Vergangenheitsbewältigung wird in Deutschland vorerst nur zögernd zur Kenntnis genommen.

Der Fall der Mauer hat einiges in Bewegung gebracht, doch noch niemand weiß genau, wie es nun weitergehen wird. Aber wohin der Weg auch führt — leicht wird er nicht sein. Darum scheint es uns empfehlenswert, die in diesem Buch geschilderten Hysterien abzuschütteln und am Wegrand liegen zu lassen. Die auf uns wartenden Aufgaben werden so besser zu bewältigen sein.

Text abgeschlossen im Januar 1991.

Danksagungen

Aus dem Text dieses Buches geht unmittelbar hervor, wieviel der Verfasser den Autoren Jürgen Busche, Ludolf Herrmann (†), Peter R. Hofstätter, Jerry Z. Muller, Arno Plack, Wolf Jobst Siedler, Gerhard Szczesny, Michael Wolffsohn und Günter Zehm verdankt. Vielleicht ist der eine oder andere von ihnen der Meinung, daß ich ihn zu ausführlich zitiere. Möglicherweise stört solches ausdauernde Zitieren manchen Leser. Ich ziehe es jedoch dem Bestehlen dieser Autoren, respektive ihrer Umsetzung in unpersönliche Allgemeinheiten vor. Gerade beim Thema dieses Buches kommt es auf das konkrete Einzelne an. Jeder dieser neun Autoren hat bestimmte Vorgänge und Sachverhalte in unserer kuriosen Welt als erster im Wort festgehalten: das erreicht den Leser im Originalton präziser als in Surrogaten. Die über lange Jahre sich hinziehenden Auseinandersetzungen über die Vergangenheitsbewältigung mit meinen Freunden Hans-Joachim Arndt, Hellmut Diwald und Robert Hepp hingegen schlagen sich nicht zitierbar nieder — hier kann ich Dein und Mein nicht mehr unterscheiden, es ist zu sehr ineinander verwoben, läßt sich nicht auftrennen.
Auch sonst bin ich viel Dank schuldig. Arthur L. Smith Jr., Professor der Zeitgeschichte an der California State University in Los Angeles, hat als erster (und mit erstaunlicher Objektivität) den immensen Aktenberg über Ilse Koch durchgearbeitet und gegliedert — ohne diese Arbeit hätte ich das Kapital über die »meistgehaßte Frau der Welt« nicht schreiben können. Paul Carell stellte mir die Unterlagen über die Sparkassen-Story zur Verfügung, Ekkehard Hieronimus diejenigen über die U-Bahn-Kürzel in Hannover. Michael Grossheim, Werner Macho und Hans-Dietrich Sander haben das Manuskript kritisch durchgesehen und mir wertvolle Ratschläge erteilt. Wo ich Ratschläge nicht befolgt, sondern stur auf meinen »Irrtümern« beharrt habe, bitte ich um Nachsicht.

Karl Höffkes bin ich doppelten Dank schuldig: dafür, daß er den Mut hatte, die erste Ausgabe des »Nasenring« zu drucken, und dann dafür, daß er das Buch großzügig für den Langen Müller Verlag freigegeben hat. Bei Langen-Müller stand mir Rochus von Zabuesnig kameradschaftlich und mit gelassenem österreichischen Humor bei.
Mein erster Leser (und, wo nötig, Kritiker) alles dessen, was ich schreibe, ist seit Jahren meine Frau. Gerade bei diesem Buch war mir ihr Beistand und ihre Geduld unersetzlich. Daß ich das Buch unseren beiden Söhnen widme, hat seinen guten Grund. Es ist nicht leicht, mit einem Vater aufzuwachsen, der über lange Jahre von den Medien mit Schmutz beworfen wird. Daß unsere Familie das ausgehalten hat, stimmt mich vor allem anderen dankbar.

München, 1. Januar 1991. *Armin Mohler.*

Personenregister

Das vorliegende Buch geht dem komplexen Thema beharrlich mit Zitierung von Gelesenem, Gehörtem und Erlebtem zu Leibe. Da bei den meisten Zitaten eine Person als Berichterstatter (oder Objekt der Berichterstattung, im Mittelpunkt steht, wird der so entstandene Fleckerlteppich vom Personenregister erfaßt. In einigen Fällen wurde allerdings der Name nicht genannt, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einerseits betraf das Zeitgenossen, denen ich ersparen wollte, an meiner Seite in Polemiken verwickelt zu werden: so der Basler Medizinprofessor mit seinem Brief über die »primäre Ur-Bosheit« (279 f.); der DDR-Schriftsteller, dem ich seit dem Fall der Mauer alles vorlege, was ich über das DDR-Syndrom schreibe (333, 337); der Publizist mit seinem Hinweis auf den »Unterhaltungswert des Dritten Reiches« (324 f.); der einstige österreichische »Illegale« auf Heimatbesuch (329). Andererseits unterblieb die Namensnennung bei Personen, die nicht an den Pranger gestellt, jedoch als »verhaltenstypisch« zitiert werden sollten: die beiden Universitätsprofessoren, aus Österreich (131) und aus der Bundesrepublik (136); dann die beiden allzu gouvernantenhaften Zeitungsredakteure aus Westdeutschland (257, 265). Bei anderen Personen wiederum sind mir ganz einfach im Verlauf der Jahre die Namen entfallen, während das von ihnen Gesagte in mir weiter wirkte: so die »Spielregeln« des nach Prag zurückkehrenden Tschechen (112); der Berichterstatter über den »Salon Kitty« in Berlin (331 f.) und nicht zuletzt (zu Beginn des Jahres 1991!) der französische Besatzungsoffizier in Tübingen mit seinem prophetischen Erschrecken über die amerikanische Reeducation (180).